othek
urg

~~III. 307.~~2
Paed. 435. II.

Kinderfreuden.

Ein Seitenstück
des
Stoffes
zur
Bildung des Geistes und Herzens.

Von
Karl Hahn,
Rektor, und Erzieher des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels Durchlaucht.

Zweites Bändchen.

Mit zwei Kupfern.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1806.

Ihro königlichen Hoheit

der

Fürstinn Friederike zu Solms-Braunfels,

verwittbeten Prinzessinn von Preußen,

gebornen Herzoginn von Mecklenburg,

der

zärtlichen Mutter

hoffnungsvoller Kinder

zum

öffentlichen Beweise innigster Verehrung

---

unterthänigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Ich lese nicht gern lange Vorreden; mag daher auch keine lange schreiben. Viel habe ich außerdem nicht zu sagen: denn der zweite und dritte Abschnitt dieses Werkchens ist dem ersten und zweiten im vorigen Bande der Kinderfreuden gleich; der erste Abschnitt aber hat selbst seinen Vorredner Seite 3 bis 10. Nur der vierte Abschnitt bedarf eines Empfehlungsbriefes. Er ist nicht geschrieben, um flüchtig durchlesen zu werden, oder als leichter Zeitvertreib zu dienen. Man soll auf jeder Seite, bei jedem Worte denken und nachdenken. Man soll nicht

alles hier gegebene gleich für Wahrheit an=nehmen, sondern auch selbst sein Urtheil darüber fällen: denn es ist vieles dem Ur=theile des Lesers geflissentlich überlassen. Wünschenswerth wäre es, wenn der Lehrer diesen Abschnitt in einzelnen Stunden selbst vortrüge, und dabei den Geist der Zuhö=rer in so mancher Hinsicht übte, und durch den gegebenen Stoff auf das Herz einwirkte. Ich habe diesen Abschnitt selbst bis zur Hälfte in der Hartungischen Töchterschule zu Berlin bei der Uebung des Geistes zum Grunde geleget, und meine Schülerinnen (in der ersten Klasse) nicht allein auf den Gang der Erzählung, sondern auch auf die Karaktere, auf die verschiedenen Handlun=gen und Urtheile der vorkommenden Perso=nen nach deren Jahren, Erfahrungen und Verhältnissen aufmerksam gemacht, und sie besonders auf den Ausdruck und die richtige wörtliche Bezeichnung des Gedankens sehen lassen, wobei viele Wiederhohlungen der

Sprachgesetze und häufige Erklärungen der mannichfaltigen oft sehr nahe an einander grenzenden Begriffe nöthig waren.

Doch muß ich den Lehrer bitten, daß er erst das ganze durchlese, ehe er seinen Belehrungen diesen Leitfaden zum Grunde leget, weil vieles, was anfangs wahr dargestellt scheinen soll, in der Folge eine andere Ansicht gewinnt. — Ich habe meine Schülerinnen bei der ersten Ansicht so lange gelassen, bis sie die zweite erhielten, und ihnen dann gezeigt, wie verschieden die Urtheile der Menschen und wie entgegengesetzt ihre Handlungen sein können, doch so, daß alle einen haltbaren Grund dabei zu haben glauben. Daß ich immerfort das, was Bezug auf die Jugend und auf Herzensbildung hat, im Auge gehabt habe, wird der Inhalt, denke ich, hinlänglich lehren.

Die Begriffzergliederung habe ich sehr abkürzen müssen, weil die Bogenzahl daßelbe forderte.

Du, mein Publikum, das mir bisher so vielen Beifall schenkte, nimm meinen wörtlichen herzlichen Dank dafür an, und die Versicherung, daß ich es mir angelegen sein lasse, durch möglichste Anstrengung meiner Kräfte zum Wohle der Jugend gegen dich dankbar zu werden.

Geschrieben zu Neustrelitz, am 9ten April 1806.

Karl Hahn.

Inhalt.

I. Erzählungen für Kinder bis zum sechsten Jahre.

Bitte. Ein Wort an die Lehrer. . S. 3.
1. Die Trommel. . . . . — 10.
2. Das Würstchen. . . . . — 12.
3. Die schwarzen Männer. . . . . — 18.
4. Die Tabakspfeife. . . . . . . — 21.
5. Der Elephant. . . . . — 22.
6. Das Schäfchen. . . . . — 27.
7. Das Licht. . . . . — 29.
8. Der Tabak. . . . . — 33.
9. Der Schnee. . . . . — 40.
10. Die Husaren. . . . . — 47.
11. Die Fliege. . . . . — 54.
12. Der Ofen. . . . . — 56.
13. Der Schornsteinfeger. . . . . — 62.
14. Die Ruthe. . . . . — 66.
15. Die Sperlinge. . . . . — 68.
16. Der Apfel. . . . . — 70.
17. Das Zuckerbrot. . . . . . . — 72.
18. Die Windmühle, oder was heißt das: Geld verdienen? . . . . — 75.
19. Die Rache. . . . . — 81.
20. Die Katze. . . . . — 83.

II. Erzählungen für Kinder vom sechsten bis zum zehnten Jahre.

1. Die Reißsuppe. . . . . S. 87.
2. Das Männchen aus Porzellane. . — 91.

3. Der gefundene Geldbeutel. . . . S. 95.
4. Die Rose. . . . . — 100.
5. Der Dukaten. . . . . — 106.
6. Die Tasse, oder das böse Gewissen verräth sich von selbst. . . . — 112.
7. Der Raufer, oder Furchtsamkeit reizt den Verfolger. . . . . — 115.
8. Der Liquiritiensaft. . . . . . . — 118.
9. Der Grashüpfer. . . . . — 120.
10. Der Hund. . . . . — 126.
11. Der Widersprecher. . . . . . . — 132.

III. Erzählungen für Kinder vom zehnten bis zum dreizehnten Jahre.

1. Der Hollunderstab. . . . . . S. 141.
2. Das Hühnchen. . . . . — 145.
3. Der Wunderknabe zu Kehrberg. . — 151.
4. Die Waden. . . . . — 173.
5. Die Perrücke. . . . . — 178.
6. Das Ei, oder was ein Häkchen werden will, krümmet sich in der Zeit. — 193.
7. Der Kröpelstuhl. . . . . — 196.
8. Der Fremde. (Fortsetzung des vorigen). — 202.
9. Der Fündling. . . . . — 204.

IV. Erzählungen für das reifere Alter.

Die Familie Reinwald. Ein Blick in das Leben der Menschen. . . S. 215.

Anhang.

Erklärung mehrerer im vorigen Abschnitte bezeichneter und anderer sinnverwandter Begriffe. . . . . . . S. 409.

I. Erzäh-

I.

Erzählungen für Kinder bis zum sechsten Jahre.

Bitte.

Ein Wort an die Lehrer.

So werde ich denn im zweiten Theile dieses wohl aufgenommenen Werkchens tiefer steigen, als ich es im ersten gethan habe. Es haben schon mehrere Versuche geliefert, mit Kindern von dem zarteren Alter sich geistig zu beschäftigen, und das ist wirklich nicht unverdienstlich. Denn das Alter dieser Kinder ist gerade dasjenige, was die Aeltern am meisten in Verlegenheit setzet, wenn sie ihm geistige Nahrung reichen sollen; und doch bitten, ja quälen die kleinen Kinder immer fort um Erzählungen, wenn sie einmal diese Lockspeise gekostet haben. Da betreten gewöhnlich die Aeltern einen Irrweg, sie trauen entweder den Kindern zu viel, oder zu wenig zu. Viele wissen sich aber nicht

anders zu helfen, als daß sie ein Geschichtchen von dem Wassernixe und dem Vogel Ruck zusammenstoppeln, und damit tagtäglich aufwarten.

Hier liefere ich nun einige Erzählungen als Probe einer größern Sammlung, die dann erst erscheinen kann, wenn der Beifall der Sachverständigen mir zu Theil wird.

Ich habe jetzt viele Gelegenheit gehabt, den kindlichen Geist zu beobachten, denn ich bin selbst durch ein Töchterchen erfreuet, das zwar drei Jahr alt ist, aber nach ihrer Geistesentwickelung zum vierten Jahre gerechnet werden kann; — mir ist aber auch ein Prinz zur Erziehung anvertrauet, der im vierten Jahre stehet und unter die talentvollen Kinder unpartheiisch gesetzet werden muß. Diesen beiden Kindern muß ich täglich erzählen, und gewöhnlich bestimmen sie selbst, was der Inhalt der Geschichte sein soll: wozu sie besonders durch äußere Umstände geleitet worden sind. Verbiete ich eine Unart, z. B. das Herausstecken der Zunge, so sagen sie gleich: erzähle mir von einem unartigen Jungen, der Franz hieß, und

die Zunge immer herausstecken wollte. Zeige ich ihnen ein nachgebildetes Thier vor, z. B. einen Löwen, so höre ich gleich die Forderung: erzähle uns von einem Löwen, der einen Jungen fressen wollte; aber du mußt auch sagen, wie der Junge hieß.

Durch die Nothwendigkeit zu erzählen bin ich nun in den Stand gesetzet worden, folgende Forderungen an eine Erzählung der Art für die wichtigsten anzuerkennen, und nach denselben zu arbeiten. Ich habe daher den Leser durch das Wort Bitte, als Ueberschrift, erinnern wollen, er möge den Werth der folgenden Erzählungen nach den von mir hier anzugebenden Bedingungen bestimmen. Es sind folgende:

1) In Rücksicht der Materie müssen diese Erzählungen zwar einfach sein; aber sie können doch eine große Menge von Begriffen in sich fassen, die theils vom neuen in den Kindern befestigt, theils ihnen erst zugeführt und verdeutlichet werden. Daher ist es gut, wenn man alle Kleinigkeiten mitnimmt, und bei allen Handlungen das erwähnt, was ein geübteres Kind

sich dazu denken muß; z. B. statt: der Vater ging fort, lieber: nun setzte der Vater seinen Hut auf, dann nahm er den Stock in die Hand, ging an die Thür, drehete das Schloß auf, öffnete die Thür und ging hinaus. So ist in der Erzählung: der Tabak, Seite 33., der Satz: Friedrich sahe seinen Vater Tabak rauchen, dadurch ausgebreitet worden, daß alles angeführt ist, was der Vater thun mußte, ehe ihn Fritz Tabak rauchen sehen konnte.

Da die kleinen Kinder den Gang der Erzählung nicht übersehen, so braucht das Ende der Geschichte nicht frappant zu sein, eben so wenig das Ziel derselben auffallend hervorzuragen. Die Kinder erhalten nur mehrere, durch die Erzählung in Zusammenhang gebrachte Sätze, welche dazu dienen, daß die Kleinen nicht allein hören, sondern auch das einzelne nach und nach zu einem ganzen verbinden lernen.

2) Die Form muß der Materie ganz angemessen sein, so einfach als möglich. Die Sprache muß sich ihrer Kindheit nähern. Perioden würden hier am unrechten Orte stehen. Mit Binde-

wörtern des höheren Styls muß man sparsam umgehen, und sich lieber bequemen, das im gemeinen Leben so sehr mißbrauchte da fleißig zu setzen. Ich möchte es die Bindeformel der Kinder nennen. Nach vielen Versuchen habe ich bemerket, daß durch die Redensart: die Mutter sprach, die Kinder nicht so leicht den Faden anknüpfen, als wenn ich mich ausdrucke: da sagte die Mutter. Eben so empfiehlt sich das Bindewort aber. Es ist Eigenthum der Dichter- und Kindersprache. Man beobachte die Kinder, wie oft sie aber setzen. Da heißt es bald: aber das Essen schmeckt gut, bald: aber was spiel' ich denn heute? Das nemliche gilt von dem bei Dichtern mehr als gewöhnlich gebrauchten und.

Die Wörter nachdem, indem, wegen 2c. sind durchaus unverständlich, und müssen vermieden werden. Ihre Auslassung macht mehrere kurze Sätze nöthig, die eben deßwegen den Kindern sehr verständlich werden.

Einer gleichen Schwierigkeit ist der Gebrauch der Personwörter unterworfen. Ihre

Weglassung ist zwar dem gebildetern Ohre unangenehm, indem das durch sie bezeichnete Substantiv zu oft wiederholt werden muß; aber die Kinder vermögen nicht immer das vorhergehende Hauptwort beim Personworte zu wiederholen, sondern müssen dasselbe wieder hören. Daher entstehet oft die Frage bei den Kindern, wenn man er oder sie bringt: — wer denn? Es ist aber gut, wenn man da, wo keine zu große Undeutlichkeit für die Kinder entstehet, oder wo die Wiederholung des Hauptwortes zu hart werden würde, das Personwort bisweilen gebraucht, und sich die Frage: wer denn? gefallen lässet —; damit sich auch die kleinen Zuhörer an diese Eigenheit der Sprache gewöhnen *).

Nach diesen Grundsätzen sind gegenwärtige Erzählungen aufgezeichnet worden. Vor dem Drucke hat die mündliche Mittheilung derselben sie gehörig bewährt. Ihre Zahl ist nicht groß, aber sie wird dadurch vermehrt, daß man ein Geschichtchen zehen Mal erzählen kann.

---

*) Das Personwort man verstehen die Kinder am frühesten.

Die Reden der Kinder sind treue Relation der Gespräche jener Kleinen, mit welchen ich mich unterhielt; sie sind also charakteristisch und wahr.

Beim Gebrauche der Erzählungen wünschte ich wohl, daß man bei jedem Satze anhalte und frage; da ohnedieß hier nur der Text zur Unterhaltung geliefert ist, die Ausführung desselben aber und die Verdeutlichung der Begriffe (nicht Erklärung, denn dies ist bei diesem Alter unmöglich) dem überlassen bleibet, der Gebrauch von dem vorliegenden macht und machen kann. Man vermeide aber auch den Kindern zu zeigen, daß man die Erzählung ablese, das kommt ihnen gar nicht recht vor. Der Prinz Wilhelm antwortete mir, als ich eine aufgeschriebene Geschichte noch ein Mal durch Ablesen wiederholen wollte: nein! du sollst mir etwas erzählen. Dabei legte er den Ton auf das Wort erzählen, gleich als wolle er andeuten, daß es von dem Vorlesen weit verschieden wäre. Man kann ja das Buch seitwärts legen, und wenn man einen Satz heimlich gelesen hat, sich

dann zu den Kindern wenden, und denselben ihnen laut und langsam, und so vortragen, als ob er von uns selbst käme.

Es kann vielleicht vielen leicht vorkommen, dergleichen Erzählungen niederzuschreiben; aber ich muß bekennen, daß es schwerer ist, als eine jede andere Erzählung für ein höheres Alter zu verfertigen. Daraus hoffe ich eine Entschuldigung herzunehmen, wenn meine Arbeit mir nicht ganz gelungen sein sollte. —

So viel zur Vorerinnerung; nun zur Sache.

1.

Die Trommel.

Es war einmal in der Stadt Jahrmarkt. Da kaufte Herr Paul seinem kleinen Sohne eine Trommel. Das Söhnchen hieß aber Georg, und war immer artig. Die Trommel gefiel dem kleinen Knaben recht, denn sie machte vielen Lärmen und schnurrte sehr, wenn Georg auf das Trommelfell schlug.

Der Knabe trommelte nun den ganzen Tag, daß allen die Ohren wehe thaten.

Aber einmal hörte Georg einen Wagen auf der Straße fahren, da schob er seine Trommel an das Fenster und wollte darauf treten. Georg hätte eine Hitsche nehmen sollen, nicht wahr? Aber eine Hitsche stand gerade nicht in der Nähe.

Aber da sahe der Vater, daß Georg auf die Trommel steigen wollte, und sagte: auf die Trommel darf man nicht treten: denn dazu ist sie nicht gemacht. Das Fell reißt ja entzwei; dann kannst du nicht trommeln.

Georg hörte das mit freundlichem Gesichte an, und stieg gleich von der Trommel; (er hatte schon einen Fuß auf sie gesetzet).

Nun konnte Georg nicht gleich aus dem Fenster kucken, das that ihm sehr leid; aber er war doch gehorsam. Und weil er gleich gehorchet hatte, brachte ihm der Vater selbst die Hitsche getragen; da konnte er den Wagen vor der Thür sehen, den er sehen wollte.

2.

Das Würstchen.

Vater Guthmann hatte ein Schwein gekauft. Das brachte ein Bauer an einem Stricke getrieben. Der Strick war aber um den Fuß des Thieres gebunden.

Als das Schwein in den Hof kam, fing es recht zu schreien an. Da hörte die kleine Natalie in der Stube das Geschrei. Sie wollte gern das Schwein sehen; da sagte sie zu dem Vater: liebes Väterchen, ich bitte, laß mich auf den Hof gehen; ich will auch das Schwein sehen. Nicht wahr, das Schwein thut mir nichts?

Da sagte der Vater: ich will selbst mit dir hinunter auf den Hof gehen.

Er nahm sein Töchterchen bei der Hand und ging in den Hof. Da stand das Schwein dort, grunzte und fraß ein Krautblatt.

Natalie sagte darauf: das Schwein ist doch ein garstiges Thier. Es ist alles voll Schmutz. Pfui, das schreit recht häßlich.

Da sagte der Vater: es wird uns aber recht gut schmecken.

Da fragte Natalie: willst du denn das garstge Schwein essen?

Ja wohl, sagte der Vater. Du wirst gewiß auch mitessen.

Und die Mutter auch? fragte Natalie.

Ja, ja, die Mutter wird auch recht gern mitessen, sagte der Vater.

Da antwortete Natalie: ich mag nicht das schmutzige Schwein essen, und die Mutter ißt auch nicht mit.

Aber der Vater sagte: So will ich das Schwein auch nicht essen. Morgen kommt der Schlächter und sticht das Schwein todt, und wäscht den Schmutz ab, und dann bratet und kocht die Köchinn das Fleisch.

Der Vater führte nun die kleine Natalie zu dem Schweine, und ließ sie die starken Hare auf dem Rücken angreifen. Die Hare an dem Schweine nennet man aber Borsten. Dann zeigte der Vater seiner Tochter die kleinen Augen

am Schweine und das geringelte, kurze Schwänzchen, und den Rüssel, der vorn wie abgeschnitten war, und die Nasenlöcher, mit welchen das Schwein immer schnaubte.

Nun wurde das Schwein in den Stall gebracht, und der Vater ging mit seiner Natalie wieder in die Stube. Da freuete sich Natalie auf den folgenden Tag, weil das Schweinchen morgen geschlachtet werden sollte; sie freuete sich auch auf das Würstchen, das sie von der Mutter bekommen sollte.

Am andern Morgen kam der Schlächter. Er hatte eine braune Jacke an und eine weiße Schürze vorgebunden. An seiner Seite hing eine Scheide aus Leder an einem Riemen; in dieser Scheide stacken viele scharfe Messer; an dem Riemen hing noch ein Wetzstahl, auf dem der Schlächter die Messer scharf machen konnte. Der Meister Schlächter warf jetzt Stroh in den Hof und machte das Stroh breit; dann zog er seine Jacke aus, hing sie an einen Nagel und streifte zuletzt die Hemdenärmel auf.

Nun ging er in den Stall, und brachte das Schwein herausgetragen. Er hielt es mit der rechten Hand am rechten Ohre, und mit der linken Hand hielt er es am Schwänzchen. Da wurde nun das Schwein auf das Stroh geworfen; zwei Leute knieten auf den Leib und zwei Leute hielten die Füße. Natalie aber hielt — das Schwänzchen. Doch das Schwein strampelte mit den Füßen, und Natalie fürchtete sich; da ließ sie das Schwänzchen fahren.

Darauf stach der Schlächter das Schwein mit einem scharfen Messer in die Kehle. Gleich kam das Blut herausgeflossen. Und eine Frau hielt einen Topf hin und fing das Blut auf. Das Schwein schrie entsetzlich, und Natalie weinte vor Angst. Endlich röchelte das Schwein noch — zuletzt war es still und — todt.

Da legte der Schlächter das todte Schwein in eine große Wanne, und goß heißes Wasser darauf. Nun konnte der Schlächter die Borsten recht gut von der Haut losmachen. Das Schwein lag bald ganz nackt in der Wanne. Da war es so weiß, wie die Kinder an ihrem Leibe.

Nun wurde das Schwein an den Hinter-füßen aufgehängt. Der Schlächter schnitt ihm den Bauch auf, und nahm die Gedärme her-aus, auch den Magen, und die Leber, und die Galle, und das Herz, und die Lungen.

Darauf wurde Wurst gemacht. Wie die Würste gemacht werden, laßt euch von euern Aeltern erzählen.

Die Würste waren nun fertig; sie wurden mit einem Rührlöffel aus einem Kessel genom-men. Was war denn wohl in dem Kessel? Aber die Würste konnte noch niemand essen; sie waren siedend heiß. Darum legte sie der Schlächter auf Stroh; da sollten sie kalt wer-den. Und als sie kalt waren, erhielt Natalie auch ihr Würstchen. Das Würstchen war sehr klein; Natalie konnte es an den Finger stecken.

Da spielte das kleine Mädchen lange mit dem schönen Würstchen; sie drückte mit den Fingern viele Grübchen ein.

Endlich sagte die Mutter: Kind, hebe dein Würstchen auf bis zu dem Mittagsessen, dann kannst du es verzehren.

Natalie hob das Würstchen auf; — aber wo hob sie es auf? Sie legte es auf den Küchentisch. — Doch ehe sie sichs versahe, sprang die Katze — husch! auf den Tisch, und nahm das Würstchen in die Schnautze.

Natalie schrie jämmerlich; aber die Katze sprang fort, und lief die Treppe hinan. In der Oberbodenthür war ein Loch; durch das Loch kroch die böse Katze, und versteckte sich in einen Winkel. Da mußte man erst den Schlüssel zum Oberboden suchen; man mußte die Thür aufschließen, und die Katze suchen. Die Katze fand man wohl, aber von dem Würstchen war nichts mehr zu sehen; es war schon aufgefressen.

Da sagte die Mutter zu Natalien: mein Töchterchen, du hättest die Wurst besser aufheben sollen. Denn wie du es gemacht hast, das heißt noch nicht aufheben.

Wie hätte ich's denn machen sollen? sagte Natalie.

Da antwortete die Mutter: ich schließe meine Würste in die Speisekammer; sehe mich aber

zuvor um, ob die Katze mit hineingelaufen ist. Hättest du mich gebeten, dein Würstchen mit aufzuheben, so hättest du das Würstchen noch.

3.

Die schwarzen Männer.

Die kleine Wilhelmine wollte mit einer porzellanenen Tasse spielen; aber die Mutter gab ihr die Tasse nicht, und sagte: das ist kein Spielwerk für die kleinen Kinder. Die Tasse zerbricht sehr leicht. Spiele du mit deiner Puppe!

Aber die kleine Wilhelmine schrie überlaut, und stampfte mit dem Fuße, und rief: ich will aber die Tasse haben! Du mußt sie mir aber geben, sonst habe ich dich nicht lieb!

So sagte das unartige Kind. Da hörte man draußen auf der Straße singen. Gleich weinte Wilhelmine nicht mehr, und trat an das Fenster. Sagt mir doch, was wollte sie denn am Fenster machen? —

Draußen auf der Straße kamen viele Schüler. Die waren klein und groß, und gingen recht ordentlich neben einander, und sangen. Und hinter den Schülern kamen viele Männer, die hatten schwarze Kleider an, und schwarze Mäntel umgehängt. Zuletzt trugen viele schwarze Männer einen hohen Kasten auf der Schulter. Der Kasten war auch mit schwarzem Tuche ganz zugedeckt.

Was wollen denn die schwarzen Männer machen? fragte Wilhelmine.

Da sagte die Mutter: sie tragen in dem Kasten eine todte Frau. So einen Kasten nennet man einen Sarg, und die todte Frau darin heißt eine Leiche. — (Wird denn wohl ein todter Mann auch eine Leiche heißen?)

Da sagte Wilhelmine: ist denn ein Fensterchen in dem Kasten, daß die Frau durchkucken kann.

Die Mutter sprach: die arme Frau hat die Augen zu, und kann sie nicht mehr aufmachen, sie kann auch nicht mehr hören, auch nicht mehr sprechen, und ist am ganzen Leibe steif; sie lebt nicht mehr.

Da fragte Wilhelmine: warum lebt sie denn nicht mehr?

Weil sie gestorben ist, sagte die Mutter. Ich will dir aber sagen, warum sie gestorben ist. Sie hatte ein kleines Mädchen, das heißt Minchen, so wie du. Das Minchen gehorchte aber gar nicht, und war immer unartig und trotzig. Da hat sich ihre Mutter über das böse Kind so geärgert, daß sie gestorben ist; und nun tragen die schwarzen Männer die arme Mutter fort.

Da sagte Wilhelmine: die arme Mutter! wohin tragen sie denn die schwarzen Männer?

In ein tiefes Loch; das nennet man Grab, sagte die Mutter. Und wenn die Männer den Sarg in das tiefe Grab hinuntergelassen haben; dann werfen sie viel Erde über den Sarg.

Da fragte Wilhelmine wieder: kann denn die Frau nicht aus dem tiefen Loche?

Nein! sagte die Mutter. Sie ist todt, und wird nicht wieder lebendig.

Aber das Mädchen kann sich doch eine andere Mutter kaufen? sagte Wilhelmine.

Da sprach die Mutter: das gehet auch nicht an. Die Kinder können sich keine andere Mutter kaufen. Wenn du mich ärgerst, werde ich auch sterben. Dann kommen die schwarzen Männer, und tragen mich fort, und du hast keine gute Mutter mehr.

Da weinte Wilhelmine, und faßte die Mutter an die Hand, und sagte: stirb nicht, liebe Mutter! Ich will dich nicht mehr ärgern! Aber du darfst nicht sterben. Vergiß es ja nicht!

Da sagte die Mutter: vergiß du nur nicht, daß du mir versprochen hast, artig zu sein. Dann werde ich nicht sterben.

4.

Die Tabakspfeife.

Der kleine Anton stand bei seinem Vater. Der Vater aber saß auf einem Stuhle am Fenster und rauchte Tabak. Da wollte Anton den schönen Pfeifenkopf anfassen; aber der Vater sagte: greife den Pfeifenkopf nicht an; er ist sehr heiß, du brennst dich an dein Fingerchen.

Ich will mich brennen! sagte Anton.

Das thut aber wehe! sagte der Vater.

Da sprach Anton: es soll wehe thun!

Der Vater antwortete darauf: wenn du es willst, so brenne dich!

Da faßte Anton den Pfeifenkopf an, aber er fuhr schnell mit der Hand zurück. Denn er hatte sich sehr an seine Fingerspitzen gebrannt. Darauf weinte er bitterlich.

Da sagte der Vater: weine nicht! du hast dir den Schmerz selbst gemacht. Hättest du mir gehorchet. Wer aber nicht hören will, der muß fühlen.

5.

Der Elephant.

Ein Vater hatte zwei Kinder. Eins war ein Knabe, das andere war ein Mädchen. Der Knabe hieß Ernst; das Mädchen hieß Elise. Ernst zankte sich immer mit seiner Schwester, und konnte sich gar nicht mit ihr vertragen:

denn er wollte immer Recht haben, und seiner Schwester befehlen.

Einmal hatte der Vater den beiden Kindern ein Bilderbuch gegeben. Er hatte aber das Buch auf einen Stuhl gelegt, und Ernst und Elise sollten vor den Stuhl treten, und die Bilder ansehen.

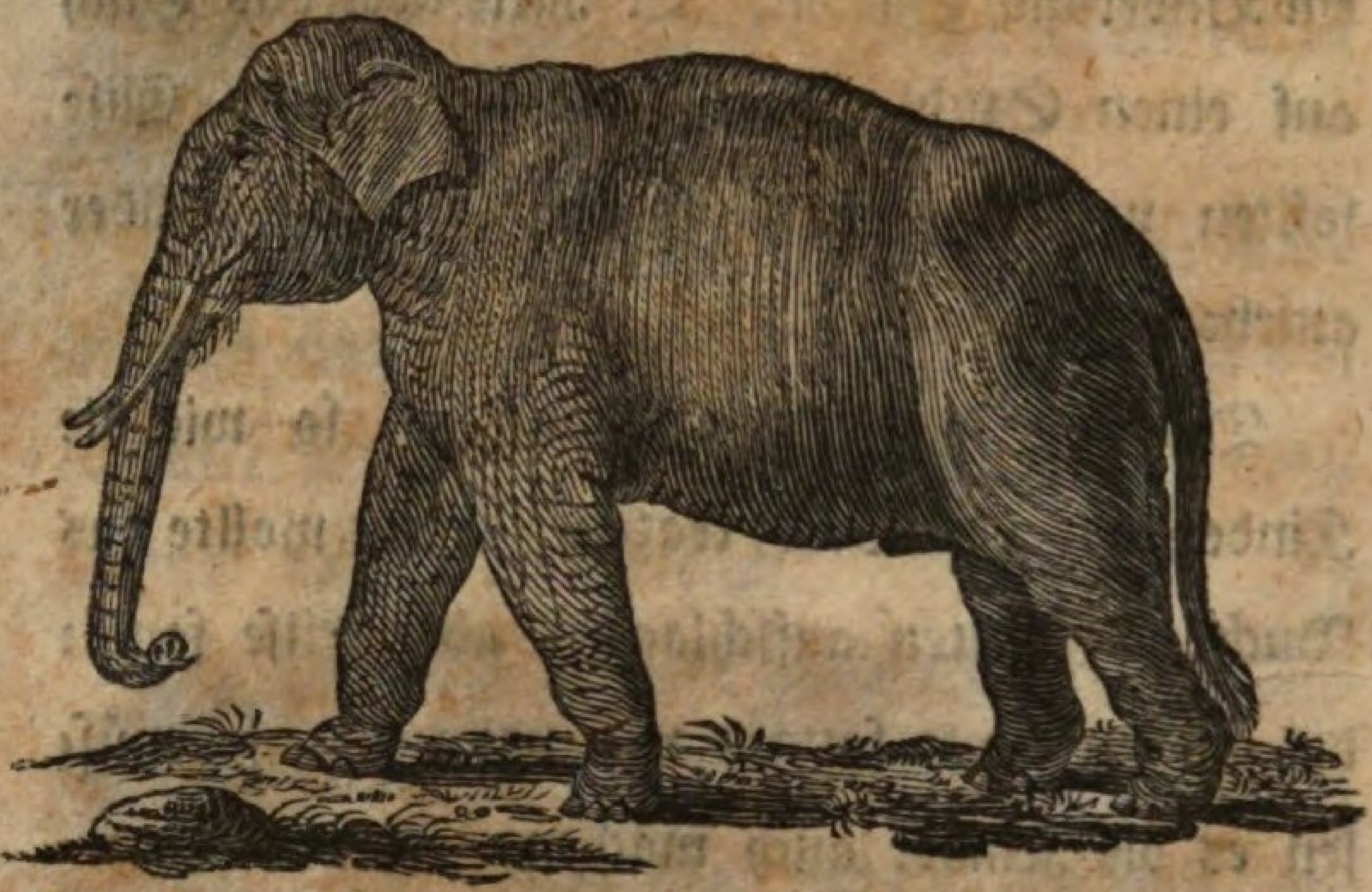
Da fing der Streit schon an, so wie die Kinder vor das Buch traten. Ernst wollte das Buch von hinten aufschlagen; aber Elise sagte: die großen Leute fangen von vorn an; so müssen es die Kinder auch machen.

Da sagte Ernst: die kleinen Kinder müssen aber von hinten anfangen.

Elise wollte nicht streiten; sie sagte: es ist einerlei, wir wollen hinten die Bilder zuerst ansehen, weil du es haben willst. Nun sahen die Kinder die Bilder an.

Da kamen sie bis an ein Bild, das stellte ein großes, graues Thier vor. Vorn an dem Kopfe war dem Thiere ein Stück Fleisch angewachsen; das Fleisch war aber rund und lang, bald wie mein Arm, und hing bis auf die Erde;

und zwei lange, lange Zähne gingen aus dem Munde vor. Ihr könnet das Thier hier abgemahlet sehen. Gerade so sahe es aus:



Da sagte Ernst: das ist ein Nashorn.

Aber Elise sprach: nein, Bruder, es ist ein Elephant.

Da rief Ernst: es ist nicht wahr! Du bist ein dummes Mädchen; ich weiß es besser.

Der Vater hat es aber doch gesagt, sprach Elise.

Da rief Ernst wieder: der Vater hat aber doch gesagt, es wäre ein Nashorn. Und nun stieß der böse Ernst seine gute Schwester vor

die Brust. Elise fiel rückwärts hin, und schlug mit dem Kopfe an eine Kommodenecke. Da lag sie halb todt dort. Weh, weh! da floß vieles Blut aus dem Kopfe, und die Hare und der Hals und das Kleid wurden ganz vom Blute roth.

Ernst fing nun auch an zu weinen. Er fiel vor Angst auf seine Schwester hin, und küßte sie, und rief: mein gutes Elischen, stirb nicht; ich habe es nicht gern gethan! — Und weil er so laut schrie, so hörte es die Mutter in der andern Stube.

Da kam die gute Mutter herein gelaufen. Sie erschrak aber sehr, als sie Elisen auf der Erde voll Blut liegen sahe.

Aber Ernst sagte nicht, daß er die Schwester hingestoßen habe, und Elise konnte nicht sprechen.

Da sagte die Mutter: ach, großer Gott, was ist denn das? und Ernst antwortete: Elischen ist umgefallen.

Nun wurde Elise auf ein Bett getragen, und die Mutter schickte schnell nach einem Manne, der das Loch in dem Kopfe wieder zuheilen sollte.

Der Mann kam, und schnitt viele Hare vom Kopfe weg; dann wusch er das Blut ab, und legte ein Pflaster auf das Loch im Kopfe.

Am andern Tage war Elise schon besser; sie konnte auch wieder sprechen. Aber die gute Elise sagte nicht, daß Ernst sie hingestoßen hatte. Sie dachte, der Bruder würde dann von dem Vater geschlagen werden.

Als nun einmal niemand in der Stube war, da kam Ernst an das Bett seiner Schwester, und sagte: du bist doch eine recht gute Schwester! Du hast es nicht gesagt, daß ich dich hingestoßen habe. Ich will dich aber recht lieb haben, recht, recht lieb, und will dich nicht mehr schlagen.

Dem kleinen Wilhelm erzählte ich diese Geschichte. Da sagte er: ist denn die Elise hier? Laß doch Elisen zu mir kommen. Da will ich sprechen: meine gute Elise!

Das sprach er mit so zarter Stimme, und breitete dabei seine Aermchen aus, daß ich innig gerührt wurde.

Dann setzte er dazu: ich will recht viele solche Schwestern haben!

Und dieser Wilhelm ist noch nicht vier Jahr alt.

6.

Das Schäfchen.

Adelheid hatte ein Schäfchen; das Kind freuete sich recht über das niedliche Thier. Es hatte so schöne weiße Wolle, und ein rothes Bändchen war um den Hals gebunden; an dem rothen Bändchen hingen zwei Schellen, die klangen recht lieblich, wenn das Schäfchen sprang.

Wenn Adelheid früh aufwachte, da fragte sie gleich: was macht wohl mein Schäfchen? Dann hielt sie recht still beim Ankleiden, damit die Mutter bald fertig würde; dann wollte das Mädchen zum Schäfchen springen. Wenn nun die Mutter sagte: nun kannst du gehen! so ließ sich Adelheid ein Stückchen Brot für das Schäfchen geben; auf das Brot streuete sie aber Salz, weil die Schäfchen gern Salz lecken.

Dann sprang sie hinaus zu ihrem Hänschen: denn so hatte Adelheid das Thier genennet. Hänschen war aber in einem kleinen Stalle.

Da riegelte Adelheid die Stallthür auf, und rief: Hänschen, Hänschen! Und das Schäfchen kam gesprungen, meckerte, und fraß das Brot aus Adelheidens Händchen.

Darauf ließ das kleine Mädchen ihr Schäfchen aus dem Stalle springen. Es war aber vor dem Hause ein großer Platz, und auf dem Platze wuchs vieles Gras. Da sprang das Schäfchen hin, und fraß dort den ganzen Tag über. Fort konnte das Hänschen nicht laufen: denn rings um den grünen Platz waren Pfähle eingeschlagen, und die Pfähle standen nicht weit von einander.

Da ging Adelheid recht oft zu dem Schäfchen, sahe es springen, und streichelte die weiche, weiße Wolle. Und das Schäfchen ließ mit sich spielen, und stand ganz geduldig still.

Aber höret! Das Schäfchen wuchs größer, und wurde wilder. Es stieß sogar mit dem Kopfe die kleine Adelheid.

Da lief Adelheid zu der Mutter und sagte: Mütterchen, laß doch das Schäfchen schlachten!

Aber die Mutter sagte: was höre ich? Dein liebes Schäfchen willst du schlachten lassen!

Da antwortete Adelheid: ich habe das Schäfchen nicht mehr lieb; es ist unartig geworden. Nun ist es nicht mehr mein gutes Hänschen.

Darauf sprach die Mutter: Sieh, Adelheid, so ist es auch mit den Kindern wie mit dem Schäfchen: so lange die Kinder artig sind, hat man sie lieb; wenn sie aber unartig werden, mag sie niemand haben.

7.

Das Licht.

Ein kleiner Knabe, Namens Franz, trug gern ein brennendes Licht umher. Abends ging sein Vater oft aus einer Stube in die andere; da bat Franz alle Mal den Vater, und sprach: lieber, guter Vater, laß mich das Licht tragen! Erlaubst du?

Und als Franz das erste Mal so bat, sagte sein Vater: lieber Franz, du sollst wohl diese Freude haben; aber du mußt das Licht in Acht nehmen, und ja nicht nahe an die Dinge gehen, die in der Stube hangen und stehen.

Da fragte Franz: warum denn?

Aber der Vater antwortete: wenn du mit dem Lichte an die Fenstervorhänge, oder an die Betten, oder an die Bücher kämest, da könnten sie leicht anbrennen; und das Feuer würde dann groß, und brennte immer weiter, bis endlich die ganze Stube voll Feuer wäre. Zuletzt brennte gar das ganze Haus.

Da sagte Franz: erzähle mir von einem unartigen Jungen, der die Stube anbrennen wollte.

Wenn ich jetzt wieder komme, will ich dir eine solche Geschichte erzählen, sagte der Vater.

Er ging hinaus, und Franz trug das Licht. Bald kamen sie aber wieder, und der Vater setzte sich auf den Lehnstuhl. Franz setzte das Licht auf den Tisch, und ging dann zu dem Vater. Da trat er zwischen des Vaters Beine, und stemmte die Aermchen auf des Vaters

Schoß, und sahe recht aufmerksam den guten Vater an.

Da sagte der Vater: ein kleiner Junge, mit Namen Gottlieb, hatte ein Wachsstöckchen zu Weihnachten erhalten, das zündete er an, und sprang damit in der Stube umher. In der Stube lagen aber viele Hemden. Die Mutter hatte sie erst aus neuer Leinwand gemacht. Gottlieb fuhr mit dem Wachsstöckchen an diese Hemden. Da brennten die Hemden schnell an, und das Feuer wurde groß, viel größer als das Feuer in dem Ofen. Da schrie der kleine Gottlieb sehr und rief: Mutter, Mutter! Denn die Mutter war in der Küche, und der Vater war gar nicht zu Hause. Die Mutter hörte den kleinen Gottlieb schreien, und lief geschwind in die Stube. Da sahe sie das Feuer brennen, und erschrak sehr, und riß das Fenster auf, und schrie hinaus auf die Straße: Feuer, Feuer, helft!

Die Leute auf der Straße hörten die Mutter schreien, und kamen schnell die Treppe herauf. Da konnte aber schon niemand in die Stube gehen, denn sie war ganz voll Feuer.

Alles brannte: die Tische, das Sopha, die Kommode und die Stühle.

Auch die Vorhänge? fragte Franz.

Da antwortete der Vater: auch die Vorhänge. Nun höre nur! Es kamen jetzt andere Menschen, die trugen Eimer voll Wasser in den Händen. Das Wasser gossen sie aber in die Stube. Und andere Leute spritzten Wasser in die Höhe. Von dem vielen Wasser löschte das Feuer aus, und es war nur noch Dampf und Rauch in der Stube.

Aber alles war darin schwarz, und aus den Tischen und Stühlen waren Kohlen geworden.

Da sagte Franz: ist denn der kleine Gottlieb mit verbrannt?

Und der Vater antwortete: nein! Die Mutter hatte den unartigen Gottlieb herausgeschleppt; er war aber halbtodt.

Mache du es nun nicht, wie der Gottlieb, und nimm ja das Licht in Acht, wenn du es trägst.

Da sagte Franz: ja, Väterchen, ich will mich in Acht nehmen.

8.

Der Tabak.

Der kleine Friedrich stand einst bei seinem Vater. Der Vater aber ging an den Tisch, und schloß einen kleinen Kasten auf. In dem Kästchen war Tabak. Dann nahm der Vater eine Pfeife und stopfte den Kopf voll Tabak. Endlich nahm er den Feuerstahl und einen Feuerstein, und legte auf den Stein Feuerschwamm. Dann schlug er mit dem Stahle pick! pick! Feuer an. Als der Schwamm glühete, legte ihn der Vater auf den Tabak in der Pfeife, und rauchte nun.

Da sagte der kleine Friedrich: ach, Väterchen, gieb mir auch eine Pfeife, ich bitte!

Der Vater fragte aber: was willst du denn mit der Pfeife machen?

Und Friedrich sagte: ich will Tabak rauchen, wie du.

Da sagte der Vater: Kind, du bist noch zu klein, du mußt erst groß wachsen.

Ich bin schon groß! sagte Friedrich schnell.

Da antwortete der Vater: wenn du schon groß bist: so will ich dir dein blaues Kleidchen mit den goldnen Schnüren ausziehen: denn die großen Leute dürfen keine solchen Kinderkleider tragen.

Da sagte Friedrich: ich bin klein, lieber Vater; aber ich will Tabak rauchen.

Der Vater antwortete: wenn die kleinen Kinder Tabak rauchen, werden sie krank.

Ich will krank werden, sagte Friedrich.

Da sagte der Vater: das sollst du aber nicht. Wenn du Tabak rauchtest, müßtest du dich erbrechen, und das würde sehr wehe thun.

Wie macht man denn das? fragte Friedrich wieder.

Da sprach der Vater: wenn es dir übel wird im Munde, und alle Speisen, die im Magen längst gewesen sind, wieder aus dem Munde stürzen, dann erbrichst du dich.

Ich will mich erbrechen, sagte Friedrich.

Aber da würdest du deine schönen Kleider beschmutzen, sprach der Vater.

Ich will sie beschmutzen, antwortete Friedrich.

Da sprach der Vater: das wäre nicht gut für dich; da würde ja die Mutter mit der Ruthe strafen.

Aber Friedrich sagte: die unartigen muß man nicht mit der Ruthe strafen; die artigen nur.

Da fragte der Vater: bist du denn artig?

Und Friedrich antwortete: ja, ich bin wohl artig!

Darauf sagte der Vater: nun, so muß ich dich mit der Ruthe strafen: denn du hast ja gesagt, die artigen müßte man mit der Ruthe strafen.

Da besann sich der kleine Friedrich ein wenig, und sagte: ja mich nicht; aber die andern.

So, so, sagte der Vater. Aber ich muß dir nur sagen, lieber Fritz, daß ich nur die unartigen strafe. Ich erlaube dir auch nicht, Tabak zu rauchen. Hörst du wohl? Du sollst nicht!

Da schwieg Fritz still, und ging auf die Seite.

Aber die Tabakspfeife konnte Friedrich nicht vergessen.

Nach dem Mittagsmahle setzte der Vater seinen Hut auf, und nahm den Stock in die Hand. Was wollte er wohl machen? — Er ging in seinen Garten, spazirte von einem Baume zum andern, und pflückte sich manche schöne Kirsche ab. Aber Fritz blieb oben in der Stube; sonst ging er gern mit dem Vater in den Garten.

Nun nahm Fritz die Tabakspfeife von dem Tische, und steckte sein Fingerchen in den Pfeifenkopf; er wollte fühlen, ob noch Tabak darin wäre. Tabak fühlte er nicht; aber das Fingerchen war recht schmutzig geworden, und sahe grau aus, wie Asche. Da wischte er das Fingerchen an seinen Hosen ab; nun wurden auch die Hosen schmutzig, und das Fingerchen wurde doch nicht rein.

Darauf machte Friedrich den Tabakskasten auf, und stopfte ziemlich ungeschickt den Tabakskopf halb voll.

Da hätte er nun rauchen können; aber ihm fehlte Feuer. Das konnte er sich in der Küche hohlen.

Aber in der Küche war die schlimme Köchinn. Die würde dem kleinen Friedrich das Tabakrauchen wohl verboten haben. Darum dachte Fritz nach, wie er es recht klug anfangen könnte. Nun höret einmal zu, wie er es machte. Er riß ein Stückchen von des Vaters Feuerschwamme ab; mit dem Schwamme ging er in die Küche, und gab auf die Köchinn acht. Die Köchinn stand erst an dem Herde; darauf ging sie aber an das Schüsselbret, und wollte einen Quirl hohlen. Da konnte sie nun nicht sehen, was Friedrich an dem Feuer vornahm. Das war dem kleinen Knaben eben recht. Schnell hielt er sein Stückchen Schwamm ans Feuer, und glücklich zündete sich der Schwamm an, und wurde vorn glühend, wie eine Kohle.

Aber der Schwamm war zu klein; das ganze Stückchen wurde bald glühend; kaum war Friedrich aus der Küche, da brannte ihn der feurige Schwamm schon an die Finger.

Da schleuderte Friedrich den Schwamm schnell fort, und drückte die verbrannten Fingerspitzen

recht wehmüthig. Die hellen Thränen traten ihm in die Augen.

Aber nun lief der kleine Knabe wieder in die Stube, und holte noch ein Stück Schwamm. Das war größer als das vorige. Darauf zündete er den Schwamm am Feuer an, lief fort, und kam glücklich in die Stube. Die Finger hatte er dies Mal nicht verbrannt.

Nun legte Friedrich den glühenden Schwamm auf den Tabakskopf, und rauchte tüchtig.

Aber bald war es ihm, als ob sich sein Magen im Leibe in die Höhe höbe, sein Gaumen zog sich auch zusammen, und mit dem Kopfe mußte er heftig schütteln — genug! es wurde ihm übel.

Da kam alle Speise aus dem Magen in die Höhe, und stürzte aus dem Munde; und in dem Munde schmeckte es bitter und widerlich, daß Fritz am ganzen Leibe sich vor Eckel schütteln mußte. Und den übeln Geschmack brachte Fritz gar nicht von der Zunge. Das war schon eine große Strafe für den Ungehorsam.

Aber nun kam noch mehr dazu: denn ehe sich's Fritz versahe, ging die Thür auf, und der Vater trat in die Stube. Darüber erschrak Fritz so sehr, daß er die Pfeife aus der Hand fallen ließ. Der Pfeifenkopf brach entzwei: denn er war aus Porzellan: und das Porzellan zerbricht recht leicht, wenn es auf harten Boden fällt.

Dem Vater that es sehr leid, daß der Pfeifenkopf zerbrochen war; aber es that ihm noch mehr leid, daß der kleine Fritz nicht gehorchet hatte; und da sagte er: siehe Fritz, so gehet es den ungehorsamen Kindern. Du bist nun krank geworden; das ist die Strafe für deinen Ungehorsam. Aber mein schöner Pfeifenkopf ist auch entzwei gebrochen. Was soll ich mit dir nun machen? soll ich dich noch mit der Ruthe hauen?

Da sagte Fritz: ach, Vater, haue mich nicht mit der Ruthe; mache mich nur wieder gesund. Der Hals thut mir so sehr wehe, und auf der Zunge ist's so bitter, und alle Gedärme zittern in meinem Leibe. Ich will in meinem ganzen Leben nicht wieder ungehorsam sein.

Da sprach der Vater: willst du mir das versprechen? Und nun nahm er den Knaben bei der Hand.

Aber Friedrich jammerte laut, und rief: o weh, meine Finger, meine Finger!

Da sagte der Vater: böses Kind! ich habe dich ja nicht gedrückt, warum schreiest du denn?

Und Friedrich antwortete: ich habe mir die Finger ja verbrannt mit dem Schwamme!

Sieh, sprach der Vater, wie viel Schmerzen du dir gemacht hast durch deinen Ungehorsam! So straft der liebe Gott die bösen Kinder alle.

9.

Der Schnee.

Es war einmal ein Knabe, der hieß Eduard. Den hatte seine Mutter sehr lieb, weil er immer artig war.

An einem Morgen schlief Eduard noch im Bette, als das Frühstück schon auf dem Tische

stand. Da ging die Mutter hin ans Bett, und weckte den kleinen Eduard. Als er seine Augen aufschlug, sahe er die Mutter freundlich an, und sagte: guten Morgen, Mütterchen! der Eduard hat nun ausgeschlafen.

Da sagte die Mutter: es ist auch Zeit. Siehe einmal durch das Fenster auf die Dächer, was da ist!

Und Eduard sahe durch das Fenster, und freuete sich: denn die Dächer waren ganz weiß.

Da fragte er die Mutter: was ist denn das?

Und die Mutter sagte: das ist Schnee!

Schnee? sprach Eduard. Woher ist denn der Schnee gekommen?

Das will ich dir wohl sagen, antwortete die Mutter. Der Schnee ist von den Wolken herabgefallen, und auf der Erde und überall liegen geblieben, wo kein Wasser ist.

Da sagte Eduard: das ist ja komisch. Du hast doch gesagt, der Regen käme aus den Wolken.

Und die Mutter antwortete: ganz recht! Wenn es draußen warm ist, fallen Regentropfen aus den Wolken; aber wenn es kalt ist, wer-

den die Regentröpfchen zu Schneeflöckchen, und sehen wie die zarten, weißen Federchen in deinem Bette aus.

Ei, die Schneeflöckchen will ich doch haben! rief Eduard.

Da antwortete aber die Mutter: das gehet nicht an! Wenn die Schneeflöckchen warm werden, wird wieder Wasser aus ihnen.

Da sagte Eduard: das thut mir sehr leid! Aber ich kann doch den Schnee anfassen?

Das kannst du! sprach die Mutter. Wenn ich dich angezogen habe, will ich mit dir in den Hof gehen.

Und Eduard sprang im Bette in die Höhe, und rief: das wird recht schön sein! das wird dem Eduard recht Vergnügen machen.

Und nun hob die Mutter den muntern Knaben aus dem Bette, zog ihn an, und gab ihm sein Frühstück.

Als aber Eduard das Frühstück verzehret hatte, ging die gute Mutter mit ihm in den Hof.

Da faßte Eduard gleich den Schnee an; aber er warf ihn schnell wieder hin, und sagte

zur Mutter: hu! der Schnee ist kalt. Es friert mich an meine Finger. Der garstge Schnee!

Da sagte die Mutter: du wirst den Schnee gewiß noch gern anfassen.

Und die Mutter führte das Söhnchen auf die Straße.

Da waren viele Knaben, die rollten überall den Schnee zusammen; und es wurden große Klumpen daraus, wenn sie den Schnee recht weit fortwälzten. Und aus den großen Schneeklumpen machten die Knaben einen Leib, und setzten Füße daran, und machten auch Arme aus Schnee; endlich setzten sie auch einen Kopf auf den Leib, und drückten eine große Nase vorn an den Kopf. Die Augen mahlten aber die Knaben mit schwarzer Farbe; auch machten sie einen großen Schnurrbart. So hatten sie einen großen Schneemann fertig gemacht. Und Eduard hatte auch mit geholfen. Da freuete er sich über den Schnee, und sagte zu der Mutter: nun habe ich den kalten Schnee lieb; es ist mein kleiner, lieber, guter Schnee.

Aber Eduards Stiefel waren ganz naß geworden, und seine Hände waren auch naß, und noch dazu kalt und sehr roth. (Warum waren denn die Stiefel naß? Der Schnee ist ja nicht naß). Da nahm die Mutter den kleinen Eduard mit in die Stube, und zog ihm andere Stiefel an.

Und Eduard wollte an den Ofen treten, und die Hände wärmen. Aber die Mutter sagte: Eduard, du darfst die kalten Hände nicht an den Ofen halten. Die Hände thun dir sonst wehe, und werden krank.

Da ging Eduard von dem Ofen fort, und legte seine Hände in der Mutter Schoß. Und die gute Mutter schloß seine kalten Hände in die ihrigen *), und erwärmte sie, und war sehr erfreuet, daß Eduard gleich gehorchte.

Darauf sagte die Mutter zu Eduarden, komm, wir wollen nun in den Garten gehen!

---

*) Hier stelle man den etwas schweren Ausdruck zugleich sinnlich dar, indem man beim Erzählen die Händchen des Kindes in seine Hände schließt.

Da schlug Eduard vor Freude in die Hände, und rief: ach ja! in den Garten, in den Garten!

Und die Mutter ging nun mit Eduarden fort in den Garten.

Aber da war kein Blümchen mehr auf den Beeten, und auch kein grünes Blättchen hing mehr an den Bäumen.

Da sagte Eduard: ach, der garstge Schnee hat meine schönen Blümchen versteckt; nun kann ich keine Blümchen mehr abpflücken!

Aber die Mutter schwieg, und führte Eduarden an die Gartenmauer. Und sie hob den kleinen Knaben in die Höhe, und ließ ihn über die Mauer sehen.

Da war ein Teich draußen vor der Mauer. Aber Eduard sahe nicht mehr Wasser in dem Teiche, denn das Wasser war von der Kälte hart geworden, und durchsichtig wie Glas. Das nennet man Eis. Und auf dem Eise liefen viele Knaben umher. Erst rennten sie recht schnell, dann hielten sie die Füße still, gaben sich einen Schwung, und fuhren weit auf dem

Eise fort. Das nennet man schlittern *). Manchmal fiel ein Knabe hin, und die andern lachten ihn aus. Das machte dem kleinen Eduard viele Freude.

Aber jetzt kamen zwei Knaben gesprungen, die hatten um ihren Hals Schellen gehängt, und wenn sie sprangen, klangen die Schellen: ling, ling, ling! Und in der Hand hielten die Knaben einen Strick, und der Strick war an einen kleinen Schlitten gebunden. In dem Schlitten aber saß ein Mädchen. Und so wie die Knaben fortsprangen, fuhr der Schlitten auch fort, und das kleine Mädchen freuete sich.

Da sagte Eduard: ei Mutter, kaufe du mir auch einen Schlitten.

Und die Mutter sagte: den will ich dir auch kaufen. Aber sage mir, ist denn der Schnee noch garstig, weil er die Blümchen bedeckt hat?

Da antwortete Eduard: ach nein! es ist ein guter, lieber Schnee!

---

*) In Thüringen schuscheln.

Und die Mutter sprach: wenn die Blümchen blühen, kann man nicht auf dem Schlitten fahren, aber du kannst dich über beides freuen; über die Blümchen und über den Schnee. Und der liebe Gott hat den Schnee geschickt, und die Blümchen läßt er auch wachsen: darum ist beides gut.

10.

Die Husaren.

Der gute Vater Martin kam einmal in die Stube, und hatte eine kleine rothe Schachtel in der Hand.

Da fragte sein Söhnchen: Vater, was hast du mitgebracht?

Und der Vater antwortete: etwas recht schönes!

Darauf hob er den Deckel von der Schachtel, und setzte zwölf Husaren auf den Tisch.

Das waren sehr schöne Husaren! Grün sahe ihr Pelz aus, blau waren die Hosen ge-

mahlt, übersilberte Säbel hielten sie in der Hand, große, schwarze Schnurrbärte hatten sie über dem Munde. Sie saßen auf braunen Pferden. Die Pferde aber glänzten wie ein Spiegel, und standen auf einem grünen Bretchen. Auch ein schöner Trompeter war dabei.

Da sagte der Vater: sieh, lieber Adolph, mit diesen schönen Husaren sollst du spielen. Aber zerbrechen darfst du sie nicht: denn sie sind aus Holze gemacht.

Und Adolph antwortete: je, da zerbrechen sie ja nicht, wenn sie aus Holze sind.

Aber der Vater sprach: wohl zerbrechen sie: das Holz springt entzwei, wenn du die Reiter auf die Erde wirfst.

Da versprach Adolph: ich will die schönen Husaren nicht zerbrechen, und mich recht in Acht nehmen.

Nun spielte Adolph lange mit den Husaren auf dem Tische; er stellte sie neben einander; er ließ sie dann fortreiten; er ließ sie wohl gar

gegen einander ansprengen. Endlich setzte er sie auf den Fußboden, und stellte sie überall umher.

Da kam die Köchinn in die Stube. Sie trug ein großes Kaffeebret, und auf dem Brete standen viel Tassen, und eine Kaffeekanne und eine Milchkanne. Aber die Köchinn konnte nicht vor sich auf den Fußboden sehen, weil sie das Kaffeebret vor sich hielt. Darum sahe sie auch die Husaren nicht, und trat auf einen. Der Husar wurde gleich in viele Stücke zerdrückt.

Da fing Adolph zu weinen an, und schimpfte die Köchinn.

Aber der Vater hörte dieses, und sagte: Adolph, willst du gleich aufhören zu schreien und zu schimpfen! Du bist Schuld, daß der Husar entzwei getreten ist: denn du hast ihn in die Stube gesetzet, und die Köchinn konnte ihn nicht sehen.

Da sagte Adolph: ich will die Husaren nicht mehr in die Stube setzen!

Aber der Vater sprach noch: du hast die Köchinn geschimpft. Das mußt du ihr noch abbitten. Wenn ich noch einmal so ein schlech-

tes Wort von dir höre, nehme ich dir die Husaren weg.

Und Adolph gehorchte dem Vater. Er ging hin zu der Köchinn und sagte: ich will dich nicht wieder schimpfen; es thut mir herzlich leid.

Darauf trug Adolph seine Husaren wieder zusammen auf den Tisch.

Aber den zertretenen Husaren wollte er wieder ganz machen. Doch das konnte er nicht.

Da sagte der Vater: den Husaren will ich dir nachher zusammen leimen, dann wird er wieder ganz sein.

Aber der Vater leimte den Husaren nicht gleich zusammen, und da bekam Adolph Lust, den Husaren vollends zu zerbrechen. Er riß die rothe Säbeltasche ab, machte das Fingerchen naß, und wusch den angemahlten Schnurrbart so lange, bis er abgewischt war. Auch an dem Stutzschwanze des Pferdes zog und drückte er so lange, bis er abbrach. Endlich pochte er mit dem Hammer auf den Husaren, und was noch nicht zerbrochen war, das zerbrach nun.

Nun denket euch! Der kleine Adolph nahm nunmehr die kleinen Stücke von dem Husaren, und legte sie dem Vater auf den Tisch. Dann sagte er: Vater, leime mir doch den Husaren zusammen!

Da sprach der Vater: nunmehr gehet es nicht an. Du hast ja alles entzwei geschlagen.

Und Adolph weinte darüber, und sagte: der Husar muß aber wieder ganz werden.

Aber der Vater sahe den kleinen Adolph finster an, und sagte: weine, so lange du kannst! Weil du aber unartig bist, werde ich dir die andern Husaren nehmen. Du zerbrichst sie doch noch alle.

Da hörte Adolph zu weinen auf, und sagte: ich will wieder artig sein, und meine Husaren nicht zerbrechen.

Nunmehr spielte Adolph alle Tage mit seinen Husaren recht ordentlich. Wenn er zu Bette ging, nahm er den Trompeter in den Arm, und schlief mit ihm ein. Und wenn er früh aufwachte, verlangte er gleich seine Husaren.

Der Vater setzte sich abends oft an den Tisch, und las in einem Buche. Da brachte Adolph seine Husaren auch getragen. Er ließ sie hin zu dem Vater reiten, und sagte: Vater, die bösen Husaren wollen dir dein Buch nehmen!

Da rief der Vater: puff! und that, als ob er nach den Husaren schöß, und Adolph zog seine Reiter schnell zurück, und lachte herzlich.

Manchmal sagte Adolph: dieser Husar ist fortgelaufen, er ist unartig, und will nicht gehorchen.

Da antwortete der Vater: die unartigen müssen gestraft werden.

Und Adolph suchte ein Rüthchen an dem Ofen, und schlug mit dem Rüthchen den Husaren auf den Rücken.

So spielte Adolph lange Zeit.

Adolphen gefielen endlich die Husaren nicht mehr. Er nahm einen, und warf ihn bis an die Decke. Da fiel der Husar nieder auf den Fußboden, und zerbrach. Darauf nahm Adolph den Trompeter bei dem Kopfe, und wollte ihn

auch in die Höhe werfen. Aber da sprach der Vater: Adolph, das ist doch recht unartig! Die schönen Reiter brechen ja entzwei! Thue es nicht!

Sie sollen entzwei brechen! sagte Adolph. Und als er das gesprochen hatte, warf er den Trompeter auch in die Höhe. Der Trompeter zerbrach auch.

Da wurde der Vater zornig, und sagte: du bist ein sehr ungehorsames Kind. Ich habe dir verboten, die Husaren hinzuwerfen, und du thuest es doch. Den schönen Trompeter hast du zerschlagen, und du hattest ihn doch so lieb.

Da that es Adolphen leid, daß sein Trompeter zerbrochen war; und er sagte zum Vater: kaufe mir einen andern Trompeter!

Aber der Vater antwortete: ich kaufe dir keinen Trompeter wieder. Auch die andern Husaren sollst du nicht mehr haben; ich nehme sie weg, und schenke sie einem armen Kinde.

Nun weinte Adolph wieder; aber der Vater achtete nicht auf Adolphs Weinen; packte die Husaren zusammen in die rothe Schachtel, und schenkte sie dem armen Gustav. Gustav hatte

aber keine Spielsachen weiter, weil sein Vater kein Geld hatte. Darum freuete sich der arme Knabe über die schönen Reiter sehr, und zerbrach sie nicht.

11.

Die Fliege.

Eine kleine Fliege saß einmal auf dem Tische; auf dem Tische lagen aber Zuckerbröckchen; und die Fliege wollte die Zuckerbröckchen fressen. Und der kleine Christian sahe die Fliege, und wollte sie fangen. Darum griff er nach ihr hin, und wollte sie langsam wegnehmen, wie ein Stückchen Zucker.

Aber die Fliege ließ sich nicht fangen, sondern sie flog fort bis an den Vorhang, und Christian sagte: die dumme Fliege!

Da fragte die Mutter: warum nennest du denn die Fliege dumm?

Und Christian sagte: sie hat sich nicht fangen lassen!

Da antwortete die Mutter: die Fliege ist klüger gewesen, als du: denn sie hat sich nicht fangen lassen, und hat sich da oben an den Vorhang hingesetzt, wo du nicht hinreichen kannst.

Und die Mutter sagte weiter: wenn die Fliege sprechen könnte, wie du, so würde sie sagen: der dumme Christian hat mich fangen wollen; aber er hat es recht ungeschickt angefangen.

Da fragte Christian: wie muß man's denn anfangen?

Und die Mutter antwortete: du mußt mit der Hand so schnell auf die Fliege schlagen, daß sie nicht geschwind genug fortfliegen kann. Aber du mußt die Hand auch hohl machen, sonst schlägst du die kleine Fliege todt.

Das merkte sich Christian.

Bald kam eine andere Fliege angeflogen, und setzte sich auf Christians Näschen. Da hielt Christian ganz still, hob aber die Hand in die Höhe, und schlug recht schnell auf die Nase.

Aber da weinte und schrie er, was er nur konnte, und rief: o! meine Nase, meine Nase.

Und die Mutter erschrak, und fragte: Kind, was hast du denn mit deiner Nase gemacht?

Da sagte Christian: ich wollte die Fliege fangen. Das ist eine häßliche Fliege, der will ich den Kopf abreißen, wenn ich sie gehascht habe.

Aber die Mutter sagte: wenn die Fliege lachen könnte, wie du, so würde sie dich auslachen, und sprechen: der häßliche Christian hat mich fangen wollen; er hat es aber ungeschickt gemacht, und sich derb auf die Nase geschlagen.

Da rief Christian: sprichst du schon wieder ungeschickt!

Und die Mutter sagte: wer wird denn eine Fliege auf der Nase fangen wollen.

12.

Der Ofen.

Der gute Vater Herrmann saß einmal an seinem Schreibetische. Er schrieb einen Brief. Auf dem Tische standen zwei Lichter. (Könnt ihr mir

wohl sagen, ob es Morgen oder Mittag war?) Herrmanns kleiner Sohn, mit Namen Wilhelm, kroch aber unter dem Tische umher: denn unter dem Tische war es dunkel, und das gefiel dem kleinen Wilhelm.

Aber der kleine Knabe hörte etwas in dem eisernen Ofen knallen. Darüber erschrak er, und lief zu dem Vater, und sagte: ach, Vater, höre einmal, wie das knallt!

Und der Vater stand vom Stuhle auf, und ging mit dem kleinen Wilhelm an den Ofen.

Dann sagte der Vater zu dem Söhnchen: fasse einmal den Ofen an!

Und Wilhelm griff mit seinem Händchen an den Ofen. Aber der Vater fragte: ist der Ofen kalt oder warm?

Da antwortete Wilhelm: der Ofen ist kalt!

Und der Vater sprach darauf: aber der Ofen wird bald warm werden. Und wie das zugehet, will ich dir wohl sagen. Draußen gehet ein Loch durch diese Mauer in den Ofen. Durch das Loch hat ein Mann Holz in den Ofen geschoben. Dann hat er Feuer unter das Holz ge-

legt, und alles Holz ist nun angebrannt. Und wenn das Holz recht hell brennt, da knistert und knallet es sehr stark. Das hast du gehört. Hörst du? jetzt knallt es wieder!

Aber nun muß ich dir sagen, warum das Feuer in dem Ofen brennt. Du weißt ja wohl, daß das Feuer heiß ist?

Da sagte Wilhelm: ja, das weiß ich.

Und der Vater sprach darauf: das Feuer machet auch den Ofen heiß, und der Ofen machet dann die Luft in der Stube wieder warm: denn jetzt ist die Luft draußen im Freien kalt; nnd die kalte Luft kommt auch in die Stube, und macht, daß uns friert.

Und der Vater sagte weiter: fühle einmal jetzt den Ofen an.

Da griff der kleine Wilhelm wieder an den Ofen, und sagte: jetzt ist er schon warm.

Aber der Vater sprach: bald wird der Ofen so heiß werden, daß wir schon von weiten die Wärme fühlen. Dann darfst du ihn nicht mehr anfassen: denn die Hand würde gleich verbrennen,

und die Haut von deinen Fingerchen würde an dem Ofen kleben bleiben.

Da sagte Wilhelm: o weh! Aber das Männchen da darf der Wilhelm doch anfassen?

Es war aber an dem eisernen Ofen ein Männchen aus Eisen.

Da sagte der Vater: auch das Männchen darfst du nicht berühren; denn es wird so heiß wie der ganze Ofen.

Und der Vater sprach weiter: halte einmal deine Hand vor den Ofen (du darfst ihn aber nicht anfassen!) da wirst du fühlen, wie warm die Luft um den Ofen schon geworden ist.

Aber Wilhelm wollte die Hand nicht hinhalten. Er legte sie auf den Rücken und sagte: nein, nein!

Da sprach der Vater: Wilhelm, was ich dir erlaube und befehle, das kannst du immer thun; merke dir das. Wenn ich dir aber etwas verbiethe und nicht erlaube; das darfst du nicht thun: denn es würde dir schädlich sein. Merke dir das auch.

Da sagte Wilhelm: du bist ein lieber, guter Vater.

Aber der Vater sprach weiter: wenn du nun jetzt zu mir sprächest: Vater, darf ich den Ofen angreifen? sprich! was würde ich da sagen?

Da antwortete Wilhelm: nein! ich dürfte ihn nicht anfassen.

Und der Vater sagte noch: warum würde ich es dir nicht erlauben?

Da sagte Wilhelm: ich verbrennte mir ja meine Hand.

Wohl, sprach der Vater. So gehorche du mir alle Mal, wenn ich dir etwas verbiethe. Du wirst dann keinen Schaden nehmen.

Darauf sagte der Vater: jetzt ist der Ofen recht heiß; nun will ich dir ein Vergnügen machen.

Da nahm er ein Bierglas, und in das Glas goß er einige Tropfen Wasser. Das Wasser spritzte er aber aus dem Glase an den Ofen. Da zischte es, und es stieg vieler Dampf von dem eisernen Ofen in die Höhe.

Und Wilhelm sagte: was ist denn das?

Da antwortete der Vater: wenn das Wasser an den glühendheißen Ofen kommt, wird es gleich kochend, und wird zu Dampfe.

Und Wilhelm sagte: Vater, ich will auch so spritzen.

Da machte ihm der Vater die Freude, und goß wieder ein paar Tropfen Wasser in das Glas, und gab das Glas dem kleinen Wilhelm in die Hand. Aber er sagte dabei: du mußt dich in Acht nehmen, und das Glas ja nicht fallen lassen.

Und Wilhelm spritzte einige Male an den Ofen, und wollte immer mehr spritzen. Aber der Vater sagte: nein, nun ist es genug.

Den andern Tag sahe Wilhelm ein Glas mit Biere auf dem Tische stehen, und hörte in dem Ofen knallen. Da dachte er an die Freude, die er gestern gehabt hatte, und wollte das Bier an den Ofen spritzen. Das wollte er aber für sich allein thun, und den Vater nicht um Erlaubniß bitten.

Wilhelm nahm das Glas von dem Tische, und spritzte das Bier an den Ofen. Aber es

fuhr zu viel Bier aus dem Glase. Da zischte es gewaltig an dem Ofen, und es stieg vieler dicker Dampf auf. Und Wilhelm erschrak und ließ das Glas fallen. Da ging das Glas entzwei, und Wilhelm wurde nun traurig, weil er Strafe von dem Vater fürchtete.

13.

Der Schornsteinfeger.

Der kleine Moritz saß auf einem Wiegenpferde, und ließ das Pferd recht springen, da hörte er etwas an der Wand kratzen. Und er sagte zu seinem Vater: horch, Vater, was kratzt da? Das ist wohl der Nachtwächter, und will die unartigen Kinder nach Paris tragen ins Wasser!

Aber der Vater sagte: wir wollen hinausgehen, und sehen, wer an der Wand kratzt.

Und Moritz mochte nicht mitgehen: denn er fürchtete sich.

Da faßte ihn aber der Vater bei der Hand, und führte ihn hinaus, und sagte: wohin ich dich führe, da sollst du dich nicht fürchten.

Und als sie hinaus vor die Thür kamen, sahen sie eine kleine Thür nebenbei offen stehen. Die Thür war aber inwendig ganz schwarz. Und der Vater sagte: da Moritz, gehe einmal durch die Thür.

Aber Moritz wollte nicht: denn es war darin ein schwarzes, enges Kämmerchen. Und das Kämmerchen war sehr hoch, so hoch wie das Haus, und oben war keine Decke; man konnte hinaus an den Himmel sehen.

Da sagte aber der Vater: du brauchst dich nicht zu fürchten: denn du kannst keinen Schaden nehmen.

Und Moritz sagte: es ist so schwarz darin, ich mag nicht hineingehen.

Da sprach der Vater: ich will dir sagen, warum es so schwarz da drin ist. Siehst du wohl hier das runde Loch? Das gehet in unsere Stube in den Ofen. Und wenn das Feuer in dem Ofen brennet, da kommt der Rauch aus diesem Loche, und steiget da in die Höhe und oben hinaus in die Luft.

Aber es leget sich auch viel Rauch an diese Wände, und die Wände werden davon schwarz.

Und wenn sich immer mehr Rauch anleget, da wird endlich eine schwarze Rinde daraus; und diese Rinde nennet man Ruß.

Da sagte der Vater weiter: fürchtest du dich denn noch vor diesem Schornsteine? (denn so nennt man das Kämmerchen.)

Und Moritz sagte: ich fürchte mich nicht, aber ich mag nicht in das schwarze Loch gehen.

Und als sie so sprachen, da kam ein Mann in dem Schornsteine heruntergefahren. Dieser Mann war ganz schwarz, sogar an den nackten Füßen, an den Händen und an dem Gesichte.

Und Moritz fürchtete sich sehr, und hielt sich an dem Vater fest, und bedeckte sein Gesicht mit des Vaters Rocke.

Aber der Vater sagte: warum fürchtest du dich denn?

Da antwortete Moritz: der schwarze Mann will wohl den Moritz mitnehmen.

Und der Vater sagte: dich nimmt der schwarze Mann nicht mit; aber den Ruß nimmt er aus dem Schornsteine mit. Sieh, mit dem Besen hat er den Ruß abgekehret, und mit

der Haue abgehackt. Darum nennen wir den Mann einen Schornsteinfeger.

Und der Schornsteinfeger war sehr freundlich, und zeigte dem kleinen Moritz, wie er den Ruß abkehrete und loshauete.

Aber Moritz fragte: warum kehrt denn der Schornsteinfeger den Ruß ab?

Da sagte der Vater: der Ruß kann sehr leicht anbrennen, und wenn der Ruß einmal brennte, da könnte leicht das ganze Haus brennen. — Darum ist der Schornsteinfeger ein guter Mann, weil er unsern Schornstein rein machet.

Da sagte Moritz: wir wollen ihn auch recht lieb haben, den guten Schornsteinfeger. Ich will mich nicht mehr fürchten.

Aber der Vater sprach: du hast dich vor ihm gefürchtet, weil er schwarz aussiehet. Er siehet aber nicht immer schwarz aus, und wird auch wieder weiß. Wenn er auf den Abend nach Hause kommt, ziehet er die schwarzen Kleider aus, und wäscht sein Gesicht und seine Hände und seinen ganzen Leib mit Wasser und

Seife. Dann ziehet er reine Kleider an, die nicht voll Ruß hangen.

Da fragte Moritz den Schornsteinfeger: bist du denn auch artig, wenn du gewaschen wirst?

Und der Schornsteinfeger gab zur Antwort: ich werde nicht von der Mutter gewaschen, wie der kleine Moritz; ich muß mich selbst waschen und recht reiben. Aber ich bin recht froh, wenn der schwarze Schmutz von den Händen abgerieben ist.

Da sagte Moritz: du bist ein recht guter Schornsteinfeger, weil du dich so gern wäschest. Der Moritz hält auch still, und ist auch artig!

14.

Die Ruthe.

Der kleine August legte den Kopf immer hinten über. Aber der Vater sagte zu ihm: mein Sohn, thue das nicht! Dein Hals wächst sonst ganz dick heraus, und das ist häßlich. Und das dicke Fleisch vorn am Halse nennet man dann einen Kropf.

August gehorchte aber seinem Vater nicht, und legte den Kopf noch mehr hinüber, und lachte dazu.

Da sagte der Vater: wenn du nicht gehorchen willst, muß ich dich mit der Ruthe strafen.

Aber der kleine August gehorchte doch nicht, er lachte und biegte den Kopf rückwärts, so weit er konnte.

Da ging der Vater an den Spiegel, und zog hinter dem Spiegel die Ruthe vor. Und mit der Ruthe schlug er den ungehorsamen Knaben auf die Hände.

Da weinte August sehr; aber er schrie auch: ich will artig sein, ich will artig sein!

Und als August ausgeweinet hatte, sagte er zu dem Vater: du mußt mich nicht mehr mit der Ruthe hauen; das thut sehr wehe; endlich springt das Blut aus den Händen.

Da antwortete der Vater: es soll dir wehe thun. Wenn du artig bist, mache ich dir Vergnügen, und spiele mit dir, und schenke dir Zuckerbrot; aber wenn du unartig bist, mache

ich dir Schmerzen. Ich sage dir ja allemal vorher: wenn du nicht folgest, gebe ich dir die Ruthe! Wenn du nun aber nicht gehorchen willst; dann mußt du gestraft werden, und die Strafe muß wehe thun.

15.

Die Sperlinge.

Der kleine Karl ging einmal mit seinem Vater spazieren hinaus aufs Feld. Karl war aber erst vier Jahr alt, und wußte noch nicht viel, aber er wollte immer alles besser wissen, als sein Vater.

Und auf dem Wege sahe Karl viele Sperlinge sitzen. Die Sperlinge suchten aber kleine Körner mit ihrem Schnabel auf, und die Körner waren dort verschüttet worden.

Da sagte Karl: ei, Vater, die Sperlinge will ich doch fangen.

Aber der Vater fragte: wie willst du denn die Sperlinge fangen?

Da antwortete Karl: ich will hinspringen, und die Sperlinge mit der Hand haschen.

Und der Vater sprach darauf: das gehet ja nicht an, Karl. Die Sperlinge haben Flügel, und fliegen fort.

Aber da antwortete Karl: nein! die Sperlinge fliegen nicht fort; ich kann sie fangen.

Da sagte der Vater: so laufe hin und fange sie, wenn du es besser weißt.

Und Karl sprang hin zu den Sperlingen. Aber — husch, purr! da waren sie alle fortgeflogen *).

Und Karl stand nun da, und weinete.

Da sagte der Vater: du würdest jetzt nicht weinen, wenn du es vorhin nicht hättest besser wissen wollen.

---

*) Das Fliegen drucke man hier zugleich mit der Hand aus. So wie überhaupt der Ausdruck durch Geberden bei dergleichen Erzählungen nie fehlen darf.

16.

Der Apfel.

Ein kleiner Knabe, Namens Ludwig, ging einmal mit seiner Mutter auf den Markt.

Auf dem Markte saßen aber viele Bauerweiber vor ihren Tragkörben, und in den Tragkörben hatten sie Butter, Käse, Eier, Rüben und Kohl, auch Aepfel, Birnen, Pflaumen und Nüsse. Das alles wollten die Bauerweiber verkaufen.

Da trat der kleine Ludwig an einen Korb mit Aepfeln, und nahm einen Apfel, und biß ihn an.

Aber die Mutter sagte: Ludwig, was machst du hier! Der Apfel ist ja nicht dein.

Da antwortete Ludwig: ich habe ihn mir aber genommen. Er soll mein sein.

Aber die Mutter sagte darauf: du darfst nichts nehmen, was dir nicht angehört; denn wenn du etwas wegnimmst, was dir nicht an-

gehört, so bist du ja ein Dieb, und wirst gestrafet.

Da sagte Ludwig: Mutter, ich mag kein Dieb sein, und mag nicht die Ruthe haben — Und der kleine Knabe gab geschwind den Apfel der Bauerfrau wieder.

Aber die Mutter sagte: du kannst den Apfel der Frau nun auch nicht wiedergeben: denn du hast ja ein Stück abgebissen.

Da sagte die Bauerfrau: mein Söhnchen, behalte du den Apfel.

Da wollte ihn Ludwig nicht nehmen, und sagte: ich mag kein Dieb sein.

Aber die Mutter sprach: wenn dir jemand etwas giebt, kannst du es nehmen: dann wird es *dein*.

Heimlich und *ohne Erlaubniß* darf man nur nichts nehmen.

17.

Das Zuckerbrot.

Der kleine Anton stand einmal an dem Fenster, und kuckte durch die Glasscheiben. Da sahe er draußen einen Jungen gehen, der hatte einen Korb vor sich hangen, und in dem Korbe lagen Zuckerbrötchen und Brezelchen. Da machte Anton das Fenster auf, und rief zu dem Bäkkerjungen: du, kleiner Junge, komm herein in die Stube!

Und der Bäckerjunge nahm seinen Hut ab, und ging in das Haus, und kam in die Stube.

Da fragte Antons Vater den Jungen: was willst du?

Und der Bäckerjunge antwortete: der kleine Mosje da hat mich hereingerufen! — Er meinte aber den kleinen Anton.

Und Anton sagte: ich will ein Zuckerbrötchen haben.

Da sprach der Vater: ja, lieber Anton, der Junge kann dir kein Zuckerbrötchen geben, wenn

du ihm nicht Geld dafür giebst. Hast du denn Geld?

Und Anton gab zur Antwort: ja, ich habe Geld! Da griff er in die Tasche, und that, als ob er Geld herausnähme; dann reichte er die Hand dem Bäckerjungen hin, und sagte: hier ist Geld! Er hatte aber nichts in der Hand.

Und der Bäckerjunge that, als ob er Geld bekäme, und reichte seine Hand dem kleinen Anton hin, und sagte: hier haben Sie auch ein Zuckerbrötchen. Er gab ihm aber auch nichts.

Da sagte Anton: das ist ja kein Zuckerbrötchen, das ist ja gar nichts.

Und der Bäckerjunge antwortete: Sie haben mir ja auch kein Geld gegeben; es war auch nichts. Geben Sie mir ordentliches Geld: so gebe ich Ihnen ordentliches Zuckerbrot.

Da ging Anton hin zu seinem Vater, und sprach: gieb doch dem Jungen ordentliches Geld!

Und der Vater sagte: wenn du artiger zu mir gesprochen hättest, wollte ich wohl ordentliches Geld geben.

Da sagte Anton, ich bitte, lieber Vater, gieb dem Jungen Geld!

Und nun sprach der Vater: weil du mich so artig gebeten hast, sollst du einen Groschen haben. Da zog der Vater seinen Geldbeutel auf, und nahm einen Groschen heraus. Den Groschen gab er aber seinem Anton, und Anton trug ihn dem Bäckerjungen hin.

Da erhielt Anton für das Geld zwei Zuckerbrote. Und der Bäckerjunge sagte: Adjeu! und ging zur Thür hinaus.

Nun ließ sich der kleine Anton das eine Zuckerbrot recht gut schmecken. Als er aber das andere essen wollte, da kam die Kinderfrau in die Stube. Und sie sagte: ach, lieber Anton, gieb mir doch ein wenig Zuckerbrot!

Und Anton gab ihr gleich sein ganzes Zuckerbrot.

Da freuete sich die Kinderfrau; aber sie aß das Zuckerbrot nicht, und sagte zu Anton: ach, du gutes Kind; da nimm es wieder! Ich mag es nicht essen; es war nur mein Scherz.

Und Anton wollte das Zuckerbrot wieder-

nehmen; aber der Vater sagte: höre, Anton, was man wegschenkt, das darf man nicht wieder nehmen, sonst ist man kein gutes Kind.

Und Anton gehorchte, und nahm das Zuckerbrot nicht *).

18.

Die Windmühle, oder was heißt das: Geld verdienen?

Der kleine Albrecht ging mit seinem Vater auf der Straße. Da kamen beide an eine Bude, und in der Bude waren recht schöne Spielsachen. Gleich vorn stand eine große Windmühle, die konnte man drehen; und wenn man drehete,

---

*) Es ist sehr gewöhnlich, daß man die Freigebigkeit der Kinder auf oben dargestellte Art prüfen will; das ist nicht zu tadeln, man gewöhnt das Kind an das willige Geben. Aber man sollte den Kindern nichts wieder zurück geben. Sie lernen ja dann nicht weggeben, sondern geben, um wieder zu nehmen. Sie sind gleich bereit, etwas mitzutheilen, weil sie dadurch doch nichts verlieren; aber sie machen große Augen und schlagen sie dann nieder wenn sie sehen; daß der andere das Zuckerbrot ißt.

da bewegten sich die Flügel, und es klapperte in der Windmühle, und der Müller kuckte aus dem Fenster, und fuhr wieder zurück, und kuckte wieder heraus, und fuhr wieder zurück *). Und das ging immer so fort, so lange man drehete.

Da sagte Albrecht zu dem Vater: ich will die Windmühle haben.

Und der Vater fragte: hast du denn Geld? Denn Geld mußt du dafür hingeben, wenn du die Windmühle haben willst.

Da breitete Albrecht seine Händchen aus, und antwortete: ich habe kein Geld; aber du mußt mir Geld geben.

Und der Vater gab zur Antwort: ich habe auch kein Geld. Was sollen wir nun machen?

Da sagte Albrecht: wir wollen uns Geld kaufen bei dem Kaufmanne.

Und der Vater lächelte, und sprach: Geld kann man nicht kaufen! Wenn man etwas

---

*) Auch hier wird die sinnliche Darstellung sowohl des Drehens (durch die Hand), als des Herausschauens (durch Bewegung des Kopfes) den mündlichen Vortrag verdeutlichen.

kauft, muß man ja Geld dafür geben; darum mußt du Geld zuvor haben, ehe du etwas kaufst. Wenn man aber kein Geld hat: so muß man es verdienen *).

Da fragte Albrecht, was heißt denn verdienen? Das weiß ich noch nicht.

Und der Vater sagte: sieh einmal, diese Windmühle hier hat ein Mann gemacht, den nennen wir einen Drechsler. Er hat alles an der Windmühle aus Holze verfertiget, und mit scharfen Messern das Holz hier glatt, und hier rund geschnitten. Dann hat er das Holz und die Bretchen zusammengeleimt. Endlich hat er die Windmühle mit vielerlei Farben angemahlet.

Wenn wir nun die Windmühle haben wollen: so müssen wir dem Drechsler Geld dafür geben. Sieh, so bekommt der Drechsler Geld,

---

*) So Unrecht hatte Albrecht eben nicht, daß er sich Geld kaufen wollte. Verdienen ist doch nichts anders als Erkaufung des Geldes durch Arbeit, welche im gleichen Werthe mit dem Gelde stehet. Bezahlung durch Geld oder Arbeit ist Austauschung des einen Werthes gegen den andern.

und das Geld hat er sich verdienet: denn er hat erst gearbeitet, und die Windmühle gemacht.

Da sagte Albrecht: ich will auch Geld verdienen!

Aber der Vater antwortete: das kannst du noch nicht: denn du bist noch sehr klein, und kannst noch nichts machen, wofür dir die Leute Geld geben. Aber wenn du größer wirst, da mußt du etwas lernen, und damit Geld verdienen.

Jetzt verdiene ich das Geld, und bezahle das, was du brauchst.

Da sagte Albrecht: verdienst du denn auch Geld? Du machst ja keine Windmühlen!

Da lächelte der Vater wieder, und sprach: es brauchen nicht alle Leute Windmühlen zu machen, wenn sie Geld verdienen wollen. Ich verdiene das Geld auf eine andere Art. Denn siehe, die Leute in der Stadt müssen dem Könige Geld geben; das will er haben. Das Geld nehme ich nun ein, und schreibe alles auf, und packe hernach das Geld ein, und schicke es fort, damit es der König bekommt; da habe ich alle Tage zu arbeiten, da muß ich Geld zählen, und

einpacken, und einschreiben. Aber der König giebt mir Geld für meine Arbeit, und mit dem Gelde kann ich für dich, und für deine Mutter und für mich Essen und Trinken und Kleider und Holz kaufen. Aber, verstehst du wohl! das Geld, das mir der König giebt, habe ich verdient.

Und der Schneider machet für dich Kleider; dafür gebe ich ihm Geld; das hat er auch verdient, und hat doch keine Windmühle gemacht.

Darauf fragte der Vater den Drechsler, wie viel Geld er für die Windmühle haben wollte? Und der Drechsler sagte: zwanzig Groschen!

Aber der Vater gab dem Drechsler nur sechzehn Groschen, das ist weniger als zwanzig Groschen. Und der Drechsler war damit zufrieden.

Nunmehr gehörte die Windmühle dem kleinen Albrecht.

Die Windmühle war groß und schwer, und der kleine Albrecht konnte sie nicht lange tragen.

Da sagte der Vater zu einem armen Jungen, der dort stand: trage einmal die Windmühle uns nach! Der arme Junge war aber größer als Albrecht; darum konnte er die Windmühle tragen.

Jetzt sagte der Vater zu Albrechten: sieh, dieser arme Junge thut auch etwas für uns: er trägt die Windmühle nach Hause. Da verdient er sich auch Geld: denn ich muß ihm das Tragen bezahlen.

Unterweges sahe Albrecht einen Mann, der zersägete Holz, und hackte es mit einer Axt in kleine Stücke. Da sagte Albrecht von selbst: Vater, der Mann verdient auch Geld! Und darauf antwortete der Vater: alle Menschen, welche arbeiten, können Geld verdienen. Und anders verdient man kein Geld, als durch Arbeit *).

*) Ohne zu arbeiten kann man Geld besitzen, erlangen und gewinnen; aber nie verdienen. Darauf mag man erwachsenere Kinder, welchen diese Erzählung auch wohl vorgelesen werden kann, aufmerksam machen.

19.

Die Rache.

Der kleine Bernhard saß einmal an dem Tische, und hatte viele bleierne Soldaten vor sich hingestellt. Mit diesen spielte er.

Da stieß er aber mit dem Ellenbogen einen bleiernen Husaren herunter, und der Husar fiel unter den Tisch.

Und Bernhard rutschte von dem Stuhle, und kroch unter den Tisch: denn er wollte den Husaren aufheben.

Als er sich aber wieder aufrichtete, stieß er sich mit dem Kopfe an die Tischecke, und fing an zu weinen. Dabei rief er auch: der böse Tisch! Und nun schlug er den Tisch mit der Hand.

Aber die Hand that dem Knaben sehr wehe, weil er auf den Tisch schlug, und er rief: au, u! und schlug den Tisch noch einmal: denn Bernhard war böse geworden.

Da that ihm aber die Hand noch mehr wehe, und er schrie aus vollem Halse, und stampfte mit dem Fuße.

Und die Mutter sahe das, und hörte das Schreien wohl; aber sie war ganz still, und ließ den kleinen Bernhard schreien, bis er aufhörte. Dann sagte aber die Mutter: warum hast du denn den Tisch geschlagen?

Und Bernhard antwortete: weil er mich gestoßen hat.

Da fragte die Mutter wieder: warum hast du ihn denn noch ein Mal geschlagen?

Und Bernhard gab zur Antwort: weil er meiner Hand weh, weh gemacht hat.

Da sagte die Mutter: sprich einmal zu dem Tische, daß er in den Strafwinkel gehen soll, weil er dich gestoßen hat.

Und Bernhard lächelte, und sagte: der Tisch kann ja nicht gehen; er ist ja aus Holze.

Wohl, sagte die Mutter, wenn der Tisch nicht gehen kann, so kann er dich auch nicht stoßen. Du bist so ungeschickt gewesen, und hast dich an dem Tische gestoßen. Aber dar-

aber bist du böse geworden, und hast deine Bosheit an dem Tische ausgelassen; und hast doch gewußt, daß der Tisch nichts dafür kann.

Und als du ihn geschlagen hast, hat dir die Hand wehe gethan; da bist du noch böser geworden, und hast noch ein Mal geschlagen. Der Tisch hat nichts gefühlt; dir hat es aber wehe gethan. Das ist dir recht!

Wenn man selbst ungeschickt gewesen ist, darf man nicht die Schuld auf andere schieben, vielweniger etwas schlagen, das keine Schläge verdient, und keine Schläge fühlt.

20.

Die Katze.

Die kleine Jette spielte mit der Katze. Sie zog das Thier endlich an dem Schwanze hin und her; aber da biß die Katze unsere kleine Jette in den Finger.

Das Mädchen wurde darüber recht böse, und schrie: das infame Thier! und stieß die

Katze mit dem Fuße. Dann suchte sie einen Stock und wollte die Katze aushauen.

Aber die Mutter sagte: wenn du den Stock gefunden hast, so haue dich damit aus.

Da fragte Jette: warum denn? Ich bin ja artig, und weine nur, weil mich das garstge Vieh, die Katze, gebissen hat.

Und die Mutter sprach: weißt du nicht, daß die Katze beißet, wenn man sie an dem Schwanze ziehet? Du bist ja Schuld daran, daß sie dich gebissen hat; und darum kann ich dich nicht bedauern. Du verdienst Strafe, daß du die Katze gestoßen hast: denn das Thier hat der liebe Gott einmal so geschaffen, daß es beißet, wenn man ihm Schmerzen machet.

II.

Erzählungen für Kinder vom sechsten bis zum zehnten Jahre.

1.

Die Reißsuppe.

Der kleine Wilhelm saß einmal an dem Tische, Was that er da? Am Tische kann ein Kind vieles machen: es kann essen, trinken, mahlen, schreiben, lesen, Bilder ansehen, spielen, schneiden, auch wohl gar schlafen. Nun rathet einmal, was der kleine Wilhelm thun wollte!

Ihm war ein weißes Tuch vorgebunden, und dem Tische war auch ein weißer Mantel übergeworfen. Nicht wahr, nun könnt ihr gut rathen?

Aber Wilhelm saß nicht allein dort; auch seine Schwester, seine Mutter und sein Vater hatten sich um den Tisch auf Stühle niedergelassen.

Der Diener brachte einen Napf aus Zinn
mit einer blanken Decke,
und setzt' ihn vor den Vater hin;
er selbst trat an des Tisches Ecke.

Den Deckel hob der Vater jetzt
vom Napfe, nahm die Teller,
die der Bediente hingesetzt,
und füllte sie weit schneller,
als man die Speise essen kann,
mit wohlgewürzter Suppe an.

Da fragte der kleine Wilhelm: was für Suppe ist denn das?

Und der Bediente antwortete: es ist Reißsuppe.

Da wurde der kleine Wilhelm roth im Gesichte, und hob den Finger in die Höhe, als ob er drohen wollte, und rief: ich habe es doch der Köchinn gesagt, sie soll keine Reißsuppe mehr kochen!

Wilhelm hatte aber der Köchinn nichts gesagt. Das hatte auch nichts zu bedeuten: denn sein Befehl wäre doch nicht befolget worden.

Indeß gab sich Wilhelm auch zufrieden, und aß die Reißsuppe mit Wohlgefallen.

Nach eingenommener Suppe fiel es aber dem Knaben ein, ein wenig zu spielen. Darum stieg er von dem Stuhle, und ließ sich von dem Bedienten die Serviette abbinden.

Doch der Vater war darüber unzufrieden, und sagte: Wilhelm, wen hast du um Erlaubniß gefraget?

Da erschrak Wilhelm ein wenig, doch sagte er freundlich: erlaubst du, Vater, daß ich aufstehen darf?

Und der Vater antwortete: jetzt essen wir noch. Johann wird gleich ein anderes Gericht bringen. Bist du denn schon satt?

Ich bin satt! erwiederte Wilhelm.

Und der Vater fuhr fort: ich sage dir aber, daß du dich nicht wieder an den Tisch setzen darfst: denn das ist nicht artig, wenn man bald vom Tische aufstehet, bald sich wieder hinsetzet, und sich viele Mal die Serviette abbinden, und wieder vorbinden läßt.

Da sagte Wilhelm: ich bin ganz satt; ich mag nichts mehr essen. Mein Bauch ist voll bis an den Hals.

Nun da kannst du spielen! erwiederte der Vater. Aber es bleibt dabei, daß du nicht wieder an den Tisch darfst. Ich halte Wort!

Jetzt kam der Bediente wieder aus der Küche zurück, und trug recht schwer eine zinnerne Schüssel, aus welcher viel Dampf aufstieg.

Da fragte ihn der kleine Wilhelm: höre, was hast du in der Schüssel?

Der Bediente sagte: Ertoffel und Rindfleisch.

Und Wilhelm rief freudig aus: ei, da will ich auch miteßen! — Denn Ertoffel waren des Knaben Leibgericht.

Und er wollte den Stuhl wieder an den Tisch schieben, und sich setzen. Aber der Vater sprach: nein, das gehet nicht an; du bleibest vom Tische! Ich halte mein Wort, und du mußt dein Wort auch halten. Ein anderes Mal wirst du wohl sitzen bleiben.

Da weinte Wilhelm recht jämmerlich, und bat den Vater sehr. Aber der Vater ließ sich

durch die Bitten und Thränen nicht rühren; er war streng, damit er seinem kleinen Sohne eine Unart abgewöhnte.

2.

Das Männchen aus Porzellane.

Der kleine Leopold stand einmal vor dem Schreibeschranke seines Vaters. Da waren viele Dinge zu sehen; und wenn Leopold acht Augen gehabt hätte, wie die Spinnen, er hätte nicht alles auf ein Mal betrachten können.

Aber unter den vielen schönen Sachen gefiel dem Knaben vorzüglich ein Männchen; das war aus Porzellan, und nicht größer, als ein Glied am Daumen.

So ein Männchen mußte wohl dem kleinen Leopold gefallen, besonders da es in seinem rothen Röckchen und schwarzen Höschen recht possirlich dort stand, die linke Hand in die Seite stemmte, und recht tüchtig lachte. (Kann denn ein Männchen aus Porzellane lachen?)

Da kam dem kleinen Leopold die Lust an, mit dem Männchen zu spielen; aber das konnte er doch nicht für sich thun, sondern er mußte den Vater um Erlaubniß bitten. Dazu war Leopold zu blöde.

Darum besann er sich lieber auf eine List, die ihm aber sehr übel bekam.

Er nahm das Männchen heimlich aus dem Schranke, lief in den Hof, und warf es auf einen Haufen, der aus Stubenstaube entstanden war, und dem Kehrbesen seine Höhe verdankte. Dann ging der Knabe wieder in die Stube, und ließ sichs recht gut schmecken, weil eben das Mittagsessen auf dem Tische stand.

Aber Kinder, sagt mir doch, wie konnte denn Leopold mit dem Männchen spielen, wenn es unten auf dem Hofe lag?

Hört nur, was Leopold weiter that! Nach Tische ging er mit seiner Schwester Ottilie hinunter in den Hof, um ein wenig sich auszuspringen. Da that er, als ob er von Ungefähr auf den Auskehrighaufen spränge, bückte sich, und zog das verborgene Männchen her-

vor. Dann rief er freudig: ei, was finde ich da!

Die Schwester kam herbeigesprungen, und besahe mit Erstaunen und mit Neide das Männchen. Ei, rief sie, wenn ich das schöne Männchen doch gefunden hätte! Schenke mir's!

Nein sagte Leopold, ich habe es gefunden, das gebe ich nicht weg! Aber spielen kannst du auch damit.

Und so fingen beide an zu spielen, und baten das Männchen zu Gaste, und begossen es mit Wasser.

Doch jetzt knarrte die Hofthür, und die Mutter kam mit einem Körbchen in den Hof. Im Körbchen lag aber Gerste, für, für — nun ihr könnt ja wohl rathen, wen die Mutter mit Gerste futtern wollte.

Sie rief: putt, putt! und schnell kamen die Hühner daher gepurzelt und geflattert.

Auch die kleine Ottilie kam zu der Mutter gehüpft, und rief: sieh einmal, Mutter, wie Leopold ist glücklich gewesen! Ach, der hat

etwas recht schönes gefunden! — Und sie zeigte der Mutter das Männchen.

Da sprach die Mutter: mein Gott, das Männchen gehöret ja eurem Vater! Wie ist es denn hierher gekommen? Gleich gieb es her, damit es nicht zerbrochen wird!

Aber Leopold sagte: das Männchen gehöret ja mir; ich habe es gefunden.

Und die Mutter antwortete: was du findest, gehöret dir nicht; sondern du mußt es dem wiedergeben, der es verloren hat.

Doch Leopold fing an zu weinen, und schrie: mein Männchen, mein Männchen; ich habe es gefunden!

Da nahm ihn die Mutter bei der Hand, und führte ihn hinauf zum Vater. Aber Leopold wollte nicht durch die Thür gehen, und stemmte sich mit den Füßen an die Schwelle, und hielt sich mit den Händen an der Thür fest.

Das sahe der Vater, und rief zornig: Leopold, was ist das?

Und die Mutter sprach: ich bringe dir einen ungezogenen Sohn, den magst du strafen.

Nun hörte der Vater alles, was vorgefallen war. Er sagte aber: ich kann gar nicht begreifen, wie das Männchen auf den Hof gekommen sein soll. Noch heute Vormittag habe ich es in dem Schranke gesehen. Leopold, Leopold, du hast es wohl nicht gefunden, sondern weggenommen!

Da zitterte Leopold, und gestand, was er gethan hatte. Dafür wurde er hart gestraft.

3.

Der gefundene Geldbeutel.

Karl ging einmal aus der Schule, und zwar recht verdrießlich — etwa weil er Strafe bekommen hatte? — nein! weil die Schule schon zu Ende war.

Darüber wundert ihr euch wohl? Ja, ja, Karl war auch seines Fleißes wegen zu bewundern. Wenn der Lehrer nach der Uhr sahe, wünschte Karl alle Mal, daß die Stunde doch

lange noch nicht vorbei sein möchte, und sagte sehr oft: schon aus!! wenn der Lehrer mit einer Glocke schellte.

Als nun Karl langsam den Weg zum väterlichen Hause fortging, sahe er einen grünen, seidenen Beutel vor sich liegen. Das Rad eines Wagens hatte ihn in ein Gleis gedrückt. Karl hob den Beutel auf, und fühlte wohl, daß er sehr schwer sei. Auch blitzten durch die eingestrickten Löcher Gold- und Silbermünzen. Da hüpfte der Knabe vor Freude.

Als er die Schnuren aufzuknüpfen
bemüht war, und nicht mehr zu hüpfen
für gut fand, hört' er hinter sich
die Stimme: Kind, erwarte mich!
Den Beutel, den du hier gefunden
hab' ich verloren. Seit zwei Stunden
such' ich ihn in den Straßen schon.
Nun ist mir's lieb, daß ich ihn habe,
und du, mein lieber, guter Knabe,
erhältst von mir den Finderlohn.

Da stand der kleine Karl zwar still
und sah sich um; doch in die Tasche

steckt'

steckt' er den Beutel schnell, als hasche
er einen Dieb, der in die Tasche greifen
will.

Jetzt ließ er den Mann näher kommen. Da sprach dieser: gieb mir doch den Beutel, mein Sohn!

Aber Karl antwortete: nicht so! Mein Lehrer hat mir gesagt, ich müßte alles wiedergeben, was ich fände; aber ich dürfte es nicht gleich jedem geben, der zu mir sagte, er hätte es verloren: denn das könnten viele sagen. — Kommen Sie mit zu meinen Aeltern, die werden Ihnen den Beutel gewiß geben, wenn es Ihr Beutel ist.

Da sagte der Mann: du bist ein drolliger Knabe, und gefällst mir! Aber warum soll ich erst mit zu deinen Aeltern gehen? Gieb mir den Beutel jetzt, mein Kind. Ich will dir auch sagen, wie er aussahe. Er ist aus grüner Seide.

Ja, sagte Karl, das können Sie gesehen haben, als ich ihn aufhob. Kommen Sie nur mit zu meinen Aeltern.

Nun werde ich dich nicht mehr bitten, sagte der fremde Mann. Der Beutel gehöret mir; ich werde ihn mit Gewalt nehmen.

O, da schreie ich, erwiederte Karl. Da werden die Leute schon aus den Häusern kommen. Gehen Sie nur mit.

Und als Karl das gesagt hatte, sprang er fort; aber der Fremde antwortete: so behalte meinetwegen den ganzen Beutel! und er ging erzürnet fort.

Karl lachte ihm aber nach, und rief: wenn der Beutel Ihnen gehörte, könnten Sie ja mitkommen! Sehen Sie wohl, ich lasse mich nicht betrügen!

Als Karl nach Hause kam, erzählte er alles dem Vater, was der Fremde gesprochen, und wie er selbst geantwortet habe. Da sagte der Vater: siehest du, wie gut es ist, wenn Kinder in der Schule aufmerksam sind auf alles, was der Lehrer sagt. Dadurch werden sie immer verständiger, und wissen, wie sie sich klug betragen sollen. Du hättest dich heute betrügen

lassen, wenn du nicht auf das Acht gegeben hättest, was der Lehrer einmal gesagt hat.

Darauf ließ der Vater in die Zeitungen mit wenigen Worten setzen:

„es ist ein Beutel mit Gelde gefunden worden. Wer ihn verloren hat, kann ihn bei mir abhohlen."

Und darunter schrieb er seinen Namen und seine Wohnung. Aber er ließ nicht hinsetzen, wie der Beutel aussähe und wie viel Geld darin wäre. Warum that er das nicht?

Noch denselben Abend kam ein vornehmer Herr zu Karls Vater. Der nannte seinen Namen, und sagte, er habe einen Beutel mit Gelde verloren, wahrscheinlich wäre es der gefundene. Mein Beutel, sprach er, sahe grün aus, und war aus Seide löcherig gestrickt. Unten ist eine silberne Quaste angenähet, und in die Mitte sind die Buchstaben F. G. M. von Silber eingestrickt. Im Beutel waren fünf Friedrichsd'or und acht harte Thaler befindlich. Vier Friedrichsd'or hatten das Bildniß unsers

jeßigen Königs, und der fünfte war noch vom Könige Friedrich dem zweiten. Die kleine Münze im Beutel hatte ich nicht gezählet; sie mochte aber wohl zwei Thaler betragen.

So sprach der Herr. Da fand Karls Vater, daß alles mit dem gefundenen Beutel übereintraf, was der Herr angegeben hatte, und er gab diesem den Beutel.

Aber noch erzählte der Vater, wie es Karln unterweges ergangen wäre, und der Herr war erfreut, daß Karl die Lehren in der Schule so gut behalten hatte, und schenkte ihm alles Geld in dem Beutel. Das wollte der Vater durchaus nicht annehmen; doch der Herr wäre bald recht böse geworden, und drang es ihm auf.

4.

Die Rose.

Der kleine August sprang mit seiner Schwester Emma in dem Garten umher. Aber die beiden Kinder spielten und sprangen nicht lange mit einander:

denn Emma wollte Puppenband
am klaren Brunnen waschen,
und August auf der Gänge Sand
die rothen Käfer haschen,
die haufenweis vorüber ziehn,
und nicht der schnellen Hand entfliehn.

Darum ging jedes seinen Weg. Die kleine Emma trippelte hin zu einem großen Troge. Und in den Trog floß das Wasser aus einer Röhre. Da wusch Emma die kleinen Schürzen für die Puppen, und drehete sie dann zusammen, wie einen Strick, damit das Wasser herausgedränget wurde. Und als sie ihre Wäsche so gerungen hatte, breitete sie dieselbe wieder aus, und hing sie auf einen Rosenstrauch: denn die Sonne beschien den Rosenstrauch recht hell.

Darauf setzte sich Emma selbst an die Sonne, und wollte sich trocknen, wie ihre Wäsche: denn ihr Kleidchen war ziemlich naß geworden.

August kam unterdeß zu dem Rosenstrauche. Die Käferjagd hatte er überdrüßig bekommen; er wollte nunmehr Raupen fangen. Aber an

dem Rosenstrauche sahe er ganz das Gegentheil von der häßlichen Raupe, eine schöne, frisch-aufgebrochene Rose. Mit dem Ansehen war der kleine Knabe nicht zufrieden, er wollte die herrliche Blume auch mit einem andern Sinne genießen, der tiefer als die Augen liegt. Darum zog er die Rose zu seinem Näschen hin. Doch, knick! da war die Rose abgebrochen.

Jetzt erschrak August sehr; er fürchtete von seiner Mutter Scheltworte anhören zu müssen. Darum wollte er lieber die Schuld von sich auf seine Schwester schieben; und das fing er auf folgende Art an.

Er nahm die Rose in die Hand, und sprang in das Gartenhaus, in welchem die Mutter saß und nähete.

Mutter, sagte er, wer ist das wohl gewesen? Die Rose habe ich unter dem Rosenstocke gefunden.

Da sagte die Mutter: o, es ist doch Schade um die schöne Blume. Eins von euch Kindern muß es doch gewesen sein: denn es kommt ja niemand weiter in den Garten.

August sagte darauf: Emma mag es wohl gewesen sein; sie hat ihre Puppenschürzchen an dem Rosenstrauche aufgehängt.

Die Mutter sagte aber: so will ich doch die kleine Emma fragen; sie wird es mir gewiß gestehen, wenn sie es gethan hat. Rufe sie einmal!

August sprang fort, und fand die kleine Schwester in der Sonne sitzen. Er rief ihr schon von weiten zu: Emma, ich soll dich zu der Mutter hohlen. Nun, du wirst schön ankommen!

Da erschrak Emma über diese Rede, und wurde roth, und weinete. Sie schlich hin zur Mutter, und legte die Hand über die Augen, als sie näher kam.

Da dachte die Mutter bei sich: die kleine Emma hat die Rose doch abgebrochen: denn sie fürchtet sich, und hat ein böses Gewissen.

Ganz rein war freilich Emma's Gewissen nicht: denn das Kleidchen war noch naß.

Die Mutter sagte aber: Emma, es ist doch unartig von dir, daß du die Rose abgeknickt und liegen gelassen hast. Ihr wißt, ihr sollt

mir alles gleich gestehen. Wärst du gekommen und hättest mir's gestanden, ich würde dir kein böses Wort gesagt haben; aber jetzt bin ich sehr böse auf dich.

Da weinte Emma laut, und sagte: Mutter, ich bin's nicht gewesen!

Aber die Mutter antwortete: es ist doch gar nicht recht, daß du noch läugnen willst. Ich sehe dir's ja an, daß du kein gutes Gewissen hast. Warum kamst du so furchtsam hergeschlichen? warum bist du so roth geworden? warum hattest du die Hand über die Augen gelegt?

Da sagte Emma: Mütterchen, es kann sein, daß ich die Rose abgebrochen habe; aber ich weiß es nicht. Ich habe nur meine Puppenschürzchen auf den Rosenstrauch gehängt.

Das wollte ich dir wohl glauben, sagte die Mutter, wenn du nicht so verlegen zu mir gekommen wärest. Du mußt es doch wohl gewußt haben!

Aber Emma antwortete: ja, liebe Mutter, ich fürchtete mich: denn August sagte zu mir: nun, du wirst schön ankommen!

Jetzt kam der Vater im Schlafrocke daher, und führte Augusten an der Hand. August war aber ganz niedergeschlagen, und sahe auf die Erde. Und der Vater sagte: der hier soll schön ankommen!

Da erschrak die Mutter, und fragte: was ist es denn?

Und der Vater sagte: August wird es schon wissen, daß er ein Lügner und böser Bube ist, und die Rose selbst abgebrochen hat. Ich habe alles aus dem Fenster in meiner Stube mit angesehen und angehöret.

Darauf zog der Vater eine Ruthe unter dem Schlafrocke vor, und peitschte den unartigen August recht derb, indem er sagte: das ist für deine Lüge und für deine Lieblosigkeit. (Was sollte denn das heißen: für deine Lieblosigkeit?)

Aber die kleine Emma weinte auch, und hielt dem Vater die Hand, und bat ihn, daß er den Bruder nicht mehr hauen möchte.

Da sagte der Vater: schämest du dich nicht, böser August, daß deine Schwester für dich

bittet! Und du hättest gern deiner Schwester Schläge gemacht, damit du nur von meinem Verweise frei wärest.

5.

Der Dukaten.

In Berlin kam einmal in der Nacht Feuer aus. Es brannte ein Haus in einer entlegenen Straße ab. Als der Tag anbrach, liefen viele Leute zu der Brandstatt, um den Schaden zu betrachten, den das Feuer angerichtet hatte.

Da sahe August, der Sohn eines Bürgers, die vielen Leute vor seinem Fenster vorüber rennen, und hörte sie recht viel von dem Feuer sprechen. Daher bekam er Lust, auch mitzugehen.

Und er sagte zu seiner Mutter: darf ich zu dem abgebrannten Hause gehen?

Aber die Mutter antwortete: nein! Es ist Zeit in die Schule zu gehen; die darfst du nicht versäumen: denn was der Lehrer heute lehrt, das lehrt er morgen nicht wieder; aber das ab-

gebrannte Haus wird heute noch nicht wieder aufgebauet. Es ist Zeit genug, wenn du es morgen siehest.

Da sagte August: ja, morgen brennt es aber nicht mehr. Heute sind doch noch glühende Kohlen da. Das haben die Leute vorhin gesagt.

Da nahm die Mutter ihren Sohn,
ein wenig lächelnd, bei der Hand,
und führte ihn zu dem Gebild' aus Thon,
das in der Stube Winkel stand.
Dann öffnet sie die Thür aus Eisen,
und spricht: ich will dir Kohlen weisen.
Wie diese glühen und erhitzen,
so glüh'n sie dort.
„Die Feuerspritzen
sind doch noch da," sprach August dann,
„und morgen sind sie fortgefahren.
Die möcht' ich sehen."
O, man kann
sie öfter seh'n; in deinen Jahren
ist's lernen nöthig, ließ die Mutter sich vernehmen.
Und darum mußte August sich bequemen,

statt zu dem Hause hinzuschlendern,
die Schule zu besuchen. Aendern
kann er der Mutter Willen nicht.
Sie zeigt zuletzt ein finsteres Gesicht,
weil er zu trotzen scheint, und spricht:
gleich marsch! und laß dich nicht verleiten,
zum Hause hinzugehn; ich folge dir von
weiten,
und werde dich gewiß von den gelöschten Kohlen
mit der Karbatsche hohlen.

Mein August ging zur Thür hinaus,
und kam auch wirklich an das Haus,
in dem er ein paar Stündchen sitzen,
und lernen sollte, mit dem spitzen
und schwarzen Tafelsteine
die vorgeschriebnen großen Zahlen
ins kleine
auf seiner Tafel nachzumahlen.
Auch sollte er der Dinge mehr,
wohl gar von schönen Sternen,
die freundlich blinken, wie ein Heer
von Flämmchen, etwas lernen.

Vor dem Schulhause standen viele Knaben, die auch von ihren Aeltern fortgeschickt waren, um zu lernen; aber sie wollten lieber das abgebrannte Haus, als den Lehrer sehen, und waren eben marschfertig, als August ankam.

Da rief ihm einer von den Knaben zu: du, August, komm auch mit, wir wollen zu dem Feuer gehn!

Meine Mutter hat es mir verbothen, sagte August. Und wenn sie mich dort antrifft, hauet sie mich mit der Karbatsche bis in die Schule.

O, sagte ein anderer Knabe, eines Bäckers Sohn, — deine Mutter wird nicht kommen; sie will ja bei meinem Vater Kuchen backen; da hat sie zu thun!

Das ist wahr, dachte August. Die Mutter bäckt Kuchen; der Junge hat Recht!

Er ging daher mit, sahe sich aber doch um, ob die Mutter ihm von weiten nachkäme.

Da standen nun die Knaben bald vor dem abgebrannten Hause: denn sie waren schneller gegangen, als sie in die Schule zu gehen pflegten.

Aber was sahen sie? nichts als schwarze von außen verkohlte Balken, und eine stehen gebliebene Mauer mit zerschlagenen Fenstern. Um so einer Kleinigkeit wegen war August ungehorsam gewesen!

Aber siehe! Als August seine Augen niederschlug, schien ihm etwas aus dem Straßenkothe hervorzuglänzen. Er bückte sich, und zog aus dem Moraste einen Dukaten vor.

Da freuete er sich recht, und eilte nach Hause. Er fürchtete sich vor der Drohung der Mutter nicht mehr: denn er dachte, die Mutter würde froh sein, daß er ungehorsam gewesen wäre.

Voll Entzücken gab er der Mutter den Dukaten, und erzählte, wie er ihn gefunden habe.

Aber die Mutter sagte: also bist du doch ungehorsam gewesen!

Da antwortete August: das ist ja gut! Ich hätte ja sonst den Dukaten nicht gefunden!

Aber die Mutter antwortete: es bleibt immer noch schlecht, daß du ungehorsam gewesen bist! So lieb mir auch ein Dukaten wäre,

wenn er mir gehörte, so böse bin ich doch darüber, daß du nicht gehorchet hast.

Und sie strafte den ungehorsamen Knaben sehr hart. *)

---

*) So hätte freilich die Mutter handeln sollen; aber, leider! handelte sie nicht so. Der Knabe war damals mein Schüler. Ich liefs die Mutter zu mir kommen, und bat sie, ihren Sohn zu strafen, weil sonst der Gehorsam in des Knaben Augen lächerlich würde. Allein die Mutter war nicht zu bewegen; sie meinte: es wäre ja ungerecht, ihren Sohn zu strafen, da er doch etwas gefunden hätte. Das hätte wohl so sein sollen! — Und als ich ihr erklärte, nunmehr würde ich ihn strafen, — nahm sie das sehr übel. — Der glückliche Erfolg einer unrechten Handlung kann ihr nicht das strafwürdige nehmen. Wenn doch die Aeltern, denen so ein Fall vorkommt, sich ja nicht durch den glücklichen Erfolg einschläfern lassen wollten! Sie schaden dadurch weit mehr ihren Kindern, als wenn sie bei einer andern Gelegenheit nachsichtig sind.

6.

Die Tasse,
oder
das böse Gewissen verräth sich von selbst.

Ernst war einmal in der Stube allein. Er hatte ein Liedchen auswendig gelernt, und wußte nun nicht recht, was er weiter anfangen sollte. Darum trieb er unnütze Dinge. Er ging an einen Tisch, auf welchem Gefäße standen, ohne die man keinen Kaffee trinken kann, man müßte ihn denn in Suppenteller gießen. Mit den schönen Tassen vertrieb sich Ernst die Zeit. Aber da ließ er eine Tasse fallen, und diese blieb zum großen Glücke ganz, doch sie verlor den schönen Henkel.

Unserm Ernst war nicht wohl dabei zu Muthe; er wußte, daß die Mutter diese Tasse sehr liebte, und fürchtete sich vor der Strafe. Darum wollte er lieber thun, als ob er von der Tasse nichts wisse; er stellte sie daher hin, und legte den Henkel in die Unterschale. Wenn die Mutter

ihn

ihn befragen würde, wollte er brav läugnen. Und sie kann mir dann doch nichts thun! dachte er.

Darauf schlich er sich aus der Stube, denn das böse Gewissen trieb ihn fort.

Kurz darauf kam die Mutter zurück. Sie hatte Ernsten befohlen, in der Stube zu bleiben, damit sie nicht menschenleer offen stehe. Darum ärgerte sie sich, daß Ernst nicht da war, und ging hinaus, um ihn zu suchen, und ihm seines Ungehorsames wegen einen Verweis zu geben.

Draußen hörte sie den Sohn auf einem umgestürzten Waschgefäße in dem Hofe trommeln Sie rief daher aus dem Fenster hinunter: Ernst, wo bist du! Gleich komm herauf, du unartiges Kind!

Es dauerte lange, ehe Ernst kam; er ging so langsam; seine Füße mochten wohl zu schwer geworden sein. Aber er that sehr beherzt, als er vor die Mutter trat, sahe sie stier an, und sagte: liebe Mutter, ich bin es nicht gewesen.

Da wußte die Mutter nicht, was Ernst sagen wollte, und sprach: wie? du bist es nicht gewesen? Wer ist denn anders aus der Stube gegangen, als du?

Aber ich habe die Tasse doch nicht zerbrochen! sagte Ernst.

Eine Tasse? Was willst du denn mit einer Tasse? fragte die Mutter. Wohl, nun merke ich etwas! Du hast dich selbst verrathen.

Darauf ging sie hin an den Tisch, sahe nach den Tassen, und fand die zerbrochene. Du böses Kind, rief sie, was hast du bei den Tassen zu thun gehabt? Die schöne Tasse hast du also zerbrochen!

Doch Ernst sagte: ich habe aber die Tasse nicht zerbrochen; ich will gleich darauf schwören.

Darüber wurde die Mutter zornig, und sprach: woher wüßtest du denn, daß die Tasse zerbrochen ist; ich wußte es ja selbst noch nicht. Jetzt soll dich der Vater strafen, weil du so unverschämt läugnest. Gewiß, ich hätte es dir verziehen, wenn du es mir gleich gestanden hättest.

Aber Ernst sprach immer noch trotzig: ich bin es doch nicht gewesen, bis der Vater ihn hart strafte. Dann gestand er, und versprach, nicht mehr zu läugnen und zu lügen. Er hat aber nicht Wort gehalten, und darum mag ich von dem bösen Jungen euch nichts weiter erzählen.

7.

Der Raufer,

oder

Furchtsamkeit reizt den Verfolger.

Der kleine Johannes war ein sehr friedfertiger Knabe. Er stritt und zankte sich nie, und hatte sich noch gar nicht mit andern Knaben geschlagen und gerauft. Darum nennten ihn seine Schulkameraden den kleinen Papst, weil der Papst auch am Frieden Wohlgefallen haben soll.

Einmal ging Johannes auf der Straße. Da kam hinter seinem Rücken der wilde Martin daher gesaust, und raufte den kleinen Papst recht stark.

Johannes wendete sich um, und fragte den Knaben: warum raufst du mich denn? Ich habe dir ja nichts gethan?

Da antwortete Martin ganz keck: weil ich Lust habe!

Johannes sagte aber sehr friedfertig: dieses Mal will ich es gut sein lassen; aber ich rathe dir, thue es nicht wieder!

Ich habe Lust, dich recht herum zu zausen, sagte Martin, und raufte den armen Johannes mit beiden Händen.

Da traten dem friedfertigen Knaben Thränen in die Augen; aber er hatte nicht den Muth, seinen muthwilligen Verfolger abzuwehren. Er sagte: ich mag mich nicht mit dir herumbalgen; aber ich werde hingehen und es deinem Vater sagen.

Da antwortete Martin: sage es doch auch der Mutter! Und als er dieses gesagt hatte, raufte er den schwachen Johannes noch einmal, und rief dabei: damit du doch weißt, daß ich dich gerauft habe!

Weinend lief nun Johannes fort nach Hause, und Martin rief ihm nach: ich denke, du willst zu meinem Vater gehen? — Denn er wußte wohl, daß Johannes nur drohete, und nicht das Herz hatte, die Drohung wahr zu machen. —

Bald darauf kam ein anderer Knabe die Straße daher, der war in einer Größe mit dem muthwilligen Martin. Diesen raufte Martin auch beim Vorübergehn. Da drehete sich aber

der Knabe schnell um, stand recht beherzt dort, und fragte entschlossen: was soll das bedeuten?

Was das bedeuten soll? antwortete Martin. Es soll bedeuten, daß ich dich gerauft habe. Hast du es denn nicht gefühlt?

Da sagte der Knabe: wenn ich mich nicht schämte, dich auf der Straße zu schlagen, ich wollte dir dein Raufen tüchtig bezahlen! Aber du sollst doch sehen, daß ich mich nicht fürchte!

Und bei diesen Worten ging er auf den muthwilligen Raufer los, faßte ihn behend an der Brust, und schüttelte ihn tüchtig. Dann ließ er ihn los, blieb drohend stehen, und fragte: willst du noch mehr?

Da ging Martin ganz demüthig fort, und wich dem Knaben alle Mal aus, wenn er ihm begegnete. Den friedfertigen Johannes neckte er aber alle Tage mehr: denn er wußte wohl, daß sich dieser nicht widersetzte.

Zeige nur Muth, so wirst du vor dem Muthwilligen Ruhe haben; aber die Furchtsamkeit macht den Verfolger beherzt.

Wer friedfertig und nachgebend ist, weil er sich nicht widersetzen kann, der wird doch nicht in Frieden mit andern leben; wer aber friedfertig ist, weil er sich nicht widersetzen mag, ob er wohl könnte, der wird nicht so leicht beunruhiget.

8.

Der Liquiritiensaft.

Pfui, ich könnte doch das Zeug nicht essen! sagte Mathilde zu ihrer kleinen Schwester Natalie, welche ein Stück Liquiritiensaft aß. (Man nennt aber diesen Saft gewöhnlich Lakretiensaft.)

Es schmeckt ja gut, sagte Natalie; koste einmal!

Pfui äk! antwortete Mathilde, und schüttelte den Kopf, als ob sie Ekel empfände. — Ich müßte mich doch brechen!

Und warum sprach wohl Mathilde so zu ihrer Schwester? War es wohl ihr Ernst? — Das will ich euch erzählen, Kinder.

Als die kleine Natalie früh aufstand, hatte sie den Husten sehr. Darum ließ ihr die Mutter für einen Dreier Liquiritiensaft hohlen. Mathilde wollte auch ein Stückchen davon haben; allein die Mutter sagte: du hast ja den Husten nicht, und willst den Saft nur als Näscherei genießen. Dazu ist er nicht da!

Nun that Mathilde gegen ihre Schwester, als ob sie sich vor dem Safte ekelte und ihn verachtete. Sie hätte es gern dahin gebracht, daß Natalie sich auch geekelt hätte.

Natalie hatte aber bald genug. Sie ließ ein Stückchen auf dem Tische liegen, und lief dann fort, um sich die Händchen und den Mund abzuwaschen: denn der Saft hatte sie braun gefärbt, und klebte die Finger zusammen.

Unterdeß nahm Mathilde das Restchen Saft vom Tische heimlich weg, und verzehrte es mit vielem Wohlgefallen. Seht da, so ekelte sich Mathilde vor dem Safte!! —

9.

Der Grashüpfer.

Es war einmal die schöne Zeit,
zu der die Pflaumen an den Bäumen
gereift sind, und mit Heiterkeit
die Bauern ihre Felder räumen,
wo die Ertoffel tief und breit
in Nestern liegen. Da ging weit
hinaus aufs Feld der Vater Mohn,
und führte zärtlich an der Hand
den kleinen Heinrich, seinen Sohn.

Der kleine Hosenmann empfand
recht viel Vergnügen an den Leuten,
die sich dort bückten, und das Land
durchwühlten, um Ertoffel zu erbeuten.

Und auf den langen Feldern stand,
schon mancher volle Sack, mit einem Band
fest oben zugebunden.
Und durch die Säcke schienen sich die runden
und großen Früchte durchzudrängen
und die verwebten Faden zu zersprengen.

Als nun der Vater mit seinem Söhnchen an den Feldern vorbei ging, kam ein kleiner Sänger gesprungen, der ganz sonderbar aussahe. Sein Kleidchen war grün; er hatte aber einen großen Kopf, der einem Pferdekopfe glich, und Flügelchen, wie ein Weihnachtsengel, den die Mütter auf die schönen Pyramiden stellen; aber die Flügelchen waren nicht aus Goldpapiere, sondern aus grünen Häutchen. Das merkwürdigste an dem kleinen Sänger war aber, daß er viele Füße und darunter einen recht langen hatte, mit dem konnte er weit forthüpfen. Und das kleine Geschöpf sang nicht mit dem Munde, sondern mit den Flügeln.

Da rief Heinrich: ei, Vater, hier springt ein Heupferd! Das will ich doch fangen. (Es war aber der grüne warzenfressende Grashüpfer.) *)

---

*) Gryllus verrucovorus. In Schweden lassen sich die Bauern von diesem Thiere die Warzen aufbeißen, in der Meinung, daß sie davon vergingen. Daher der Beiname warzenfressend.

Und der Vater erlaubte dem Knaben, das Thierchen zu fangen. Aber er sagte: du mußt diesen Grashüpfer an den Flügeln aufassen: denn wenn du mit deinen Fingerchen seinem Munde zu nahe kommst, so beißt er dich, und das Blut fließt aus der Wunde.

Ich will mich schon in Acht nehmen, sagte Heinrich, und sprang dem Thierchen nach. Er gab sich viele Mühe, dasselbe zu fangen. Denn wenn er schnell niederfuhr, und mit den Fingerchen zugreifen wollte, da saß der Grashüpfer schon auf einem andern Grashalme, und drehete sich um, und sprang auf eine andere Seite. Endlich gelang es dem Knaben doch. Der Grashüpfer hing nun schwebend an den Flügeln zwischen den Fingern des Knaben, und arbeitete heftig mit den Füßen, um sich zu befreien, und suchte einen festen Boden, auf dem er fußen könnte. Auch setzte er oft seinen langen Fuß in Heinrichs Hand ein, und stemmte sich, und strebte zu entspringen.

Aber der Knabe sagte: strampele wie du willst mit deinen Füßchen; du kommst doch nicht los,

mein liebes Heupferdchen! Du sollst es bei mir gut haben! Sei nur ganz artig, und singe lieber für dein Strampeln.

Und der Grashüpfer wurde ruhig: weil er müde war, und keine Kraft mehr hatte; aber der Knabe glaubte, das Thierchen habe seine Worte verstanden, und er sagte zu dem Vater: das Heupferd versteht mich, das ist mir recht lieb!

Da antwortete der Vater: du verstehst das Heupferd nicht. Es kann sich nicht mehr wehren, und muß nun ruhig ertragen, was du mit ihm machen willst.

Ich will ihm nichts zu Leide thun! sagte Heinrich.

Darauf ging der Vater mit dem Söhnchen nach Hause.

Als Heinrich in der Stube angekommen war, sperrte er die Heuschrecke unter ein umgekehrtes Bierglas. Dann bat er den Vater um alte buntgemahlte Blätter, mit denen man sich in Gesellschaften oft die Zeit vertreibt, weil eins über das andere Gewalt hat, und eins das andere sticht,

ohne Gewehr zu haben. Heinrich erhielt vom Vater, um was er bat.

Aus diesen steifen Blättern bauete er nun ein langes Haus, das drei Abtheilungen hatte. Aber dabei gebrauchte er ein eisernes Werkzeug, das zwei schneidende Arme zusammenlegt und wieder ausbreitet, wenn es die Finger der Menschen regieren.

Und mit dem Dinge schnitt
er Fenster in das Haus,
die theilten dann des Tages Schimmer
der innern Wohnung mit.
Dann mußten aus dem ersten Zimmer
zwei kleine Thüren
ins zweite und ins dritte führen.

In diesem Stall, so leicht und klein,
zog er sein grünes Pferd, und warf
ihm frisches Gras hinein.
Und, weil es süßer Kost bedarf,
zerschabte noch das Bübchen
ein gelbes Rübchen.

Darauf setzte Heinrich das Häuschen hoch auf den Ofen in der Kinderstube, damit es niemand beunruhigen sollte.

Vier Wochen lang war schon der Grashüpfer eingesperrt gewesen, und hatte sich durch Schwirren die Zeit vertrieben: da wurde es draußen kalt, und der Vater befahl eines Abends, daß am andern Morgen in dem Ofen Feuer angezündet werden sollte.

Die Magd befolgte den Befehl des Vaters; aber der Grashüpfer wurde vergessen. Erst, als das Essen Mittags auf dem Tische stand, erinnerte sich Heinrich an das arme Thier, stieg auf einen Stuhl, und nahm das Häuschen von dem Ofen. Das war aber ganz heiß, und an der einen Seite schwarzbraun geworden. Der Grashüpfer war am Hinterleibe braungelb, wie gebraten, doch lebte er noch.

Da fing Heinrich zu weinen an, und rief: mein armes Heupferd, ach, du armes Heupferd!

Da sagte der Vater: deine Thränen bewirken nun nichts; zuvor hättest du für dein Thierchen besorgt sein sollen. Du siehest, welchen Schaden man verursachen kann, wenn man die andern vergißt, für die man sorgen soll. Jetzt wollen wir das Thier tödten, damit wir es von

seiner Qual befreien. Möchte es das einzige Mal in deinem Leben sein, daß du andern durch Sorglosigkeit Leid zugefüget hast!

10.

Der Hund.

Es kam einmal ein fremder Hund in Herr Oswalds Wohnung; er sahe aus, als hätte er in vielen Tagen nichts zu fressen gehabt.

Da that es dem Herrn Oswald leid, und er ließ dem Hunde Suppe geben, und ein paar Knochen vorwerfen, an denen noch viel Fleisch hing. Das alles fraß der Hund recht gierig auf. Dann blieb er da, und ließ sich nicht forttreiben, weil es ihm so wohl gegangen war.

Aber Herr Oswald wollte den Hund nicht haben: denn er sahe sehr häßlich aus, und war gar nicht reinlich. Die Hare auf seinem Rücken waren unter einander gewirret, und hingen voll Staub und Straßenkoth. Dabei ging er lahm auf einem Fuße, und trug den Schwanz immer

eingezogen, wenn man ihn rief. Auch die Kinder konnten den Hund nicht leiden, denn er hatte so wilde Augen, und knurrte immer, wenn sie ihn anfaßten.

Herr Oswald ließ ihn viele Male weit aus dem Hause forttragen; aber Nette, so hieß der Hund, kam immer wieder.

Einmal war Nette unter das Bett gekrochen, und hatte dort unvermuthet drei junge Hunde geboren. Darüber war Frau Oswald recht böse; sie ließ den Hund mit seinen Jungen unter dem Bette vorziehen.

Aber sie sagte zur Magd: thue ihnen ja nichts zu Leide!

Und die Magd trieb den Hund mit dem Borstbesen vor, und zog auch die Jungen auf die Art vor das Bett. Aber die Hündinn kroch in den Winkel am Ofen, und trug ihre Jungen recht besorgt zusammen und besahe sie zärtlich; und ihre Augen waren gar nicht wild mehr, wenn sie die Jungen beleckte. Und wenn jemand ein Junges wegtrug, sahe die Mutter Nette jammernd nach und winselte, und hätte Thränen

geweinet, wenn die Hunde Thränen weinen könnten. Auch stand sie dann auf, und kroch demüthig zu dem hin, der das Junge hielt, und that, als wollte sie bitten: gieb mir doch mein Junges wieder!

Und wenn die Jungen saugen wollten, legte sie sich hin, und lag oft recht unbequem; aber darauf achtete sie nicht, wenn es nur die Jungen bequem hatten.

Das alles sahen Oswalds Kinder öfter mit an.

Da trat einmal der Vater hin, als seine Kinder bei dem Hunde standen, und sagte: heute noch will ich den alten Hund aus dem Hause werfen, und die Jungen in das Wasser tragen lassen.

Da schrien aber die Kinder alle zusammen: ach, ich bitte, lieber Vater, laß den Hund hier! Ach, jage ihn nicht fort, ach, der gute Hund!

Und der Vater sagte: warum wollt ihr denn den Hund nunmehr behalten; ihr habet ihn ja vorhin so gehaßt und gestoßen, und oft aus der Thür geworfen.

Da antwortete die älteste Tochter, Adelheid: ja, lieber Vater, jetzt ist der Hund ganz anders, jetzt haben wir ihn so lieb!

Und der Vater sprach: ihr habet den Hund lieb gewonnen, weil er ein Beispiel ist von der Liebe einer guten Mutter. Seht, durch die Liebe macht sich auch das häßliche, wilde Geschöpf angenehm, und erwirbt sich wieder Liebe.

Ihr liebet den Hund jetzt bloß darum, weil er seine Jungen so zärtlich liebet.

Das wendet auch auf euch an, und höret nicht auf, einander zu lieben und alle Menschen liebreich zu behandeln; dann werdet ihr auch bei andern angenehm sein, und jedermann wird euch gern haben.

Und die Kinder gaben sich still die Hände, und küßten sich, und sprangen alle zu dem Vater, als ob sie es verabredet hätten, und fielen dem Vater um die Knie.

Darauf sagte der Vater: in das unvernünftige Thier, den Hund, hat Gott viele Treue

und Mutterliebe gelegt, und es ist erfreulich, wenn man ein merkwürdiges Beispiel davon höret. Ich will euch eins erzählen.

Da freueten sich die Kinderchen sehr, und traten recht aufmerksam um den Vater.

Und der Vater hob an: in Berlin hatte ein Schlächter *) einen Hund, der war groß und stark, und fürchterlich vom Angesichte.

Und es kam die Zeit bald, daß der Hund Junge gebären sollte. Da nahm ihn dennoch sein Herr mit hinaus auf die Dörfer, wo er Schlachtvieh kaufen wollte. Als er aber zwei Meilen von Berlin in eine Dorfschenke kam, gebar der Hund vier Junge. Da bat der Schlächter den Schenkwirth, daß er den Hund einige Wochen bei sich behalten möchte, bis die Jungen stark genug wären, und in die Stadt gebracht werden könnten; er wollte alles gut bezahlen.

---

*) Der Schlächter Teichmann, welcher in der Friedrichsstraße wohnet. Aus seinem Munde habe ich die Geschichte nicht gehöret; aber aus dem Munde eines wahrhaften Freundes.

Der Wirth versprach, den Hund sorgsam zu verpflegen; und der Schlächter ging seines Weges, und kam des Abends in der Stadt an.

Als er aber am andern Morgen aufstand, und aus dem Fenster sahe, erblickte er seinen Hund mit den neugebornen vier Jungen vor der Hausthür. Da erstaunte er, und ging zu der Wache am Thore, um zu fragen, wie der Hund seine Jungen durch das Thor gebracht habe.

Und die Schildwache sagte: ich habe mit Verwunderung zugesehen, wie der Hund arbeitete. Erst nahm er ein Junges in den Rachen, und trug es ein Stück Weges fort. Dann setzte er es nieder, und lief wieder zurück, und trug ein anderes zu dem ersten. Und so that er es fort, bis er alle Junge ein Stück vorwärts gebracht hatte. —

Nun denket, Kinder, sagte der Vater weiter, das hat ein Hund gethan! Mit seinen Jungen legt er auf die Art einen Weg von zwei Meilen zurück, und arbeitet die ganze Nacht. Diese Beschwerde übernahm er aus Liebe zu seinen Jungen, und aus Treue gegen seinen Herrn.

Diesen wollte er nicht verlassen, aber von seinen Jungen wollte er sich auch nicht trennen.

Da sagten die Kinder: o, den Hund hätten wir erst recht lieb haben wollen!

11.

Der Widersprecher.

Sechs Mal sechs ist sechs und dreißig! sang der kleine Fritz, und sprang in der Stube umher. Da sprach aber sein Bruder Theodor, der nur fünf Jahr alt war: nein! es ist achtzehn, zwanzig!

Ihr sehet, daß in den Worten gar kein Sinn ist. Warum sagte das aber der kleine Theodor? — Weil er etwas anderes sagen wollte, als Fritz. Das war ein Fehler, der dem Knaben gar übel stand: er widersprach immer. Ihr sollt mehr davon hören.

Einmal saß Theodor am gedeckten Tische, und erhielt von seinem Vater einen Teller voll Suppe. Und der Vater sagte: laß die Suppe kalt werden, sonst kannst du sie nicht essen.

Da antwortete Theodor: nein, sie muß heiß werden. Man muß sie heiß essen!

Darauf erwiederte der Vater: nun sollst du auch die heiße Suppe essen, und dir den Mund verbrennen.

Theodor antwortete: ich will sie kalt essen.

War das nicht sehr unartig? Aber so trieb es der kleine Junge immer fort, und sagte alle Mal das Gegentheil. Oft fragte er den Vater: hast du die artigen lieb? damit er nur das Gegentheil sagen konnte: nein! man muß die unartigen lieb haben. Und wenn der Vater sagte: du darfst nicht mit deinen Stiefeln ins Wasser treten; so antwortete Theodor: die Menschen müssen aber mit den Stiefeln ins Wasser treten.

Aber der Vater suchte bald diese Unart dem kleinen Theodor abzugewöhnen, als dieser noch nicht den Worten gehorchen wollte, und das geschahe auf folgende Art.

Ihr kennet doch das große Licht,
dem es an Nahrung nie gebricht,

das eine Hälfte von der Erde
bei Nacht und Tage stets erhellt,
das Blumen nährt und Kost der Herde,
das Obst und Frucht der Halmen schwellt.
Nun war's ein Tag, an dem dieß Licht,
das ihr nun nennen könnt, sich nicht
vor unserm Blick versteckte,
und nicht das holde Angesicht
mit Wolken sich bedeckte.

Da sprach Theodors Vater: lasset uns heute ins freie gehen; die Sonne scheinet heute so warm, und der Himmel ist so klar, daß man nicht gern in der Stube bleiben mag.

Aber Theodor fragte: warum willst du denn nicht in der Stube bleiben, und ins freie gehen?

Ich habe den ganzen Tag in der Stube gesessen; das ist nicht angenehm, sagte der Vater. Die freie Luft ist uns sehr gesund.

Da sagte Theodor: draußen ist es nicht gesund, in der Stube ist es gesund. Die Menschen müssen in der Stube bleiben.

Und der Vater antwortete: weißt du wohl recht, was du gesagt hast? — Du sollst nun-

mehr in der Stube bleiben, weil es draußen nicht gesund ist; aber wir andern alle zusammen gehen in den Weinberg spaziren.

Da bat Theodor den Vater weinend, daß er ihn doch mitnehmen möchte; aber der Vater sagte: mein Sohn, du hast den Fehler an dir, daß du immer etwas anderes sprichst, und etwas anderes willst, als die Menschen, welche um dich sind. Ich habe es dir oft verbothen, so zu sein; aber weil du den Fehler doch nicht abgeleget hast; so kommt nun die Strafe. Diese wird nicht eher aufhören, bis du dich gebessert hast.

Theodor mußte also in der Stube zurückbleiben, und durch die Fensterscheiben nachsehen, denn es war ihm auch verbothen, das Fenster zu öffnen. Zur Aufsicht blieb der Bediente zurück, der aber in einem Buche las, und mit Theodorn weder sprechen noch spielen durfte.

Wie leid that es dem Knaben, daß er nicht mitgehen konnte! Es war doch so anmuthig auf dem Weinberge! Wie angenehm konnte er dort spielen! Immer war Gesellschaft seines Alters dort zu finden. Da war ein hölzernes

Pferd, das im Kreise umher lief, wenn man an einer großen Kurbel drehete; da war eine russische Schaukel mit vier Armen, und an jedem Arme hing ein Stuhl, und diese Stühle hoben sich durch die Luft in einem Kreise, wie sich ein Mühlrad drehet. Da war ein großer Platz zum Ballschlagen, und für die größern Kinder ein Ballon.

Als Theodor an alles dieses dachte, weinte er laut, und schrie endlich so sehr, daß ihm die Augen anschwollen und der Hals wehe that. Aber nichts konnte ihm helfen, und nur die Besserung konnte ihn vor einer ähnlichen künftigen Strafe bewahren. Er gewöhnte sich wirklich den Widerspruch gegen andere ab, nachdem er mehrere Male bestraft worden war. Aber nun kam ein neuer Fehler zum Vorscheine. Theodor sagte alle Mal zweierlei, wenn er etwas haben wollte; seinen wahren Wunsch nemlich, und dann das Gegentheil.

Lag er im Bette, so rief er oft: ich will aufstehen! und wenn die Mutter hinkam: ich will nicht aufstehen.

So widersprach er sich selbst, weil er andern nicht mehr widersprechen durfte.

Bisweilen sagte er sogar zum Vater: ich habe dich lieb; ich habe dich nicht lieb! Oder: ich will gehorchen; ich will nicht gehorchen!

Da beschloß der Vater, ihn gerade so zu bessern, wie vorher.

Eines Abends hatte die Mutter eine Kirschsuppe zubereitet. Die aß Theodor gern. Als er aber am Tische vor dem vollen Suppenteller saß, rief er: ich will Kirschsuppe essen; ich will aber keine Kirschsuppe essen.

Da sagte der Vater: du sollst auch nun keine Kirschsuppe essen! Und er nahm ihm den Teller weg.

Ich habe ja gesagt: ich will Kirschsuppe essen! rief Theodor.

Aber der Vater antwortete: du hast auch gesagt, du wolltest keine Suppe essen. Auf diese Worte habe ich gehöret, auf die andern nicht: denn wenn jemand zweierlei spricht, so kann man sich nur nach dem einen richten.

Für dieses Mal mußte Theodor die Kirschsuppe essen sehen, so sehr er auch weinte und bat; aber er hütete sich, in der Folge zweierlei zu sprechen: denn er wurde immer auf die nemliche Art bestraft.

III.

Erzählungen für Kinder

vom zehnten

bis

zum dreizehnten Jahre.

1.

Der Hollunderstab.

Ein Knabe ging einst hinaus auf das Feld spazieren. Da sehnte er sich nach einem Stocke, und wollte einen in den Büschen finden. Wie ich das verstehe, könnt ihr euch wohl erklären? Die Sehnsucht nach einem Stocke rührte eigentlich bei dem Knaben daher, daß er ein Taschenmesser geschenkt erhalten hatte, und dieses nun an einem Stämmchen probiren wollte. Schon mehrere Stäbe hatte er abgeschnitten und wieder weggeworfen, — weil er immer andere, bessere fand —, als er endlich vor einem Hollundergesträuche stehen blieb, das an einer alten Feldmauer hoch empor gewachsen war. Hier sahe er ein ganz gerades Stämmchen; das schnitt er ab,

und kürzte es gehörig zum Spazirstocke. Darauf ging er seinen Weg fort.

Da kam er an einen Graben, in dem das Wasser von den Feldern sich zu dem Bache zog. Der Graben war nicht breit, und Eberhard hätte recht leicht darüber springen können; doch jetzt wollte er den ersten nützlichen Dienst von seinem Stocke haben. Er stemmte ihn in die Mitte des Grabens, und schwang sich hinüber.

Aber der Stock zerbrach, und Eberhard fiel auf der andern Seite hin. Da warf er das Stück vom Stocke, das er in der Hand noch hatte, aus Aerger von sich.

Er kannte die Zerbrechlichkeit eines Hollunderstabes noch nicht, und hier hätte er lernen können, daß man sich lieber selbst helfen, als auf so eine Hülfe verlassen soll, die man nicht genau kennt.

Als der Knabe aufgestanden war, und mit dem Taschentuche den Schmutz von seinen Knien etwas abgerieben hatte, sahe er den andern Theil des Stabes noch schief in dem Graben stecken.

Am Bruche hatte sich das Holz gesplittert, und schönes, weißes Mark quoll gleichsam aus dem innern vor.

Da wurde der Knabe aufmerksam, zog den Ueberrest des Stockes gelassen aus dem Schlamme, und suchte das weggeworfene Stück wieder.

So wird der Verachtete wieder hervorgezogen, wenn er sein inneres enthüllt.

Und der Knabe brach ein wenig Mark ab, und fühlte, daß es sehr leicht war. Ach, rief er, jezt habe ich etwas gelernt! Die kleinen Kobolde, die auf ihren Fuß wieder springen, wenn man sie auf den Kopf stellet, sind aus diesem Marke gemacht. Ich will für meine Geschwister solche Männchen machen! Und er nahm sein Messer, und spaltete den kürzeren Theil des zerbrochenen Stockes. Da lag das Mark schön, rund und zart in dem innern, und erfreuete den Knaben.

Aber der Knabe sahe auch, daß eine gleich hohle Röhre durch den Stab ging, und zum

Behältnisse des Markes diente. Darum betrachtete er den letzten größern Theil des Stockes, und sprach bei sich selbst: daraus könnte ich mir ein schönes Blasrohr machen, wenn nur erst das weiße Mark heraus wäre.

Er dachte darüber nach, wie er das Mark ausstoßen könnte, und schnitt eine Weidenruthe ab, welche er in die Höhlung des Hollunderstabes stoßen wollte. Das that er, und freuete sich, als das Mark immer mehr zurückwich. Aber endlich wich es nicht mehr, es war festgestoßen, und hatte sich verstopft. Da wurde der Knabe unwillig, verlor die Lust zu seiner Arbeit, und zerschlug den Stab an einem Weidenbaume.

So gehet es vielen Menschen. Kinder, werdet nicht so. Wenn euch eure Arbeit nicht glückt; so laßt euch doch nicht dadurch zurückschrecken.

2.

Das Hühnchen.

Der Vater Herrmann kam einmal in den Hof,
da fand er eine Henne,
die gluckgluck, gluckgluck schrie,
ein Zeichen, daß man erkenne,
die Eier bebrüte sie.
Und er ging über der Scheuer Tenne,
und fand das Nest in dem Stroh
mit vielen Eiern —; ich nenne
die Zahl nicht! errathet sie so:

von zehn und zwölf nehmet das halbe,
und rechnet die Füße am Kalbe
der vorigen Anzahl noch bei;
dann nehmet so viel, als ein Ei
gewöhnlich der Dottern hat; zählet
es ab von dem vorigen; wählet
euch eine beliebige Zahl,
und rechnet sie zu; noch ein Mal
setzt hundert zum ganzen, und theilet
es dann mit der zwei! Uebereilet

euch ja nicht, das Ding ist nicht leicht,
und noch ist das Ziel nicht erreicht.

Nun könnet ihr mir jetzt schon sagen,
wie viel wohl die Zahl mag betragen?
Doch still, ich darf sie nicht hören!
Jetzt rechnet, und laßt euch nicht stören!

Wohl Acht! nun theilet die Zahl,
die vorhin von eurer Wahl
nur abhing! Ist es geschehen?
Gut, laßt diese Hälfte nur stehen,
zieht sie ab vom vor'gen und zählet
noch drei und vierzig davon.

Nun sind wir zu Ende; gequälet
seid ihr nicht vergeblich! Jetzt bleiben
noch nhezreiv — verkehret zu schreiben
gefällt es mir heute, mein Sohn.

Das war eine schwere Rechnung! Aber ich habe doch errathen, was am Ende übrig blieb, wenn ihr gleich eine Zahl aus euren Gedanken zugesetzet habt. Denket darüber nach, wie dies zuging.

Vierzehn Eier lagen also im Neste, in welchem die Gluckhenne brütete. Der Vater erzählte

seinen Kindern nichts davon: er wollte sie mit jungen Hühnerchen überraschen.

Doch die Hoffnung des Menschen gleichet einer zarten Pflanze aus einem fremden Himmelsstriche. Wenn sie der Gärtner lange gepflegt hat, verwelket sie unvermuthet oft, wenn sie ein kaltes Lüftchen berührte. Als die Zeit kam, daß vierzehn Hühnerchen mit ihren gelben Federharen aus den Eiern kriechen sollten, kam nur — ein einziges zum Vorscheine; die übrigen Eier waren alle verdorben.

Darüber ärgerte sich der Vater Herrmann wohl recht? — Das nicht! Es war ihm freilich unangenehm, daß er seine Hoffnung vereitelt sahe; aber er mußte zufrieden sein mit einem Hühnchen. Er lockte die alte Gluckhenne in die Stube zu seinen Kindern, und das Küchelchen lief der gluckenden Mutter nach.

Die Kinder freueten sich über das einzige Hühnchen genug, weil ihnen der Vater von vielen vorher nichts vorgesagt hatte. Aber nun wollte gern jedes das Küchelchen pflegen und warten. Da würde denn das kleine Thier bald seinen

Tod gefunden haben. Darum sagte der Vater: nur eins von euch kann das Hühnchen pflegen.

Und alle schrieen: ich! ich! ich!

Da sagte der Vater: ich will erst von euch hören, was wohl jedes mit dem Hühnchen machen möchte, wenn es größer gewachsen sein wird.

Und die kleine Minna sprach gleich zuerst: Vater, wir wollen es abschlachten und braten. Ei, das wird gut schmecken!

Da lachten die andern Kinder.

Aber der Vater sprach: ihr lachet, und würdet wohl eben so gesprochen haben, wenn ihr noch in Minna's Alter wäret. Sie spricht als kleines Kind, dem das Essen das beste ist; sie kennt auch noch keinen andern Nutzen von den Thieren, als daß wir sie essen. Ich möchte doch wissen, was du damit machen wolltest, Agnes?

Agnes antwortete: ich wollte es recht futtern, damit es viele, viele Eier legte, und von den Eiern ließ ich mir —

Einen Eierkuchen backen! rief Minna, welche recht aufmerksam zugehöret hatte. Da lachten die andern wieder.

Agnes sagte aber, nein, nein! von den Eiern ließ ich keins anrühren. Die Henne müßte sie alle ausbrüten. Und wenn die jungen Hühnerchen groß geworden wären, müßten sie wieder ihre Eier ausbrüten, und immer so fort, bis ich viele, viele tausend Hühner hätte.

Ohne Nutzen! setzte der Vater hinzu. Das sind Schlösser in die Luft gebaut. Ein wenig kindische Habsucht blickt noch dazu durch. Woher wolltest du denn endlich das Futter für die Hühner nehmen? Da müßte man große Felder mit Gerste für deine Hühner allein besäen, ohne Gewinn von ihnen zu haben. Bei mir müssen sie ihr Futter mit verdienen helfen: denn ich benutze ihre Eier für die Wirthschaft, oder ich verkaufe sie; und mit den jungen Hühnern mache ich es auch so.

Darauf sagte Natalie: wenn mir das Hühnchen gehörte, nähme ich es alle Abende mit zu Bette. Ich wollte es so zahm machen, daß es immer auf meiner Schulter säße, und mir aus der Hand fräße. Um die Eier bekümmerte ich mich nicht, die möchte nehmen, wer nur wollte.

Ja, das machte ich auch! sagte Heinrich. Aber das Hühnchen müßte noch Kunststücke lernen, wie die weiße Henne, die Hagers Gottlieb hat. Sie müßte wie todt auf dem Kopfe liegen, und wenn ich spräche: Köchinn komm, und schlachte sie! da müßte sie fortfliegen; und auf dem Tische müßte sie marschiren, wie ein Soldat. Das würde eine Freude sein!

Ihr wollt die Henne nur zu eurem Vergnügen haben, sagte der Vater. Aber ich glaube, daß sie auch des Nutzens wegen da ist, und den dürfen wir dabei nicht übersehen. Heinrich würde gar die Henne noch mißbrauchen, weil sie Gott gewiß nicht darum geschaffen hat, daß sie Kunststücke machen soll.

Endlich sagte der kleine Karl: ich wollte, daß das kleine Thier schon groß wäre! Ich habe es recht lieb; aber ich nähme es doch, und trüge es hin zur armen Marie, die so lange krank ist. Und da spräche ich: Marie, lasse Sie sich das Hühnchen schlachten, und sich eine Hühnersuppe kochen. Oder ich machte es noch anders! Ich bäte die gute Mutter darum, daß sie es thäte,

und der armen Marie das Hühnchen kochte. Da würde sich die kranke Frau recht freuen!

Da sagte der Vater: wer das seinige anwendet zur Freude und Erquickung der andern, die es bedürfen, der machet wohl den besten Gebrauch von den Gaben Gottes. Karl, du sollst das Hühnchen futtern und pflegen, daß es größer und fett werde, und dann kannst du der kranken Marie eine Freude damit machen. Läßt doch der liebe Gott auch so viele junge Thiere groß wachsen und sich wohl nähren, damit er uns und andere Geschöpfe mit ihnen ernähre und erfreue. — Und wo wir können, da sollen wir Gott nachahmen.

3.

Der Wunderknabe zu Kehrberg.

Von einem Wunderknaben will ich euch erzählen, liebe Kinder, der in dem Jahre 1734 so bekannt wurde, daß man weit und breit recht vieles von ihm erzählte, daß viele tausend Men-

schen auf beschwerlichen Wegen zu ihm wanderten, um —. Doch was die Leute bei ihm wollten, das will ich euch noch nicht sagen. Ihr sollet mich erst fragen: wodurch machte sich der Knabe berühmt? Vielleicht durch seinen Verstand, wie der junge Heine? Vielleicht durch seine erstaunlichen Anlagen zur Musik, wie Mozart, und viele andere? — Nunmehr will ich euch auf diese Frage antworten. Die Menschen reisten hin zu jenem Knaben, damit sie von ihm geheilet würden, sobald er sie berührete. Nicht wahr, der Knabe hieß mit Recht ein Wunderknabe? Und dieser hochberühmte Bube, von drei und einem halben Jahre, wohnte nicht in dem Pallaste einer Hauptstadt; er hausete in einer niedern, engen Hütte im Dorfe Kehrberg, das in der Priegnitz liegt.

Die Priegnitz, wie ihr wisset, lieget an der Havel und der Elbe, und ist ein Theil der Kurmark Brandenburg.

Ihr seid begierig zu erfahren, wer sein Vater war, und darum will ich euch von diesem vorher etwas erzählen.

Ein Mann, der Eisen an der Kohlengluth erweichte, und es zu Sohlen für den Pferdehuf ausstreckte, bewohnte ein altes, baufälliges Haus in Schräpko, unweit Kehrberg.

Es war ein Mann,
der nicht viel Geld und Gut besaß,
mit seiner Frau und einem halben Dutzend
Knaben
meist trocknes Brot und selten Rindfleisch aß;
der, wollt' er sich mit ein paar Gästen
zum Kirchweihfeste laben,
sich konnte kaum zwei Gänschen mästen.

Der Mann verlor noch, was er hatte:
sein Haus gerieth in Brand,
weil eines Bösewichtes Hand
ins Strohdach unter eine Latte
ein Bündchen Schwamm und Schwefel
schob.
Nacht war es, als das Feuer schnob
aus den durchfressnen Dacheslücken.
Zu spät, die Flamme zu erdrücken,
erwacht der Schmid, und weckt die Seinen,
die träumend stehen, gleich den Steinen,

zuletzt die Hände jammernd ringen,
durch Rauch und Dampf und Gluthen
dringen,
und durch die Thür der Hütte eilen.
Der Sturmwind braust — die Flammen theilen
sich vor dem Strom der wilden Luft,
und wälzen sich auf nahe Hütten,
und wandeln alles um zur Gruft.
Und Feuerbrände überschütten
die Straße und die nahe Flur,
und selbst die Bäume in den Gärten,
sie tragen bald des Feuers Spur.

Der Schmid hatte den wenigsten Schaden dabei gelitten, weil das Feuer nicht viel bei ihm verzehren konnte. Denkt ihr vielleicht, er habe seine Hemden aus Asbest *) und seine Tische aus Eisen gehabt? — Ihm konnte nicht viel

*) Ein faseriger Stein, welcher zu feinen Faden verarbeitet werden kann. Aus diesen Faden verfertigte man Gewebe, welche vom Feuer nicht zerstöret werden konnten. In China soll man tragbare Ofen aus einem Steine gleicher Art, aus Amianth, verfertigen.

verbrennen, weil er nicht viel besaß. Mehr verloren die reichen Nachbarn, deren Gut und Habe die furchtbare Verwandlung in dasjenige, was einst des Menschen Körper sein wird, erlitten hatten. Und weil man glaubte, daß der Schmid das Feuer selbst durch Verwahrlosung verursachet habe: so wollte ihn die Dorfschaft nicht mehr in ihrer Mitte dulden, und — vertrieb ihn.

Dadurch ging der Mann seinem Glücke entgegen. Er zog nicht weit — nach Kehrberg — bauete sich ein Haus, das fast so klein war, wie eine Weinbergshütte, und ließ den Hammer auf dem Amboße wieder erklingen.

Kurz vor dem Brande hatte er in Schräpko auch ein kleines Kind in dem Hüttchen wieder schreien hören; doch nicht zu seiner Freude: denn nunmehr hatte er den siebenten Knaben noch zu ernähren.

Allein, was half's, wenn er, voll Trauer,
die Mütze von dem Ohre schob,
und gegen Bäuerinn und Bauer
sein langes Klagelied erhob!

Das Kind ist da,
und der Papa
muß Leute, welche Thaler zählen,
wohl zu Gevattern wählen,
und zu dem Kindtaufsschmause
viel poltern und viel räumen in dem Hause,
die Hausflur und das Stübchen fegen,
und an die Stubenthür den neuen Haus-
standsegen
statt des berußten, alten kleben.

Als nun das Kind getauft, und mit dem Namen Johann Ludwig Hohenstein beleget war, trösteten die Pathen den Kindtaufsvater durch schwere Pathenbriefchen, und durch die Worte: „er solle sich's lieb sein lassen, noch ein Mal Kindtaufe ausgerichtet zu haben: weil man behaupte, daß der siebente Knabe ein Wunderkind sei, und besonders als Wundarzt Glück machen könne."

Diese Rede soll der Prediger auch bestätiget haben. Aber der Schmid bewahrete alle diese Worte sehr tief in seinem Herzen, so tief, daß sie nach drei Jahren in Kehrberg

erst im Gedächtnisse wieder hervortraten. Die Frau des Schmides hatte nemlich, anstatt auf ein Stück Holz, mit dem Beile in ihre Hand gehauen, das Blut der Wunde mit Hausmitteln gestillt, und dann die Hand verbunden. Doch unerwartet brach die Wunde nach mehrern Tagen von neuem wieder auf. Jetzt fiel den Eheleuten die Rede an dem Kindtaufstage wieder ein.

Die Mutter nahm des Knaben Hand,
bestrich mit ihr die Wunde,
und — denkt das Wunder! — sie empfand
auch Lindrung von der Stunde;
ja, ehe noch ein Tag verging,
schloß sich die Wunde, und empfing
die wohlbekannte Rinde.
Nun stieß man von dem Kinde
in die Posaune viel und stark,
daß man's sogar im großen Park
der Königsstadt vernehmen konnte.

Die Friedensbothen, welche die Ankunft des großen Wunderthäters verkündigten, waren besonders solche Leute, welche vor den Thüren

den ganzen Tag bitten und danken. Sie erzählten auf allen Jahrmärkten die neue Mähr, versammelten viele Leute um sich, und schlossen meistens ihre Verkündigung mit den Worten: „sein Sie barmherzig, und geben Sie mir auch ein Almosen!"

Nach Kehrberg kamen jetzt Leute mit Wunden, welche von selbst zuheilten, ehe sie das Kind berührete, und diese glücklichen Ereignisse vermehrten den Ruhm des Wunderthäters. Und ehe der Mond zum zweiten Male wieder sein volles Gesicht dem Dörfchen Kehrberg zugewendet hatte, hatten schon Tausende von Fremden ihr Gesicht dahingekehret, und volle Beutel mitgebracht. Aus Hamburg, Pommern, von der Insel Usedom, aus Sachsen, Meklenburg, von Berlin und aus der ganzen nahen Gegend kamen andächtige Kranke und neugierige Gesunde herbei gekrochen, gefahren und geritten. Das ganze Dorf wurde durch dieses Wunderkind beglückt, denn jeder Bauer verwandelte seine Stube in ein Wirthshaus, und jeder Bauerhof war von Kutschen und Kaleschen

eingenommen, wie ein Posthof, wenn ein König oder anderer Fürst angekommen ist. Auch der edle Gerstentrank fand vielen Abgang. Sechs, acht, und oft mehrere Tonnen Bier wurden täglich ausgeleert.

Eine der ersten Patientinnen war eine Bürgerstochter aus Wittstock. Jungfer Nielbock wurde sie genennet.

Vor mehrern Jahren war sie vom Schlage gerührt worden, und hatte dadurch ihre Sprache und die freie Bewegung der Gliedmaßen verloren. Daher konnte sie nicht sitzen, stehen und gehen.

Nun sagte man, das Mädchen wäre von dem Schmideknaben gänzlich wieder geheilet worden, und damit kein Mensch an dieser Wunderthat zweifele, hatte der Schmid das hergestellte Mädchen in seine Dienste genommen. Da konnte sie nun ein jeder hüpfen und springen sehen, und aus ihrem Munde die Wunderthat preisen hören. Darüber staunten die Leute, und schrieen: o Wunder über Wunder!!

Aber das war doch nur Sand den Leuten

in die Augen gestreuet! Man erfuhr gar wohl nachher, daß das Mädchen durch die Geschicklichkeit eines Arztes ihre Sprache wieder erlangt hatte, und so weit hergestellet worden war, daß sie auf Krücken gehen konnte. Sie hatte sogar den Weg von Wittstock nach Kehrberg zu Fuße gemacht. Diese starke Bewegung mochte wohl die Ursache gewesen sein, daß sie in Kehrberg ihre Krücken wegwerfen konnte, nachdem der Knabe einige Tage lang ihre Glieder bestrichen hatte.

Es wurden noch mehrere merkwürdige Begebenheiten erzählet; aber nichts erregte so großes Aufsehen, als die Heilung eines Krüppels von den damals eingewanderten Salzburgern, welche der Bischof von Salzburg aus seinem Lande vertrieben hatte.

Die Glieder dieses elenden Menschen waren seit zwölf Jahren so zusammengezogen, daß er auf Handkrücken, eine Art Maurerbock im kleinen, sich fortbewegen mußte. In Berlin hatte er sich lange aufgehalten, und von den Bröckchen ernähret, die aus den Händen mildthätiger Menschen fielen.

Hier

Hier höret er eines Tages von dem Wunderknaben erzählen. Da erwacht auch in ihm die süße Hoffnung, daß er sich bald wieder zu den gesunden Menschen stellen könne. Er kriechet fort nach Kehrberg, von seiner gesunden Frau begleitet, und wird bisweilen von mitleidigen Fuhrleuten ein Stück des langen Weges gefahren.

Endlich, nach mehrern Tagen, zeiget sich ihm das Dorf aus der Ferne.

Da wirkt schon die freudige Erwartung der Genesung auf seinen ganzen Körper. Er kommt im Dorfe an; er siehet den Knaben, er zittert, als dieser die Hand an die gebrechlichen Knie legt; er empfindet nie gefühlte Schmerzen, als der Knabe endlich die Knie bestreicht. Ob sich gleich seine Füße nicht ausstrecken, so sinket doch nicht sein Glaube an die Wunderkraft des Knaben. Der empfundene Schmerz und die Bewegung im innern haben ihn vielmehr verstärkt.

Den folgenden Tag soll das Heilungsverfahren wiederhohlt werden.

Die Nacht will der Salzburger in einem

Heustalle zubringen, zu dem man auf einer Leiter nur gelangen kann.

Seine Frau ist ihm behilflich, die Leiter mit Beschwerde zu erklimmen; aber sie hat noch Geschäfte zu verrichten, und verläßt ihren Mann, als er auf dem Ruheplätzchen lieget.

Der Salzburger kann nicht gleich einschlafen; er gedenket eines ärmlichen Kleidungsstückes, das er in dem Hause des Schmides zurückgelassen hat, und befürchtet, dieses wenige möchte ihm gestolen werden.

Aengstliche Besorgniß entsteht in ihm, und quält ihn so lange, bis er es wagt, sich allein die Leiter hinabzubringen. Nur die Hände, mit welchen er die Sprossen ergreift, sind ihm dienstbar, er läßt sich so hinab. Doch ehe er die letzte Sprosse erreicht hat, erkrampfen seine Hände, sie umfassen die leichten Hölze nicht mehr; er stürzt hinunter, und liegt ohnmächtig am Fuße der Leiter.

Hilflos bleibt er liegen, bis die Besinnung wiederkehrt — und, welch ein Erwachen! er fühlt Gelenkigkeit in den Knieen, er kann seine

Füße ausstrecken. Die Erschütterung des Falles und die Einwirkung der Vorfälle am noch nicht beendeten Tage hatten dieses merkwürdige Genesen zur Folge; aber der gemeine Mann schrieb alles der Wunderkraft des Knaben zu; denn er hört lieber von Wundern erzählen, als von Begebenheiten, die einen natürlichen Zusammenhang haben.

Durch welches Dorf der Salzburger jetzt aufgerichtet ging, das hallte auch wieder von dem Ruhme des Wunderknaben, und jeder, der sich nicht ganz gesund fühlte, eilte nach Kehrberg, nach dem Dorfe des Heiles. Und bei vielen wirkte der Glaube wunderbar. Ehe sie die wunderthätige Hand des Knaben fühlten, wurden sie schon im innern heftig beweget: in ihnen wechselte Ehrfurcht gegen die überirdische Kraft des Knaben mit der Hoffnung, bald die Wirkung dieser Kraft zu fühlen.

Bestrich, beblies oder kitzelte sie nun der Wunderknabe, so knieten viele dort mit unbewegten Lippen, mit starren Augen, mit Todtenbleiche, als hätte sie ein mächtiger Schreck ergriffen; plötzlich stieg dann die höchste Röthe in

ihr Gesicht, ihre Augen funkelten, ihre Glieder zuckten, wie bei Fieberkranken, und die Muskeln des Gesichtes wurden stark gespannt.

Andere vergossen heiße Thränen, als ob sie andächtig gerühret wären. Sie glaubten, eine göttliche Kraft wohne in dem Knaben, und gehe auf sie über. Andere wurden äußerst entzückt, und schienen vor Freude zu rasen.

War es zu bewundern, wenn diese heftigen Bewegungen des Gemüthes, diese heftigen Veränderungen im Körper manche Krankheiten hoben, welche auf so eine Art, durch glühende Einbildungskraft und Erschütterung der Nerven, gehoben werden konnten?

Viele vergaßen auch in dem Augenblicke ihre Leiden, weil sie zu betäubt waren, und deßwegen kein Gefühl für dieselben haben konnten; sie gingen daher

lobpreisend und dankend von dannen.
Doch die Nebel der Täuschung zerrannen;
Und wenn sich die Kranken besannen,
da fühlten sie, leider! die Schmerzen,
und kehrten, mit Groll in dem Herzen,

in die ferne Heimath zurück.
Aber andere priesen ihr Glück,
aus Furcht vor beißenden Scherzen
und vor dem Gelächter der Klugen;
sie stellten sich fröhlich, und trugen
von dem wundererfülleten Ort
die alte Krankheit mit fort.

Aber diese Umstände vermehrten den Ruf des Wunderknaben. In kurzer Zeit hatte man dreitausend Menschen in Kehrberg gesehen; zuletzt umringten täglich einige hundert Menschen das Haus des Schmides.

Ob nun wohl der Vater des Knaben gewiß glaubte, daß sein Sohn ein kleiner Wunderthäter sei? — Das können wir zwar nicht entscheiden, liebe Kinder: denn er gab vor, daß er wirklich an die Kraft seines Kindes glaube; aber es scheint doch, daß er sehr gern an dieses Wunder darum geglaubt habe, weil er durch dasselbe zum reichen Manne werden konnte *).

*) Auch sprengte er aus, daß die Aerzte seinem Kinde nach dem Leben stellten, und erzählte, ein Arzt habe sein Kind schon ergriffen gehabt, um ihm die Wunderhände

Im Anfang war
die Silberernte zwar
nur ziemlich klein:
denn er nahm nur
Einzwölftel oder Groschen ein;
doch als des Knaben Ruf
sich bald zum Riesen schuf,
und einem Donner glich,
der durch die Wolken fuhr,
und viele Menschen sich
zum Kinde drängten,
und bald des Hauses Flur,
der Stube Raum beengten,
da wurde denen nur das Glück zu Theil,
daß bald zu ihrem Heil
des Knaben Hände sie bestrichen,
die mit den Aeltern sich verglichen,
und, dieser Wohlthat eingedenk,
ein reichliches Geschenk
in ihre Hände drückten,
und ihren Beutel spickten.

---

auszurenken; eben so hätten sich zwei Feldscherer in böser Absicht bei ihm eingefunden. Durch diese Halbwahrheiten schimmert mehr der Betrug als die heilige Einfalt.

Besonders wendete man sich an die Mutter, welche noch die meiste Gewalt über ihr eigensinniges Söhnchen hatte, und durch Zureden manchmal vieles bei ihm ausrichten konnte. Oft bestand ein Geschenk in fünf, zehen und mehrern Thalern, in Louisd'orn, Dukaten, Gulden u. s. w.

Selbst das Glückskind wußte schon den Unterschied zwischen wenig und viel zu machen, und sagte bisweilen: en brav grot Stück will ick hebben!

Nun möchtet ihr vielleicht wissen, wie sich der kleine Wunderarzt angestellet habe, wenn er von einem Haufen kranker Menschen umringt gewesen ist. Wenn dieses euch Vergnügen machet, sollet ihr es erfahren.

Ein Mann, der nicht durch Wunder, sondern durch Heilmittel die Kranken gesund machte, der Doktor Spies aus Wittstock *), war auch begierig, das Kind zu sehen, und wollte sich

*) Aus dessen gedruckten Nachrichten ist diese Erzählung gezogen.

selbst unterrichten, wie es in dem Gnadendörflein zuginge. Darum reisete er nach Pfingsten des Jahres 1734 nach Kehrberg. Er zählte bei seiner Ankunft gegen zweihundert Menschen, welche den glücklichen Augenblick erwarteten, in dem sie das Wunderkind kratzen, streichen oder schlagen würde. Man versicherte ihm, daß am vorigen Tage über sechshundert Menschen gegenwärtig gewesen wären, und zwar meistentheils Fremde aus entfernten Gegenden.

Da ging es denn bunt zu, wie auf einem Jahrmarkte.

Wohin er seine Blicke richtet
sieht er jetzt Kranke. Ist ein Platz gelichtet,
so nimmt ihn schon ein andrer Krüppel
wieder ein.
Dem ist die Hand gelähmet, dem das Bein,
und andre tragen auf dem Rücken
ein Berglein, daß sie sich zu bücken
stets scheinen. Denkt, die Leute wollen
geheilt sein. Was doch Thoren hoffen!
Hier seufzen andre; dick geschwollen
sind ihre Füße; halb getroffen

hat die der Schlag, und andre tragen
Geschwüre, Kröpfe, dicke Magen
mit sich umher; dem schwindet gar die
Lunge,
und der gebrauchet nicht, wie wir, die
Zunge.

Der Arzt sahe nun viele kranke Menschen sich zu den Aeltern drängen, und diese bitten, daß sie ihr Kind zum Streichen doch bereden möchten: denn der Knabe hatte gerade damals nicht Lust, seine Wunderkraft sehen zu lassen; er wollte auch ein Spielstündchen nach Kindesart haben.

Die Aeltern sahen nun die Person an, und riethen zur Geduld, wenn sie kein großes Geschenk vermuthen konnten. Glaubten sie aber vielen Gewinn davon zu tragen: so wurde das Kind durch Liebkosungen und Versprechungen beweget, des Kranken Wunsch zu erfüllen. Ihr könnet gleich daraus sehen, welch ein gutes Früchtchen aus dem Knaben wurde. Er war nichts weniger als ein frommes Kind, (wie man doch von ihm erzählte) er wurde durch die

Liebkosungen der Aeltern eigensinnig, trotzig und widerspenstig, fühlte schon seinen hohen Werth, und lernte den Aeltern befehlen. Weil man ihm aber keine Ruhe ließ, und ihn immer zu Ausspendung seiner Wundergaben den ganzen Tag anhielt, so wurde er mürrisch, muthwillig und menschenfeindlich: denn die Menschen gestatteten ihm ja nicht die Kinderspiele und Jugendvergnügungen zu genießen, darum wurde er gegen sie unfreundlich, und ließ sie seinen Aerger nicht selten fühlen: denn er kratzte und schlug sie oft ganz erbärmlich.

Ein armer Mensch entblößete in Gegenwart des Arztes seinen Schaden, und rief ängstlich: mein liebes Söhnken, Mosje Ludwigken, Doktor Jüngken! ich bitte euch um Gottes Willen, kommt doch her, und streichet meinen Schaden! Ich will euch auch einen blanken Groschen geben! —

Doktor Jüngchen hatte keine Lust; er gab aber doch den Bitten seiner Mutter, die ihm die Hare streichelte, Gehör, und nahete sich dem Kranken. Allein dabei ließ er seinen Un-

willen gar zu deutlich blicken, denn er kratzte und schlug den schadhaften Ort so sehr, daß der Kranke die heftigsten Schmerzen empfunden haben müßte, wenn er nicht zu sehr entzückt gewesen wäre.

Daraus könnt ihr auch seine Art, die Kranken zu heilen, erkennen. Die Stummen kitzelte er in dem Munde, den Tauben blies er in die Ohren, oder schlug sie gar muthwillig auf die Backen, andere, welche an Kopfbeschwerden litten, raufte er die Hare aus. So verblendet waren die Menschen, daß sie sich für ihr Geld von einem muthwilligen Knaben mißhandeln ließen; ja, sie zeigten ihm selbst, wie er es machen und an welchem Theile des Körpers er sie berühren sollte.

War der Knabe endlich von dem ununterbrochenen Betasten und Bestreichen so ermüdet, daß er trotzig davon lief, und keiner Bitte mehr achtete: so umringte ihn doch wieder eine Menge hinkender, gichtbrüchiger, schwindsüchtiger und dergleichen Kranker mehr, und nöthigte ihn wenigstens, die Hände, mit welchen er ekelhafte

Geschwüre und offene Schaden betastet hatte, in vielen Eimern Wasser abzuwaschen. Dieses Wasser hielten die Leute für ein Zaubertränkchen, und tranken so viel davon, als nur immer möglich war. Ja, sie füllten große Flaschen damit an, und trugen sie mit vieler Beschwerde bei sich, um unterweges oder zu Hause sich daran laben zu können.

Der Schwager des Schmides, ein Schneider im Dorfe, verkaufte dieses Wasser, und ließ sich für jeden Eimer einen Groschen bezahlen.

Was wurde nun aus dem Wunderkinde? Blieb es immer in Kehrberg?

Es wurde gewiß nach Berlin und in alle große Städte Deutschlands geführt, mußte dort seine Kunststücke sehen lassen, und brachte vermuthlich den Hungertod über alle Aerzte.

So nahm die Sache nicht ihre Wendung. Damals regierte der König Friedrich Wilhelm I über Preußen und Brandenburg, und also auch über den Wunderthäter; der wollte nun gar keinen Glauben haben, war auch nicht stolz darauf, in seinem Lande ein so großes Wunder

aufzeigen zu können. Daher gab er den Befehl: *) „dem Werke durch zulängliche Mittel alsofort Einhalt zu thun, und der Sache ein Ende zu machen."

Das ist denn auch geschehen! Von dem Wunderknaben schwieg man, und vergaß ihn; und so weiß ich denn nicht einmal, was weiter aus ihm geworden ist. —

Die Waden.

Louis war ein Knabe von zwölf Jahren, und gar nicht übel von Gestalt und Angesicht. Er war schlank gewachsen, wie eine Birke, zart im Gesichte wie die feinen Häutchen an der Birkenrinde, aber nicht so kreidenweiß, sondern röthlich, wie ein gebleichtes Rosenblatt; und wie die frischen Rosen blühten seine Wangen. Auch hatte

*) Vom 10ten August 1734.

er schöne, lebhaft rothe Lippen und allerliebste blaue Augen. Blondes Har ringelte sich gefällig auf seiner Stirn.

Doch seiner Schönheit fehlte noch etwas. Er hatte gar zu dünne Beine, und — gar keine Waden.

Da neckten ihn seine Schul- und Spielgenossen immer fort, und sprachen sehr oft: er sei wider die Sperlinge zu Felde gezogen, und diese hätten ihm die Waden rein abgehackt.

Darüber ärgerte sich der arme Louis recht, und weil der Aerger alle Tage wiederkehrte: so nahm der Knabe endlich ganz und gar die ärgerlichen Mienen in seinem Angesichte auf, und bekam eine finster machende Hautwulst über den Augen und eine Falte auf der Nase.

Das konnte die Mutter nicht gelassen mit ansehen; sie ärgerte sich auch, daß ihr Louis sein niedliches Angesicht so sehr entstellte, und ließ ihn fast alle Tage bittere Worte anhören, und seinen Rücken die Ermahnung nicht selten fühlen. Dadurch wurde aber die Falte auf Louis Nasenwurzel immer größer, so daß man ihn end-

lich auch damit neckte, und sagte: es wachse ihm eine Truthahnsnase.

Aber der Aerger muß doch gesund sein. Louis wenigstens wuchs dabei sehr groß, und ging endlich, da der Geist auch etwas nachgewachsen war, auf die Universität.

Nach ein paar Jahren kam er einmal wieder nach Hause, und ließ sich da als das bekannte Wunderthier — als ein Student — überall bei seinen Bekannten sehen.

Da bewunderten alle, nicht sowohl die sonderbare Kleidung, als vielmehr — die Waden! Denn diese hatten sich sehr zu ihrem Vortheile verändert, und waren recht dick geworden.

Ein leichtfertiges Mädchen, Louise, die mit dem Herrn Studenten verwandt und aufgewachsen war, fragte ihn, ob er die Waden den Sperlingen wieder abgejagt hätte? Und Louis wurde dabei sehr roth und verlegen. Der Vater verwies seiner Tochter die voreilig unartige Frage; aber Louise schloß aus dem Erröthen und der Aengstlichkeit des Studenten, daß es mit den Waden nicht so ganz richtig sei.

Sie ging darauf hinaus in das anstoßende Zimmer, und zog die kleine Karoline auf die Seite, mit der sie heimlich sprach. Karoline war ein eben so leichtfertiges Mädchen von sechs Jahren, die ihre Sachen immer klug anfing, wenn sie einen lustigen Streich ausführen wollte. Darauf trat Louise wieder in das Zimmer, und brachte es dahin, daß Louis mit ihr Schach spielen mußte.

Als nun der theure Musensohn
sehr tief darüber dachte,
wie er beim sechsten Zuge schon
schachmatt der Feindinn König machte,
kam Karoline angeschlichen.
Sie war den Blicken Louis ausgewichen
bis zu dem Stuhl, auf dem er saß.

Dann kroch sie sehr behutsam unter den Stuhl, und öffnete ein Briefchen, auf welches keine spitzige Feder Buchstaben gezeichnet hatte, in dem aber spitzige Nadeln staken, die mit Knöpfchen versehen waren. Mit einer Stecknadel stach sie nun in Louis Waden. Als dieser nicht mit den Beinen zuckte, und also nichts zu fühlen schien,

wurde

wurde sie dreister, und besteckte die Waden, wie ein Klöppelkissen, mit sechs Dutzend Nadeln. Dabei hielt sie den Athen fast immer an, und schob so behutsam die Nadelspitzen in die Waden, daß Louis gar nichts merken konnte. Dann kroch sie zurück. Kaum konnte sie aber das Lachen zurück halten. Darum sprang sie hinaus, und lachte in der Küche aus vollem Halse so, daß sie fast erstickt wäre, und die Köchinn sie auf den Rücken schlagen mußte.

Als das Spiel zu Ende war, und Louis aufstand, blickte Louise wie von ungefähr auf seine Waden, und rief: je Vetter, Du hast ja von der Universität ein neumodisches Nadelkissen mitgebracht. Louis wußte nicht, was das muthwillige Mädchen damit meinte, und wurde vom neuen verlegen. Als diese ihn aber seine Waden betrachten ließ, stand er beschämet dort, und wurde ausgelacht.

So geht es dem, der mit erborgten Vollkommenheiten seine Mängel ersetzen will.

5.

Die Perrücke.

Vier Treppen hoch, in einem Stübchen
unterm Dache
hielt über seinen Geldschatz Wache
der alte Holzverwalter Schabe,
ein Preuße jetzt, doch von Geburt ein
Schwabe.
Der aß und trank
mit vielem Dank,
wenn jemand ihm was schenkte.
Doch denkt, aus Geize tränkte
er abends seine Lampe nicht,
und saß im Dunkeln ohne Licht.
Doch wozu braucht' er das Gesicht,
da er nicht Bücher las, nicht schrieb,
und kein Geschäft der Hände trieb.
Das Geld zu zählen war ja Zeit,
wenn früh die wache Hausfrau schreit,
und aus dem Schlaf die Mägde weckt.

Herr Schabe lebte ganz wie eine Fledermaus,
die sich ins dunkle Dach versteckt:
denn, trieb ihn nicht sein Amt, hinaus zu gehen,
so ließ er sich vor keinem Menschen sehen.
Gewöhnlich zog er sich der Schenkel Kleidung aus,
wenn mit dem Schlafrock sich ein andrer Mann bedeckt,
denn er besorgte, daß der längere Gebrauch
sie schlechter mache, darum zog er auch
sie nieder, wenn er dort am Tische saß,
und sein Gericht aus Mehl und Wasser aß.

Der alte Herr hatte nun unter andern treuen Gefährten seines Lebens eine alte Perrücke, die das mit den Pferden gemein hatte, daß sie die Hare verlor; leider! mit dem Unterschiede, daß sie keine neuen bekam.

Diesen Kopfputz stellte Herr Schabe hinaus vor die Stubenthür auf einen hohen Perrückenstock: denn er stand in Sorgen, daß die Pommade, welche die Hare noch zusammenhielt, und

die fehlenden bedeckte, die Mäuse anlocken möchte, und darum sollte sie nicht in der Stube stehen. Vor den Mäusen und ihren geflügelten Anverwandten hatte er die lächerlichste Furcht. Deßwegen war auch eine Katze das einzige Thier, das er sich hielt, aber nicht ernährte: denn er meinte, die Katze müsse immer hungrig erhalten werden, damit sie stets guten Appetit nach Mäusen habe.

Außerdem stand die Perrücke sehr sicher vor der Thür: denn sie wurde gewiß nicht gestohlen, weil sie eine ungiltige Ware schon vor zehn Jahren gewesen sein möchte.

Aber Herr Schabe hatte nicht daran gedacht, daß muthwillige Knaben ihren Scherz leicht mit ihr treiben könnten, wie es doch wirklich geschahe.

Drei leichtfertige Söhne des Hauswirthes sprangen nemlich eines Tages auf dem Oberboden umher, und entdeckten in einer Mauerspalte hinter dem langen Schlunde, der im Winter

immerfort, nur keinen Tabak, raucht — zwei Fledermäuse.

Da freueten sie sich mehr, als Herr Schabe, wenn er einen Dreier fand.

Schnell wurden zwei Par Bohnenstangen
herbeigeholt, und angefaßt wie Zangen,
die Mäuschen damit einzufangen.
Fritz zog die erste vor,
und hielt die Stangen hoch empor,
und zwischen ihnen eingeklemmt
hing fest die Fledermaus.
Und Ludolph zieht die zweite bald heraus,
so sehr sie sich auch wehrt und stemmt.

Nun wurde berathschlaget, was mit den Fledermäusen angefangen werden sollte, und Ludolph, der leichtfertigste unter allen, that den Vorschlag, sie unter des alten Holzverwalters Perrücke zu stecken.

Ja, er ist zu Hause, sagte Fritz. Da ist auch die Perrücke auf dem Stutzbocke!

Aber, daß er uns nur nicht höret, sagte Georg; sonst kommt er mit dem Stocke.

O, sagte Ludolph, einer muß nur hingehen. Die andern müssen vor der Thür Schildwache halten, und horchen, ob er nach der Thür zu gehet. Und kommt er, so laufen wir alle fort.

Ludolph bot sich zugleich an,
das Streichlein auszuführen.
Doch wollt' er's unter dem Beding,
die andern dürften sich nicht rühren,
wenn er zu der Perrücke ging,
sonst könnte leicht der Alte Unrath spüren.
Gesagt, gethan! Der Knabe faßte klug
die Fledermäuse an, und trug
sie fort. Doch, auf den Zehen
empfiehlet er den Brüdern ja zu gehen.
Er selbst berühret kaum die Diele,
und ist in kurzer Zeit am Ziele.
Er war so schnell und still, gleich einem Mäuschen,
als er vom Stock das Nest aus Haren hob,
und dann behend in das ganz neue Häuschen
die Fledermäuse schob.

Dann schlichen sich die Knaben wieder fort
an ihren alten Ort,

und polterten recht stark, damit's der Alte
hörte.
Doch horch! des Alten Fluchen störte
sie bald in ihrem Spiele;
er schrie: daß ja der Kalk von seiner Decke fiele;
er habe ihm das Glas entzwei geschlagen
in dem die Tropfen für den Magen
seit Jahren schon gewesen,
seitdem er von dem Magenkrampf genesen.
Das ist kein großer Schaden,
rief Ludolph, je, den laden
wir gleich auf uns. Sie sollen,
wenn Sie es haben wollen,
gleich andre Gläser haben
voll Arzenei, die wir nicht schlucken mochten.
Mein lieber Herr, dann laben
Sie sich daran. Ich dächte doch,
wir lärmeten und pochten
ein wenig auf dem Boden noch.
Hört ihr, Georg und Fritz?
du pochest hinten und du vorn.
„He, Junge, sei du nicht so spitz!"
sprach Schabe, und gerieth in Zorn.

„Ich geh' zu deinem Vater,
und fordre Satisfaktion!" —
Nun geh' nur, alter Kater!
rief Ludolph, und zwar voll von Hohn.

So wollte es der Knabe eigentlich haben, daß der Alte zum Vater gehen möchte: da hätte er nemlich seine Perrücke aufsetzen müssen.

Der Alte war auch wirklich so erzürnt, daß er Anstalten zum Hinuntergehen machte. Erzürnt, sagte ich. Ach nein, das war er nicht, er stellte sich nur so! Es war ihm lieb, daß das Arzneiglas voll unbrauchbarer Magentropfen zerbrochen war. Jetzt bekam er doch vom Wirthe Glas und Tropfen bezahlt, und gewiß zwei Groschen vom Miethzinse abgerechnet.

Jetzt ging er zu seiner Perrücke, und hob sie behutsam hinten an dem Zopfe mit zwei Fingern auf.

Was sieht er im inneren Raume,
wo die Hare das Netz umziehn? —
Er zittert wie Blättchen am Baume,
er weiß nicht, soll er stehn, soll er fliehn;
und sein Mund wird bedecket vom Schaume;

er entsetzt sich, und eiskalter Schauer
überläuft seinen Körper. An die Mauer
lehnt er sich, entkräftet und bleich,
den starrenden Todten gleich.

Aber die Liebe zu der alten Gefährtinn seines Hauptes gab ihm wieder Kräfte; er hatte sie bei aller Angst doch nicht aus der Hand fallen lassen.

Schauernd und sich grauend ging er zu dem Fenster, faßte die Perrücke oben an sechs Haren an, und hielt sie hinaus an die freie Luft, um durch Schütteln die unrechtmäßigen Bewohner aus ihr zu vertreiben. Das glückte ihm lange nicht: denn die Fledermäuse hatten sich in dem Netze verwickelt. Endlich schleuderte er sie hervor, und — o wehe! gerade auf sich zu! Der Schreck war zu groß; er öffnete sogar die Finger, die vorhin so fest die Perrücke hielten.

Adjeu Perrücke! Von dem Dache rollte
sie langsam sich hinab, als wollte
sie ihrem Herrn zum Retten
geraume Zeit noch lassen.

Doch dieser konnte sich vor Schreck nicht
fassen,
und stand, als hinge er an Ketten.

Jetzt flog sie durch die Luft, und schlug
plitsch, platsch! in eine Butte Bier,
die eine Frau auf ihrem Rücken trug.

Und diese rief: was ist denn das?
wer warf denn was
in meine Butte hier?
Sie setzte gleich auf einer Ruhebank
das Tragfaß ab mit edlem Gerstentrank.

Da fand sie denn das graue Lockenthier
gleich einem Wasserhuhne schwimmen,
und zauderte nicht lange, auf der Stelle
ein feines Liedchen anzustimmen.

Des Hauses Wirthinn kam
als sie die helle
und edle Stimme dieser Frau vernahm,
und fragte, was die Ursach von dem Mord-
geschrei
vor ihrem Hause sei?

Doch da eilte auch Herr Schabe die Treppe
herunter, um sein theures Gut von der Straße

aufzuheben. Allein er wurde von der Bieraus-trägerinn übel empfangen. Herr, rief sie, da haben Sie ihr altes Raupennest! aber mein Bier bezahlen Sie!

Ich, ich, ich! rief Schabe, als er vom Bezahlen hörte, ich, ich bezahlen! Keinen Heller! Was kann ich dafür! Warum geht sie hier vorbei!

Herr, sprach die Frau, ich gehe zu der Obrigkeit;
hier hab' ich mit Ihm keinen Streit;
dort kommt die Sache bald ins reine.
Und die Perrücke nehm' ich mit. Ich meine,
daß man mir nicht das Bier verderben kann.
Wär' ich, wie Er, ein reicher Mann,
ich wollte doch das Bier bezahlen,
und ließ mich nicht bei den Gerichten
schwarz in die weißen Akten mahlen.
Doch von ihm hört man mehr Geschichten,
die alle gar zu übel klingen,
und warlich keine Ehre bringen.

Doch durch die Ehre ließ der Geizhals sich nicht bewegen, und sprach sogar, er hätte Scha-

den genug, daß die Perrücke in das Bier gefallen wäre; die Frau hätte ihm den Schaden verursacht, weil sie mit der Butte vorbeigegangen wäre. Wenn sie die Sache bis aufs äußerste triebe, müßte sie ihm noch eine neue Perrücke kaufen.

Die Frau ging fort, und verklagte Herrn Schabe bei der Obrigkeit. Diese entschied, daß der Herr der Perrücke das Bier bezahlen müsse.

Schabe hätte es lieber gesehen, man hätte ihm den kleinen Finger abgeschnitten, als das Geld für das verunreinigte Bier abgefordert.

Dafür war er aber zu einer Menge labenden Getränkes gekommen, ohne dasselbe bestellt zu haben. Er trank das Bier zwar sparsam auf, und nach seinem Tode hat man noch mehrere volle Flaschen gefunden; aber g e l a b t hat er sich nie daran: denn bei jedem Zuge aus dem Glase ärgerte er sich über die Perrücke, die ihm noch vielen Verdruß machte. — Das Bier war also ein langsam wirkendes Gifttränkchen.

Herr Schabe kam nun zum Entschlusse,
sein eignes Har zu tragen.
Und dies geschah aus finsterem Verdrusse
und aus der Furcht, es könne ihm der Wind
das Harnest von dem Kopfe jagen,
und ihn das Unglück noch einmal
mit seiner Geißel schlagen.

Darum trug er auch lieb Perrückchen die folgende Nacht in den Fluß, der mitten durch die Stadt seinen Lauf nahm. Es war aber bei hoher Geldstrafe verbothen, etwas unreines in den Fluß zu werfen; das wußte Herr Schabe wohl. Deßwegen füllte er die Perrücke mit Steinen an, und senkte sie in ihr Grab. Darüber mögen sich die Krebse recht gefreuet haben.

Am andern Morgen war die Perrücke wieder auferstanden. Wer mag wissen, durch welchen Zufall sie die Oberhand über die Steine bekommen hatte! Genug, sie hing an einem Brückenpfahle, und wedelte recht artig mit ihrem Zöpfchen, wenn die Wellchen sich am Pfahle brachen.

Da hieß es denn nun gleich: der alte Schabe

hat sich ersäuft; seine Perrücke ist gefunden worden. Bald wurde die Obrigkeit davon benachrichtiget, und sie ließ in dem Hause, welches Herr Schaben und sein Geld zu besitzen das Glück hatte, nachfragen, ob er wirklich in der Tiefe des Wassers, oder noch in der Höhe des Hauses wohne? Das hatten schon viele hundert Leute vorher gethan, und unten auf der Straße gerufen: Herr Schabe, Herr Schabe!

Das erste Mal fuhr Herr Schabe schnell aus dem Fenster, und fragte: was ist's? Als man ihm aber zurief: nun es ist gut, Herr Schabe, daß Sie noch da sind! man spricht, Sie hätten sich ersäuft! — Da schlug er das Fenster wieder zu, und ließ die Menschen schreien.

Darüber hatte er neuen Verdruß; aber der letzte war der angreifendste, als er nemlich die Strafe bezahlen, und auf seine Kosten die Perrücke wieder auffischen lassen mußte.

Jetzt hatte er den nassen Unglücksbringer wieder im Hause. Er beschloß nun, die Perrücke zu vertilgen, und zwar durch das Gegentheil vom Wasser, das von jenem in die hef-

tigste Wuth gesetzt wird, wenn es nicht zuvor dasselbe vertilgen kann. Herr Schabe trocknete die Perrücke, und übergab sie dem Feuer, das er in seinem alten Ofen angezündet hatte.

Aber die Perrücke brachte ihm noch den größesten Schaden, als sie vertilgt wurde. Der Ruß im Ofen brannte an,

und wie ein sonst geglaubter Drache
fährt Feuer aus des Schornsteins Schlunde
und lodert roth empor, und in die Runde
wälzt sich der Dampf herabwärts von dem
Dache.
Da hört man bald die Trommeln rasen,
das Volk erfüllt die nahen Straßen,
und Sturm hört man die Glocken läuten,
die Spritzen rasseln jetzt herbei,
und furchtbar tönt des Volks Geschrei.
Der Schornsteinfeger naht mit nassen Häuten.
Er will das hohe Dach erklimmen,
sich stürzen in des Feuers Schlund.
Er thuts; ihm wünschen tausend Stimmen:
gelange glücklich auf den Grund!

Und unterdeß stellt auf den Stiegen
ein Haufe Volks sich Mann an Mann,
und vollgeschöpfte Eimer fliegen
von Hand zu Hand zum Dach hinan;
ein andrer Haufe Männer dringt
in Schabens Wohnung ein und zwingt
ihn, aus den Flammen zu entweichen,
die schon das ferne Bett erreichen.

Doch viel ist, was vereinter Muth,
vereinte Kraft des Menschen thut!
Gehemmt ist bald des Feuers Wuth.
Und wohl geschützt von seinen Häuten
steigt jetzt der schwarze Retter vor,
und zeiget sich den frohen Leuten;
ihr Jauchzen steigt zu seinem Ohr
von Straßen zu dem Dach empor.

Untröstlich stand Herr Schabe dort, und hatte die Hände gefaltet. Er schrie nach seinem Geldkasten, und wünschte lieber mit ihm zu verbrennen, als ihn zu Asche und Schlacken verwandelt zu sehen. — Das sahe er zu seinem

großen

großen Troste nicht. Der Geldkasten war unversehrt geblieben.

Aber sein schlechtes Hausgeräth war meistentheils von dem Feuer oder von den löschenden Menschen zerstöret worden, und da legte sich Herr Schabe selbst die Strafe auf, daß er den Abgang nicht ersetzen wollte. Aber die härteste Strafe war für ihn, daß er ein schönes Sümmchen Geld der Obrigkeit erlegen mußte, auch den Schaden im Hause zu ersetzen verbunden war.

Was doch eine Perrücke, eine Fledermaus und ein muthwilliger Knabe verursachen können!!!

6.

Das Ei,

oder

was ein Häkchen werden will, krümmet sich in der Zeit.

Ihr habt von einem alten Geizhalse jetzt gehöret, oder gelesen; hier sollet ihr von einem jungen hören, der euch sogar durch sein bö-

ses Beispiel die gute Lehre giebt, daß man jung anfangen muß, wenn man es weit in einer Sache bringen will.

Ein Bauer, der den Drachen
von seiner Mutter haben soll,
(das sind nun freilich Glaubenssachen;
doch ist davon der Mund des Volkes voll) —
der Bauer hat, bei vielen andern Gaben,
auch einen lieben Knaben,
der Gottlieb heißt, und nicht, wie andre Kinder,
der Aeltern Geld verzehrt,
der es sogar durch seinen Fleiß vermehrt,
und den darum das Aelternpar nicht minder
als einen kleinen Gott verehrt.

Der Knabe muß jetzt in die Schule gehen,
und lernet dort recht gut verstehen,
daß sechs zu sechs ein größres Sümmchen macht,
als wenn man abzählt sechs von acht.

Doch in dem nächsten Dorfe, eine Stunde weit
ist erst die Schule, und da kann zur Mittagszeit

der Kleine nicht nach Hause kommen.
Darum wird täglich etwas mitgenommen,
was ihm das Mittagsbrot ersetzt,
und nebenbei die Zunge auch ergötzt.

Zu Fortbringung der Speise wurde von dem Vater ein Körbchen, aus Holzspänen geflochten, in der Stadt gekauft. Das hängt man über den Rücken an einem Stricke, und nennet es fast wie Schober. Setzt nur statt Sch einen andern Buchstaben, dann habt ihr das Wort.

Aber was für Speisen nahm denn Gottlieb in dem Kober mit? Nichts weiter als ein Stück schwarzes Brot und — ein halbes hartgesottenes Ei. Denkt doch, wie sparsam der Vater war!

Doch dieses halbe Ei
schnitt Gottlieb noch entzwei,
und brachte seinem Aelternpar
ein Viertel wieder. Das ist wahr,
so einen Knaben findet man nicht leicht!
Hat Gottlieb zwanzig Jahr erreicht,
dann wird er erst der Aeltern Wonne sein,
denn jetzt schon trägt er, gleich dem Hamster, ein.

7.

Der Kröpelstuhl.

Karl sahe alles durch das Vergrößerungs- und durch das Verbesserungsglas. Nicht wahr, so ein Glas giebt es gar nicht in der Welt, ein Verbesserungsglas? Es wäre aber gut, wenn man dergleichen schleifen könnte. Ihr sehet doch so viele junge Herren umher laufen, die überall die Brille auf der Nase haben, und sollten sie auch nur Butterbrot essen. Hätten sie nun Gläser in ihrer Brille, die alles verbessert zeigten, so kuckten sie den ganzen Tag in eine bessere Welt, und gingen doch in der alltäglichen, in der es ihnen mit unter recht wohl behagt.

Von Karln habe ich nur bildlich gesprochen. Er hatte keine Stutzerbrille auf seinem Näschen.

Wenn er ein Kalb sah, und von ihm erzählte,
sobald er heim war, nun so wählte

er zur Vergleichung lieber eine Kuh
als einen Hund, und setzte noch dazu
was zur Verschönerung der Sache
zu dienen schien; der Sperling auf dem Dache,
den er gesehn, ward bald zum Finken umgestutzt;
die Bürgerstube ward in seiner Phantasie
zum prächtgen Zimmer aufgeputzt.
Genug, von allem, was er sah, beschrieb er nie
die Wahrheit; ja oft war's nur Tand
aus Nürnberg, den er schöner fand.

Einmal kam bald das Osterfest,
an dem sich's Mann und Weib
beim Kuchen wohl sein läßt,
und sich noch Lust und Zeitvertreib
auf andre Art verschafft,
sei's auch nur durch den Gerstensaft.
Da sahen sich nun manche Leute,
die nicht viel Geld erfreute;
nach altem Hausgeräthe um;
vielleicht nach einem Tisch, der lahm und krumm
im Winkel stand,
nach einer Uhr an ihrer schwarzen Wand,

nach einem leeren Kleiderschranke,
nach einem Suppennapf für Wöchnerinn und
Kranke,
und nach dergleichen mehr, das vor der Hand
die Hausfrau noch entbehrlich fand.
Das alles wollten sie in Kuchen sich verwandeln.
Das ist wohl leicht! Sie gehen hin, und suchen
für ein Stück Geld die Sachen zu verhandeln,
und backen sich für das gelöste Kuchen.

Das Mal gaben mehrere Menschen ihre entbehrlichen Geräthschaften in die Auktion, oder, wenn wir deutsch sprechen wollen — zur öffentlichen Versteigerung, und erwarteten, wie viel andere Leute ihnen dafür geben würden.

Karl ging nun auch in die Auktion, um für seine gesparten Dreier sich ein Buch, ein Bildchen oder einiges Handwerkszeug zu erstehen: denn er arbeitete gern wie die Handwerker.

In dem Versteigerungssale kroch er nun überall umher, weil das Besehen der Dinge ihm Vergnügen machte. Da erblickte er denn unter andern zwei Kröpelstühle.

Halt, dachte er, das willst du deinem Va-

ter sagen! der wünscht ja immer einen Krüpelstuhl zu haben! Sobald der Ausrufer, der sich auf lateinisch lieber Proklamator nennen hört, seiner Kehle für den Vormittag Ruhe gab, und den Mund bis zum Mittagsbrote schloß, — da eilte Karl nach Hause, und erzählte von den Krüpelstühlen so viel schönes, daß der Vater herzlich wünschte, einen wenigstens zu besitzen, im eigentlichen Sinne des Wortes.

Der Stuhl, sagte Karl, ist noch ganz neu, und hat ein sehr schönes Ansehen. Das Polster ist mit Tapisseriearbeit überzogen. Ein Vogel, der unter Blumen sitzt, ist hineingenäht, als wäre er hingemahlet.

Das Söhnchen erhielt nun den Auftrag, einen Stuhl zu erstehen, und auch den andern noch, wenn der Preis sehr billig wäre.

Aber die Mutter fürchtete schon, daß ihr Karl die Beschreibung des Stuhles übertrieben habe. Darum sagte sie noch zu ihm in dem Winkel am Fenster: aber höre Karl, besieh den Stuhl ja recht! Wenn er nicht gut ist, erstehe ihn nicht!

Da sagte Karl: ich habe ihn hinten und vorn besehen. Er ist so, wie ichs gesagt habe.

Nach dem Mittagsessen ging er zeitig fort, damit er ganz oben vor dem Tische des Proklamators stehen könnte.

Es dauerte aber lange, ehe die Stühle zum Versteigern an die Reihe kamen. Endlich hob der Proklamator einen in die Höhe. Karln wurde ganz warm, als er bieten sollte, und ärgerlich wurde er, als andere ihn immer mit einem oder zwei Groschen überboten.

Als endlich im Versteigrungssale
zum dritten und zum letzten Male
den höchst gebotnen Preis der Proklamator
rief;
Da horchte Karl, und blickte schief
auf eine Trödlerinn
mit ungewissem Blicke hin;
er fürchtete, sie möchte ihn noch höher treiben.
Doch nein, der Stuhl soll seinem Vater
bleiben!
Der Hammer wird jetzt auf den Tisch ge-
schlagen,

und das Geboth wird in ein Buch getragen,
des Vaters Name beigesetzt.
Den zweiten Stuhl erhob der Prokla-
mator jetzt,
und rüstig bot mein Karl auch mit,
so, daß er schon um zehen Dreier
des Vaters Auftrag überschritt.
Allein da ruft von hinten noch ein
Schreier:
noch einen Groschen! und Herr Karl wird
still,
weil er nicht höher steigen kann und will.
Der Hammer tönt. Karl wühlt sich durchs
Gedränge,
und trennt mit seiner Hand des Volkes
Menge;
Dann sucht und dingt er einen Mann.
Von dem läßt er den Stuhl nach Hause
bringen;
er aber läuft voraus, und kann
nicht schnell genug zu seinem Vater springen.
Der Stuhl kam an, und wurde betrachtet.
Da waren alle in ihrer Erwartung sehr betrogen.

Sie sahen einen altmodischen Kröpelstuhl mit vielen Schnörkeln und Schnitzwerke, in den die Holzwürmer überdieß nach ihrer Art mancherlei Verzierungen eingegraben hatten.

Die Mutter ärgerte sich besonders sehr, wie ihr auch nicht zu verdenken war, und versicherte, sie würde sich darüber ärgern, so oft sie den Stuhl ansähe.

Der Vater sprach: je, so laßt's doch gut sein! Was hilft das Gerede, wir haben ihn einmal; und es sitzt sich gut darauf.

Aber der Vater hatte den Kröpelstuhl nicht lange: denn nach vierzehn Tagen wurde er ganz eigentlich zum Kröpelstuhle, weil er ein Bein verlor. In kurzer Zeit fiel er ganz zusammen.

8.

Der Fremde.

(Fortsetzung des vorigen).

Ein anderes Mal saß der Vater in der Stube, und alle liebe Kinder um ihn her. Da klingelte unten die Hausthür, und der Vater sprach:

sehe doch eins nach, wer unten kommt. Ihr habt doch nicht die Magd weggeschickt?

Bei so einer Gelegenheit war Karl immer der erste: denn er wollte gern früher als die andern wissen, was vorfiel. Darum schien er auch heute augenblicklich gehorsam, ohne an Gehorsam zu denken. Er war schon auf der Treppe, ehe seine Schwestern die Schuhe anzogen, die sie, aus einer sehr löblichen Gewohnheit, von den Füßen fallen ließen, wenn sie auf dem Stuhle saßen.

Karl kam bald zurück, und rief: es kommt ein vornehmer Herr; er geht langsam die Treppe herauf!

Diese Worte waren wie ein Schuß, der eine Kitte Rebhühner aufschreckt. Schnell sprangen die Schwestern von den Stühlen auf, und drängten sich durch die Kammerthür. Eine fiel sogar, indem sie auf ihr Strumpfband trat. Und jede trug gleich etwas mit sich fort: die eine ihre Schuhe, die andere das Kleid, dem sie das Ausreißen durch die Nähenadel verwehret hatte. Die dritte strich schnell Zwirn und Wachs und

Läppchen von dem Tische in die Schürze, die vierte trug recht schwer den schwarzen Topf voll Rüben, die sie geschälet hatte. Aber die Schalen blieben liegen.

Der Vater setzte sich auch in Positur, und steckte das Schnupftuch in den Schlafrockärmel, auch warf er schnell die Mütze in den Winkel.

Es räusperte jetzt jemand auf dem Sale. Der Vater ging bis an die Thür, und Karl riß sie weit auf. Da stand — ein Schneider dort, der ein Par Hosen brachte.

9.

Der Fündling.

Frau Liebenthal ging eines Morgens vor die Hausthür, und wollte Licht in ihre Stube lassen. Ihr wißt ja wohl, daß man das Licht so gut aussperren kann, wie jedes andere Ding. Als sie aber die erste Thür, durch welche das Licht eingehet, geöffnet hatte, wurde sie auf das Geschrei eines neugebornen Kindes aufmerksam,

das in eine Schachtel geleget war, und auf der Treppenstufe ihres Nachbars stand.

Eine böse, gefühllose Mutter war es gewesen, die ihr neugebornes Kind so grausam von sich gestoßen hatte.

Frau Liebenthal ging zu der offenen Schachtel, und hob sie auf, mit Thränen in den Augen. Das Kind, ein schönes Knäbchen, war zwar in Bettchen eingehüllt, doch von der Morgenkälte so erstarrt, daß es fast nicht mehr schreien konnte.

Die gute Frau trug aus Erbarmen das Kind in ihre Stube, und zeigte es mit Wehmuth ihrem Manne, der schon so früh bei seiner Arbeit saß, seine Weidenruthen bog, und sie in einander flocht zu schönen Arbeitsträgern für die Damen.

Als Liebenthal das Kind erblickte, traten ihm auch die Thränen in die Augen, und es entfuhr ihm ein Fluch gegen die Mutter des Kindes. Er nannte sie eine Rabenmutter!

Dann beschlossen die guten Menschen, den armen Fündling bei sich zu behalten, und

sein zu pflegen, als ob er ihr eigenes Kind wäre. Liebenthal hatte zwar sechs Kinder und mäßigen Verdienst; aber er sagte: wo sechs Kinder essen, wird sich auch das siebente sättigen können. Gott hat uns das Kind übergeben: denn du hast es zuerst sehen müssen, liebe Frau; darum wird er auch mit seiner Hilfe uns nie fern bleiben!

Die guten Pflegeältern nährten und erzogen nun das Kind wie ihr eigenes, und ließen ihm in der Taufe sogar ihren Namen geben. Der Knabe, den man Joseph nennete, wuchs heran, und wurde ein munteres, liebenswürdiges Kind. Er selbst wußte es nicht anders, als daß Liebenthals seine Aeltern wären, und des Korbflechters Kinder nannten ihn Bruder Joseph.

Durch sanfte Folgsamkeit und vielen Fleiß belohnte Joseph seine Pflegeältern. Darum sahe Liebenthal mit besonderem Wohlgefallen auf das Kind.

Bald darauf fiel ihm eine unvermuthete kleine Erbschaft zu Er konnte dadurch sein Handwerk besser betreiben, und wurde wohl-

habend. Da sagte er oft: das ist die Hilfe von Gott! Und dankbar gegen den großen Vater freuete er sich immer mehr über das Zunehmen seines Wohlstandes.

Als Joseph an Jahren zugenommen hatte, und vielen Trieb und Geschicklichkeit zu künstlichen, feinen Arbeiten zeigte, beschloß Liebenthal, ihn einen Uhrmacher werden zu lassen. Und er fand einen guten Lehrherrn für seinen Pflegesohn.

An dem Tage, an dem er ihn der Aufsicht eines andern übergab, nahm er seinen Joseph bei der Hand, und sagte:

Mein Sohn, du bist jetzt klüger und verständiger geworden: du wirst das also wohl verstehen, und zu Herzen nehmen, was ich dir sagen werde. Ich bin nicht dein Vater, und die Frau, die dich von deiner Geburt an so liebreich und sorgfältig pflegte, ist nicht deine Mutter.

Deine Aeltern sind unbekannt, du bist gefunden worden. Auf der Stufe beim Nachbar, auf der du so oft gespielt oder Weidenruthen ab-

geschält hast, hat dich mein Weib in einer Schachtel hilflos liegen sehen. Sieh, Gott hat es gewollt, daß du nicht umgekommen bist; Menschen haben sich deiner erbarmet. Auf den Gott kannst du dich ferner verlassen, wenn du ihn liebst, und fromm lebest. Und willst du mich belohnen für meine Liebe, so mache mir Freude durch gutes Betragen!

Joseph war ganz außer Fassung gebracht, es that ihm Wehe, daß Liebenthal nicht sein Vater war; aber er hätte ihn jetzt vor Liebe und Dankbarkeit anbeten mögen. Er küßte ihm schluchzend die Hand, und sagte wehmüthig: aber du willst doch mein Vater sein?

Das will ich immer noch sein, sagte der gute Korbflechter, und drückte den Knaben an sein Herz.

Schon drei Jahre hatte Joseph bei dem Uhrmacher Hanisch gelernet, fleißig gearbeitet, und sich den Ruhm eines willigen, tugendhaften und geschickten Jünglinges erworben, als die Stadt einen andern Oberherrn erhielt. Nach

dem

dem Ende des vorigen Krieges mit den Franzosen wurde sie nehmlich nicht mehr zu Deutschland, sondern zu Frankreich gerechnet.

Da wurden nun viele junge Leute aufgezeichnet, welche Kriegsdienste thun sollten. Des Korbflechters ältester Sohn, der seines Vaters Handwerk erlernte, wurde auch eines Tages von der Obrigkeit abgehohlet, und sollte in das innere Frankreich als Rekrut gebracht werden.

Joseph besuchte gewöhnlich seine Pflegeältern, wenn er bei seinem Herrn Feierabend gemacht hatte. Auch diesen Tag kam er, wurde aber äußerst bestürzt, als er das allgemeine Wehklagen hörte, und die Schwestern ihm weinend zuriefen: Joseph, Joseph! unser guter Johannes ist fortgeschleppt; nach Frankreich soll er; und muß Soldat werden!

Joseph verstummte, und blieb lange mit gefalteten Händen in der Thür stehen. Endlich brachen Thränen aus seinen Augen. Er schluchzte und fiel seinem Pflegevater um den Hals. Viel konnte er nicht sprechen, aber aus allem, was er sagte und that, konnte die betrübte Familie

schließen, er fühle mit. Den Bruder Johannes liebte er besonders: denn der Jüngling war so weich und fromm, so voll Liebe und Zartgefühl, daß er werth war, den Namen des holden Schülers Jesu zu führen. Er arbeitete unverdrossen noch, wenn andere längst dem süßen Schlafe sich überlassen hatten, damit er seine Aeltern unterstützte, welche in der Kriegesnoth vieles erdulden mußten.

Endlich nahm Joseph so zärtlich von allen Abschied, als er noch nie genommen hatte, und ging nach der Thür. Hier sahe er noch ein Mal zurück, sprang wieder zu seinen Pflegeältern, und küßte sie zum zweiten Male innig gerührt.

Dieses Betragen war auffallend; aber Liebenthals fiel es nicht auf, weil sie zu betrübt waren. Doch ihr, Leser, könnt von dem dankbaren Joseph auf eine schöne Handlung von diesem wiederhohlten Abschiede schließen.

Joseph eilte fort, und ließ sich bei dem Maire der Stadt melden. Als er vorgelassen wurde, bat er diesen dringend, ihn statt des jungen Liebenthals dem Regimente als Rekrut abzuliefern, und den Sohn seinen Aeltern zurück zu

geben. Ich bin ein Fündling, sagte er, und kann eher fortgebracht werden, als ein Sohn.

Als sich der Maire aber weigerte, den jungen Liebenthal loszugeben, fiel ihm Joseph zu Füßen, und flehte ihn um Erbarmen.

Ach Jesus, Maria, Joseph! rief er aus, warum soll ich denn nicht mitgenommen werden. Ich muß Soldat werden, ich bin ein Fündling; mein Johannes muß bei seinem Vater bleiben. Das ist ein geringer Dank, den ich meinem Pflegevater bezahle.

Der Maire wurde durch dieses Opfer der reinsten Dankbarkeit, und durch das zarte Gefühl des Jünglinges gerührt. Er beschloß, beide junge Leute loszugeben, zuvor aber ihre Herzen und das Herz des Vaters näher zu prüfen. Darum ließ er den jungen Liebenthal bringen, der niedergeschlagen und weinend in das Zimmer trat.

Hier, rief der Maire, ist ein junger Mensch, der für dich Soldat werden will. Du bist frei!

Jetzt blickte Johannes auf, sahe Josephen und stürzte in seine Arme. Guter Joseph, rief er, wie lieb hast du meine Aeltern, wie lieb hast du mich! Ach, wenn du fortgeführet würdest,

meine Aeltern würden sich mehr betrüben. Nein, ich gehe, und jetzt gehe ich mit Muthe.

Da entstand ein edler Wettstreit zwischen beiden Jünglingen, den der Maire mit den Worten endigte: euer Vater soll entscheiden.

Darauf ließ er beide entfernen, und den Vater Liebenthal rufen. Als dieser traurig, und doch wieder hoffend, erschien, eröffnete ihm der Maire Josephs Begehren, und befragte ihn, welchen von beiden er hingeben wolle?

Der Vater rief: ich gäbe gern keinen hin, wenn ich dürfte. Aber das neue Vaterland verlangt ihn! Doch wählen kann ich nicht!

Guter Mensch, rief der Maire, du sollst sie beide wieder haben. Wodurch könnte ich anders den edlen Joseph belohnen, als daß ich ihm seinen Freund wieder gebe.

Der Vater stürzte zu des Maire Füßen und küßte seine Knie; aber der Maire winkte einen Diener, ließ die Jünglinge vorführen, und rief: ihr seid frei! Da eilte der Vater zu ihnen, und umschlang sie mit seinen Armen.

S. 212.

C. Hampe del. E. Henne sc.

Ihr seid frey!

IV.

Erzählungen
für
das reifere Alter.

Die Familie Reinwald.

Ein Blick in das Leben der Menschen.

Herr Reinwald fuhr mit seiner Gattinn und seinen beiden Töchtern nach Liebenthal. Der Graf Beust, welchem das anmuthige* Dörfchen mit dem lieblichen* Namen gehöret, war gern von jener Familie umgeben. Denn jedes Glied derselben besaß etwas eigenthümliches, das Mannichfaltigkeit in die Unterhaltung brachte, und dadurch dem Umgange das gefällige gab. Herr Reinwald stand in den Jahren des gereiften Mannes, und hatte durch viele Erfahrung die Kunst gelernt, in der Gesellschaft nur die Seite zu zeigen, die den andern gefiel, ohne sich selbst durch die Verschiedenheit der Umge-

bungen umändern zu lassen; überall verschaffte er sich Ansehen, und jeder hoffte von seinem Umgange reichen Gewinn zu erlangen. Er war der willkommenste Gast in dem gräflichen Schlosse. Seine Gattinn, ein Muster häuslicher Tugend, galt eben durch dieses Gepräge überall, wie das köstliche Gold in allen Ländern gleichen Werth behält, mag es auch der Kaufmann nach den verschiedensten Münzsorten berechnen. Sie war die Freundinn der Gräfinn, einer Frau, die mit wenig Worten geschildert werden kann: sie verwechselte nicht den Glanz ihres Namens mit dem schönen Zwecke der weiblichen Bestimmung, und ehrte auch in der geringsten Hausfrau die Tugenden des Weibes.

Die junge Gräfinn Mathilde freuete sich, wie junge Schülerinnen auf die Ankunft eines geliebten Lehrers, wenn sie hörte, daß Natalie und Therese, Reinwalds Töchter, ihr bald wieder gegeben sein würden. Die sanfte Natalie erwarb sich diejenige Liebe, die an Verehrung grenzt, durch Holdseligkeit und eine Weiche des Herzens, welche den Stoff zum Ideale des

Menschen leihet, wenn sie mit Kraft des Geistes vermischt ist.

Aber die lebhafte, ja feurige Therese drang sich auch durch Naivität* und frohe Laune dem Herzen der Menschen auf. Beide, die holdselige* Natalie und die reizende* Therese waren für Mathilden Muster weiblicher Anmuth, obgleich beider Gemüthsstimmungen von einander verschieden waren, wie der stille Wiesenbach und das hochauflodernde Johannisfeuer, um welches muntere Knaben tanzen, indeß die sanfteren Mädchen am Ufer des Bächleins Vergißmeinnicht sammeln.

Diese guten Menschen wollten sich also heut vereinigen. Darum war schon den Tag vorher der brave Kaspar mit den gräflichen Pferden in der Stadt angelangt, um so früh als möglich die geliebten Gäste nach Liebenthal zu versetzen.

Würde ich eine Dichtung niederschreiben, so ließ ich unsere Gesellschaft den Morgen in der freien Natur recht froh genießen. Ich ließ die Sonne in voller Pracht vom Horizonte emporsteigen, den Nebel sinken, die Lerche sich heben,

und durch ihren Gesang die fühlenden Herzen zu dem ewigen Quelle des Segens mit sich emporheben.

Aber ich schreibe Wahrheit. Der Morgen war rauh. Ein feiner, anhaltender Regen hatte die Erde und ihren Schmuck mit einem Trauerschleier überzogen, durch den die nahen Bäume wie dunkle Riesengestalten hervorzutreten schienen. Ein lichter Kreis am Himmel verrieth nur das Dasein der Sonne; die Halmen und Blätter der Gräser hingen niedergebeugt von den zahlreichen Tropfen, und trauerten mit den Sängern des Waldes, deren Morgengesang verstummt war.

Also gewährte kein heiterer Morgen der Gesellschaft den Genuß seiner Anmuth und den Genuß der reizenden Gegend. Natalie hüllte sich in ihren Mantel, und bedauerte den armen Kaspar, der die Regentröpfchen gleich Nadelstichen im Gesicht fühlte. Therese hingegen nahm ihren Hut ab, und klagte, daß es ihr zu heiß werde.

Zu heiß! rief die Mutter. Nun da wird wieder etwas besonderes zum Vorscheine kommen!

Freilich, etwas ganz neues will ich jetzt zu Markte bringen, antwortete Therese. Stellen Sie sich vor, ich will eine Dichterinn werden! Es ist doch so hübsch, wenn man alsdann in einem Taschenbuche gedruckt mit Vor- und Zunamen stehet. Nun habe ich schon von dem Thore an bis hierher über ein Gedicht auf den Regen nachgesonnen; aber bis jetzt noch nicht den ersten Reim finden können: denn wenn ich den einmal habe, dann müssen meine Verse wie Wasser fließen.

Wie Wasser, sagte der Vater. Wir haben jetzt des Wassers genug!

Indem hörten sie hinter dem Wagen in einiger Entfernung singen:

laß es regnen, so lange es regnen will,
das Wasser hat freien Lauf;
und wenn es nicht mehr regnen will,
dann hört's von selbst schon auf.

Horch, Therese! sagte Natalie. Ein mitleidiger Dichter kommt dir zu Hilfe. Wie philosophisch hat er sich über den Regen getröstet.

Den muß ich sehen, den Freund in der Noth! sprach Therese hastig, und schnallte die Seitenklappe des ledernen Verdeckes auf, um hinauszusehen.

Sie erblickte zwei junge Männer, die auf dem Fußsteige hinter dem Wagen stark daher schritten, und bescheiden vor ihr den Hut abzogen. Ihre Füße wichen auf dem schlüpfrigen Erdboden zurück; ihre Kleider waren durchnäßt, ihre Reisetaschen waren von dem eingesogenen Regen gedunkelt; dennoch schienen die Jünglinge mit dem Wetter nicht zu grollen, denn sie blickten freundlich und zufrieden vor sich hin, und lachten, wenn der Fuß einmal zu weit ausglitt.

Jetzt bemerkte Natalie auch die Reisenden, und sagte gerührt: mich dauern die armen Menschen; wie sie sich anstrengen müssen, um fortzukommen! Wenn sie doch mit uns fahren könnten!

Wir müßten sie wirklich auf den Schoß nehmen! sagte Therese. Und dann würde erst mein seidenes Kleid um Erlaubniß zu bitten; aber eine gütige Antwort schwerlich zu erlangen sein.

Dein Scherz kränkt mich, liebe Therese, erwiederte Natalie. Habe ich denn gewünscht, daß diese Leute bei uns im Wagen sitzen sollen? Der Bock hangt ja mit dem Wagen in Riemen, und ist so bequem, wie unser Sitz.

Die armen Menschen dauern mich deßwegen so sehr, weil sie so geduldig ihr Schicksal ertragen; ja, ich wollte gleich selbst auf den Bock steigen, und ihnen meinen Platz überlassen.

Schwärmerinn! rief Therese. Die Herren nehmen wohl gern mit dem Bocke vorlieb, zumal da ihnen eine so angenehme Gesellschaft hinter dem Rücken sitzt. Ich meine nicht ihre Ledertaschen, sondern uns beide.

Da sprach Herr Reinwald: Natalien nennest du eine Schwärmerinn, und du — schweifest mit deinem Witze aus. Bedenke zuvor, daß du nicht Herr des Wagens und der Pferde bist, und daher niemand mehr aufnehmen darfst, als der Graf gewünscht hat. Es ist unschicklich, mit fremden Sachen wie mit seinem Eigenthume umzugehen. Du müßtest denn deine Handlung durch haltbare Gründe zu entschuldigen wissen.

Das erfordert aber, dächte ich doch, Ueberlegung.

O, sagte Therese, das nehme ich alles auf mich! Ich will dem Grafen meine Unart schon so lange abbitten, bis er zu mir sagt: Therese, du hast es recht gemacht! Abbitten heißt nicht entschuldigen, sondern erfordert Geständniß der Schuld. Du faselst wieder, Therese! sagte der Vater. Ich habe gar nicht deinen Wunsch jetzt mißbilligen wollen: denn ich wünsche es auch, daß wir die Leute ein Stück des Weges mit uns nehmen könnten, und der Graf Beust würde uns warlich dafür danken. Es war aber meine Absicht, dich darauf aufmerksam zu machen, daß jederzeit die Ueberlegung der Handlung vorausgehen müsse; und ich habe meine Absicht nicht erreicht, du bist flatterhaft gewesen.

Väterchen! rief Therese, und sahe Herr Reinwalden mit einem Auge an, das Schonung und Vergebung bat.

Aber weißt du auch, wer diese jungen Männer sind? fragte der Vater weiter: kannst du sie

nicht beleidigen, wenn du ihnen den Bedientensitz geradezu anbietest? Du mußt deiner Bitte eine feine Wendung geben.

So muß ich wohl erst fragen, wer sie sind? sagte Therese. Aber auf eine feine Art muß ich es auch anfangen; denn ich sehe es den Leutchen schon an, daß sie nicht vom gewöhnlichen Schlage sind.

Wohin gehet Ihre Reise? rief sie den Fremden zu.

Die Antwort war: nach Erlangen!

Das war freilich keine befriedigende Auskunft; Therese wünschte mehr zu erfahren, aber sie wollte doch nicht geradezu fragen, wer sind Sie?

Darum fuhr sie weiter fort: und lassen Sich durch das schlechte Wetter nicht abhalten, Ihre Reise fortzusetzen?

Wir müssen eilen! antwortete einer der Reisenden.

Therese wendete sich in den Wagen und sagte: da sitze ich nun, und weiß nicht viel mehr, als vorhin. Ich sehe wohl, ich muß zudringlicher werden.

Der Vater lächelte und meinte, daß ihr dieses nicht schwer fallen würde. Doch wolle er sie ganz der Erfahrung überlassen.

Sie sprach nun aus dem Wagen: werden Sie nicht übel von mir denken, wenn ich Sie frage, warum Sie so eilen müssen?

Ganz und gar nicht! antwortete derselbe Fremde, aber mehr sprach er nicht.

Da wurde Therese unwillig, und schlug sich vor den Kopf.

Der Vater sprach aber: der junge Mann antwortete ganz richtig auf deine Frage.

Nun werde ich geradezu fragen, sprach Therese, und mit der Thür ins Haus fallen!

Was versäumen Sie denn in Erlangen? fragte sie jetzt.

Den Anfang unseres Geschäftes zur rechten Zeit! antwortete derselbe Fremde.

Was ist denn ihr Geschäft? fragte Therese, die den Unwillen unterdrückte.

Vorbereitung zu wichtigern Geschäften!

Ueber diese Antworten gerieth Therese fast außer sich, besonders da Natalie lächelte. Aber

Herr

Herr Reinwald sagte: du hast gar nicht Ursache über diese jungen Männer zu zürnen. Sie antworten richtig, und nicht weniger bescheiden.

Sehr unbescheiden! sagte Therese. Sie hatten mich vor Narren.

Unbescheiden könnten sie dich nennen, sagte der Vater, daß du sie aus dem Wagen geradezu fragest, was für Geschäfte sie nöthigen, nach Erlangen zu eilen? gleichsam als ob du das Recht hättest, sie zu befragen. Sie haben dir jederzeit geantwortet, fein geantwortet, und haben nie die Achtung gegen dich durch ein unhöfliches Wort verletzet. — Hast du errathen, was sie dir auf eine sehr bescheidene Art sagen wollen?

O ja, sagte Therese, sie wollen damit sagen: du hast nichts danach zu fragen! Sie mögen mich vielleicht ein naseweises Ding in ihren Gedanken nennen.

Herr Reinwald erwiederte: das Wort vielleicht zeiget an, daß du in der Stelle dieser jungen Männer selbst so denken würdest. Warum bist du nun unwillig, ja, ich möchte sagen, erbittert?

Väterchen, du hast Recht, sagte Therese, und hielt Herr Reinwalden den Mund zu; ich habe einmal eine Blöße gegeben. Ich ärgerte mich eigentlich über mich selbst, und schob die Ursache auf die armen Vorreiter oder Vorbereiter, so wollte ich sagen.

Durch diesen kleinlichen Witz suchte Therese, nach Art der Jugend, den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den sie auf ihren Vater gemacht zu haben glaubte; aber sie irrte. Herr Reinwald sagte: dieses Wortspiel gefällt mir nicht! und schloß mit einer bedeutenden Miene.

Darauf sahe er aus dem Wagen, begrüßte die Reisenden, und sprach: wenn ich nicht irre, sehe ich in Ihnen junge Männer, die in Erlangen studiren.

Verzeihen Sie, mein Herr, erwiederte der eine, daß ich Sie nicht mit Ihrem Ehrennamen anreden kann, weil ich noch nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen. Ich kann Ihnen aber sagen, daß Sie richtig geschlossen haben.

Ihre Bekanntschaft im Vorübergehen ist mir sehr angenehm, erwiederte Herr Reinwald. Er-

wünschter würde es mir sein, wenn ich mich länger mit Ihnen unterhalten könnte. Ich bedaure, daß ich Ihnen keinen Sitz in meinem Wagen anbieten kann. Ihnen den leeren Sitz auf dem Bocke anzubieten, kann ich nicht wagen.

Dieser Sitz, erwiederte einer von diesen Jünglingen, raubt uns nicht unsern Werth, und giebt uns zugleich Gelegenheit, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Undankbar würden wir gegen ihr liebevolles Anerbieten sein, wenn wir dasselbe nicht annähmen.

Kaspar wurde jetzt gebeten, anzuhalten, und die beiden Herren nahmen Besitz von dem erwünschten Plätzchen: denn sie hatten sich wirklich vorher nach diesem Sitze gesehnet, weil sie mit dem schlüpfrigen Fußboden zu viel kämpfen mußten.

Jetzt fuhr Kaspar wieder fort. Im Wagen war alles still. Weil die Fremden den beiden jungen Mädchen so nahe saßen, daß nur eine lederne Wand ihre Rücken trennte, so wagten diese nicht etwas bedeutendes zu sprechen: denn sie wurden ja behorcht. Frau Reinwald

schlief ein, und Herr Reinwald schien etwas wichtiges zu überlegen, so sehr war er in Gedanken versunken.

Dafür wurden die Herren auf dem Bocke von den Mädchen behorchet; aber weil sie meistentheils lateinisch sprachen, wurde diesen die Anstrengung des Ohres nicht belohnet.

Eine Stunde mochte schon vergangen sein, als der Regen aufhörte, und der dichte Nebel zu Wolken zerrissen wurde, welche nach Abend zogen. Kaspar hielt an, und fragte Herrn Reinwald, ob er das Verdeck des Wagens aufrollen solle. Das erlaubte Herr Reinwald gern, und seine Töchter waren auch froh, den Himmel wieder erblicken, und die Fremden besser betrachten zu können.

Die jungen Herren waren beim Aufrollen sehr behilflich, und räumten vorzüglich zuerst die Scheidewand hinweg, welche sie von der Gesellschaft im Rücken trennete.

Als Kaspar wieder fortfuhr, fragte einer mit bescheidner Bitte Herrn Reinwald nach seinem Namen, Stand und nach dem Orte, wo-

hin er fahren wollte, und wurde darauf mit der Gesellschaft bekannt gemacht.

Nun werden Sie mir aber erlauben, eine gleiche Bitte an Sie zu richten, fuhr dann Herr Reinwald fort.

Mein Vater, sagte der eine, heißt Lipten, und ist einer der wichtigsten Männer in dem Städtchen K***. Leider hat man ihn aber auf die niedrigste Stufe der Ehre gesetzt. Nachts ist er gebiethender Herr in allen Straßen; aber bei Tage heißt er dafür Nachtwächter und Bettelvoigt. Da bin ich denn in des guten Vaters Fußstapfen getreten, und ein gelehrter Nachtwächter geworden.

Das müssen Sie mir erst erklären! rief Therese.

Ein armer Mensch, antwortete Lipten, muß sparsam mit seiner Zeit auf der Universität umgehen, und oft die Nacht zu Hilfe nehmen, damit er gleich sein Fortkommen finde, sobald er die Universität verläßt. Dazu ist ein wohlhabender Student nicht gezwungen. Er kann länger an dem Wohnsitze der Gelehrsamkeit ver-

weilen; er kann mehrere Jahre sich und den Wissenschaften noch leben, wenn er auch schon die Universität verlassen hat. — Ich muß aber dann eine Hauslehrerstelle suchen, und meine Zeit andern Geschäften widmen, damit ich nicht trocknes Brot zu essen nöthig habe.

Natalie blickte voll Wehmuth auf Lipten. Sie dachte sich den Jüngling, wie er beim matten Scheine eines Lämpchens in der einsamen Mitternacht dort säße, und den wohlthätigen Schlaf verscheuchte, um sich zum brauchbaren Menschen zu bilden.

Herr Reinwald unterhielt sich noch einige Zeit mit Lipten, der durch die Lieblichkeit seiner Sprache und durch die Anmuth seines Gesichtes leicht die Blicke auf sich lenken konnte. Seine wohlgebildeten Lippen schienen nur das sanfte, schöne, und edle aussprechen zu können, die holde Bläue seines Auges verrieth die Weiche seines Gemüthes, sein lebhafter Blick ließ aber den hellen, männlichen Geist errathen, und seine reine Seele lag mit den Zügen im Auge, die nur gesehen, nicht beschrieben werden kön-

nen. Hatte man Lipten ein Mal gesehen, so hatte man ihn auch ganz kennen gelernt. O, eine reine Seele wird mit einem Blicke erkannt; sie ist ein Krystall, durch den der Sonnenstral fällt!

Aber nun habe ich mit Ihrem Namen noch keine Bekanntschaft gemacht, sagte Herr Reinwald zu dem zweiten Jünglinge.

Dieser antwortete: wenn mich mein Vater heute auf dem Bocke sitzen sähe, er würde doch ein wenig mit dem Kopfe schütteln: denn er hat mir Geld zu Extrapost bis Erlangen gegeben. Ich bin der Baron von Reifenstahl.

Von Reifenstahl? doch nicht der Sohn des Oberlandjägermeisters? fragte Herr Reinwald.

Ganz recht, antwortete der junge Baron. Ich muß wohl jetzt zu Fuße gehen: denn ich habe heute meinen letzten Louisd'or wechseln lassen. Aber denken Sie ja nichts böses dabei. Wer in der Gesellschaft dieses guten Menschen sich befindet, kann gewiß keinen Fehltritt begehen! Bei diesen Worten umfaßte er feurig seinen Freund, und drückte ihm einen Kuß auf die erröthete Wange.

Du beschämest mich! sagte Lipten, und fragte bedeutend: wer ist unter uns der bessere?

Herr Reinwald saß nachdenkend im Wagen, und sahe die jungen Freunde forschend an. Seiner Frau quoll eine Thräne aus den Augen, und Nataliens sanftes Auge druckte deutlich den Antheil aus, den ihr Herz dabei nahm. Therese gab Reifenstahlen die Hand mit den Worten: das sehe ich gern! die Menschen müssen sich lieb haben.

Noch lange schwieg Herr Reinwald, und Reifenstahl wurde darüber unruhig.

Setzen Sie vielleicht Mißtrauen in unsere Aussage? sprach er. Ich will —

Still! antwortete Herr Reinwald. Das wäre sehr traurig, wenn uns die Welt so mißtrauisch gemacht hätte, daß wir nicht einmal dem Gepräge eines edeln Herzens trauen dürften! Ich mag dieses nicht als möglich denken, vielweniger als wahr. Wenn wir bei jedem Rosenstrauche, dem wir uns nahen, fürchten sollten, daß eine Schlange an seinem Stämmchen lausche; welche Freude würden wir an

dem schönen Rosenstrauche haben? Wenn wir aber bei dem edeln Blicke eines Mannes, bei der Unschuld, die seine freie Stirn bezeuget, bei dem reinen Gefühle, das seine Handlung ausdrucket, wenn wir dann auch Mißtrauen haben sollten, wie könnten wir bei dem Anblicke eines so herrlichen Gemähldes noch reinen Genuß haben?

Mein Schweigen ist Ihnen aufgefallen! Sie haben schon Menschen gefunden, die Mißtrauen in Sie setzten, und Sie sind selbst dadurch mißtrauisch geworden. Aber sehen Sie einmal mich scharf an, ob der Ausdruck meines Gesichtes Mißtrauen erregen kann? Freilich ist mein Gesicht mehr von der Natur abgewichen, wie das Ihrige, weil die Welt ihm seine Formen aufgedrückt hat; aber das wahre muß immer der Grundzug bleiben. Falte sich die Stirn zum finstern Ernste, ziehe sich die Lippe zum holden Lächeln, immer muß aus dem Auge Redlichkeit vorstrahlen können.

Ihr Bild ist noch ein Gemählde nach der Natur, noch nicht hat die Welt ihre Farben

und Züge hineingetragen, denn Sie stehen jetzt in geringer Verbindung mit derselben, darum kann sich auch der Beurtheiler weniger irren.

Sie sollen nun auch die Ursache meines Schweigens wissen. Ich dachte daran, daß Sie nicht eher von dem Bocke steigen dürfen, als in dem Schloßhofe des Grafen Beust. Wie ein Kind wird er sich über Ihre Erscheinung freuen: denn er ist mit Ihrem Vater, lieber Baron, zugleich Jagdpage bei unserm verstorbenen Fürsten gewesen, und kann seinen vortrefflichen Jugendfreund nicht genug rühmen. Und das ist das wahre Lob, wenn es aus dem Munde eines Biedermannes kommt.

Die beiden Freunde wollten den Plan des Herrn Reinwald nicht billigen; sie baten um Erlaubniß, sich vor dem Dorfe entfernen zu dürfen, weil es jetzt ihre Pflicht sei, ihre Reise in möglichster Eil fortzusetzen.

So sehr ich den edeln Grafen Beust schätze: so viele Gründe habe ich, jetzt seine Gegenwart zu vermeiden, sagte Lipten.

Ich möchte ihm heute auch nicht unter die

Augen kommen, setzte Reisenstahl dazu. Aber, theurer Herr Reinwald, denken Sie nichts böses dabei.

Schon wieder mißtrauisch! sagte Reinwald. Am meisten sind Sie es jetzt gegen sich; denn Sie glauben, ich könne Ihnen wohl zutrauen, daß Sie unedler Handlungen fähig wären. Ich könnte jetzt allenfalls glauben, daß Sie jugendlich rasch handelten, und auf einen leichten Grund zu vieles Gewicht legten; aber so mag ich selbst jetzt nicht denken.

Doch kann ich nicht recht begreifen, warum Sie einen so braven Mann, wie der Graf ist, nicht näher kennen lernen wollen? Ihre Berufspflicht kann Sie nicht hindern, ein Mal auf Ihrer Reise etwas länger einzukehren, dafür haben Sie den Weg nach Liebenthal auch schneller zurückgelegt, als wenn Sie zu Fuße gegangen wären. Sie müssen Sich doch zu Mittage stärken, und das thun Sie bei dem Grafen. Ja, wenn Sie auf irgend eine Art Bedenken tragen, sich ihm zu erkennen zu geben; so will ich Sie unter einem andern Namen einführen.

Die jungen Männer glaubten zwar immer noch, sich entfernen zu müssen; aber ihre Gründe schienen doch nach und nach ihre Festigkeit zu verlieren, besonders als Natalie sanft bat, und die muthwillige Therese versicherte, sie werde die Schnuren aus ihrem Strickbeutel ziehen, und die Herren damit anbinden, weil sie ihre Gesellschaft vermeiden wollten.

Diese Beschuldigung mußte Reifenstahl durch eine Artigkeit von sich entfernen, und er sprach vielerlei von angenehmen Fesseln der Gesellschaft, ohne Rücksicht auf die seidenen Schnuren, und so weiter.

Endlich ergaben sich die Herren, und erklärten sich für besiegt; sie baten aber, die Namen verändern zu dürfen. Lipten wollte sich Bauer und Reifenstahl Bürger nennen.

Ach, rief Therese, wenn doch der Dichter Bürger auf dem Bocke säße, vielleicht würde ich durch ihn begeistert, ein feines Liedchen auf den Regen zu singen.

Können Sie dichten? fragte sie den jungen Reifenstahl.

Versuche habe ich gemacht, antwortete Reifenstahl; aber ich mag noch nicht sagen, daß ich dichten könne. Doch mein Freund Lipten ist ein rüstiger Dichter in jeder Gattung. Aus dem Stegereife besingt er Gegenstände mit wahrer Begeisterung, und kann wieder, so wie man es verlangt, Mährchen erzählen, gegen welche die Tausend und eine Nacht nur Wasser ist.

Wasser, Wasser! rief Therese. Mein Vater hat mir heute schon zu verstehen gegeben, daß ich in meinen zukünftigen Gedichten würde vieles Wasser fließen lassen. O, lieber Herr Lipten, erzählen Sie uns ein Mährchen. Mütterchen hört gern so etwas, Väterchen lächelt auch dazu, und ich — ich bin ganz Ohr, wenn alles recht unnatürlich darin zugehet. Zuvor machen Sie mir aber ein Gedicht auf den Regen!

Lipten entschuldigte sich damit, daß ihn heute zu vieles Wasser umgebe, und den geringsten Funken der Begeisterung auslöschen werde. Aber Reifenstahl erbot sich, ein Gedicht von Lipten

vorzulesen, das Theresens Wünschen beinahe entspräche, indem es Empfindungen bei einem Gewitter wären.

Das ist schön, das ist himmlisch, das ist göttlich! rief Therese, und sprang von dem Sitze in die Höhe, indem sie in die Hände klatschte.

Reifenstahl zog seine Brieftasche vor, und nahm ein Blatt aus derselben. Nein, sagte er, das ist das unrechte! Es ist eine Anweisung meines Vaters auf eine beträchtliche Summe; aber nicht so viel werth, als das Gedicht meines Freundes. Jetzt zog er das Gedicht vor und und las:

Hörest du die Wolken rauschen,
die Orkane wüthend stürmen?
Schwarze Wetterfahnen tauschen
unstät auf den Thürmen
ihre Richtung.
Thüren schlagen,
Fenster klirren,
Pfaue klagen,
Tauben girren!

Der Vernichtung
Herold kündet
Untergang.

Rasch und lang
zuckt der Blitz, und zündet
Hütten, wo die Hirten wohnen,
Säle, wo beim Feste
taumeln Gäste,
und Paläste,
wo die Herrscher thronen.

Donner rollen,
und, emporgequollen,
strömen aus den Dächern Flammen,
sprühend stürzen
Giebel jetzt zusammen.

Männer zagen,
Mütter tragen
zitternd ihre Kleinen.
Ach, sie weinen
Schmerzensthränen! —
Greise wähnen
schon des Weltenendes Grauen.

Wasserfluthen schäumen
auf den weiten Räumen
grüner Auen.
Hagelsteine dreschen Aehren,
und verheeren
reiche Fluren.
Auf dem Acker tilgt der Regen
alle Spuren
von des Fleißes Segen.
Und den Hagel sendet — Gott!

Nun brüste dich auf deine Thaten,
o Thor; dein Fleiß wird Spott!
vernichtet liegen deine Saten,
der Reben Heer
grünt dir nicht mehr,
und Fluthen wogen,
wo einst die Herden zogen!
Des Menschen Fleiß ist hoch zu loben;
allein der Segen kommt von oben.

Und er, der weite Speicher füllt,
die Herden täglich mehrt,
den Leib in reiche Stoffe hüllt,

mit Gold das Haus beschwert;
der, als ein kleiner Gott der Welt,
dem finstern Elend lacht,
sich auf der Ehre Gipfel stellt,
und trotzt auf seine Macht; —
er wisse, daß des Fürsten Sitz
nicht scheut der Blitz,
daß einer, der noch höher thront,
des Stolzen Aehrenfeld nicht schont;
er wisse, daß weit,
schäumend und breit,
über Dämme und Wehre,
bettlos und neu,
sich wälzet des Wassers Fluth,
in Thälern wächset zum Meere,
und der Wiesen duftendes Heu,
und der Menschen nährendes Gut
vernichtet, und hoch mit Sand
bedecket das Land.

Doch wenn das Wasser verronnen,
die Wolken verzogen,
die Höhen sich sonnen,

der tröstende Bogen
mit leuchtenden Farben
in heiliger Zahl
am Himmel erscheint;
dann blicket ins Thal
der Landmann, und weint —:
die Halmen zu künftigen Garben,
sie liegen verworren
und niedergeschlagen,
und fruchtlos ragen
die Bäume empor.

Dann öffnet den Klagen
der glückliche Nachbar
ein gütiges Ohr.
Des Leidenden Schmerzen
berühren die Herzen
der Brüder; sie streuen
hilfreich und gern
hin auf der Menschheit Land
der Wohlthat heilige Saten,
Saten des ewig segnenden Herrn,
und knüpfen durch Thaten
der Liebe von neuen

das himmlische Band,
das arme und reiche,
das niedere, gleiche,
und auch die höchsten Herrscher der Welt
zum Bunde der Menschheit vereinet erhält.

Lipten sahe aus Verlegenheit in die Ferne der Landschaft, deren Trauer die wiederkehrende Sonne vertilgt hatte. Er konnte auf Beifall rechnen, und wollte ihn nicht empfangen: denn die guten Menschen ertragen ungern den lauten Beifall, so wohlthätig er auch in der Stille für sie ist.

Die ganze Familie war nicht Freund des Zuklatschens; jedes hatte seine eigene Art, Beifall auszudrucken. Herr Reinwald sagte mit männlichem Ernste: das war brav! Frau Reinwald sprach mit Rührung: die letzte Stelle war rührend! Natalie wünschte das Gedicht abgeschrieben zu haben; und Therese? — Sie zog aus der Wagentasche ein Weinglas, fing einige Regentropfen auf, die sich in den Falten des Verdecks gesammelt hatten, und trank sie auf das Wohl des Dichters, indem sie versicherte: es sei eine größere Aufopferung, Regen-

wasser zu trinken, als sich die Hände roth zu klatschen.

Und dieses Gedicht ist wirklich aus dem Stegreife *) gemacht! sagte Reifenstahl. Wir ritten vor einigen Wochen auf meines Vaters Landguthe nach einem Gewitter aufs Feld, und Lipten empfand die Folgen des furchtbaren Segens der Natur so stark, daß ihm dieses Gedicht gleichsam von den Lippen floß. Ich habe das Verdienst dabei, daß ich es in Bruchstücken im Gedächtnisse behielt: denn Lipten würde bei seiner Begeisterung schwerlich die Hälfte für heute gerettet haben. Zu Hause hat er die Feile angelegt, und das ganze in einander gefügt.

Jetzt bat Therese um ein Mährchen, und wußte Lipten so lange zu bestürmen, bis er versprach, etwas zu erzählen.

---

*) Stegreif wurde in alten Zeiten statt Steigbügel gebraucht. Jetzt bezeichnet man noch an einigen Orten diejenige Art von Steigbügeln damit, welche durch eine eiserne Schiene verlängert sind, und dadurch das ganze Bein vor dem Anschlagen der Deichsel schützen, wenn der Fuhrmann auf dem Stangenpferde reitet.

Ich habe neulich ein Geschichtchen aufgeschrieben, sagte er. So gut ich kann, will ich dasselbe wiederhohlen, und, weil Sie es einmal so haben wollen, ein Mährchen daraus machen. Aber Sie mögen damit vorlieb nehmen, wie es nun auch vom Kutscherbocke ausfallen mag.

Der Kutscherbock nimmt dem Dichter seinen Werth nicht, sagte Therese. Ich denke, der Geist bleibt immer oben, wenn man sich auch niedrig setzt.

So will ich denn in der Feen Namen anfangen, ohne weiter eine Bitte um Begeisterung an diese Huldgöttinnen des christlichen gemeinen Mannes abzusenden, sagte Lipten.

T o b i a s S p a r p f e n n i g hieß der reichste Mann in seiner Gegend, ob er gleich nur zehen tausend Thaler im Vermögen hatte. Sein einziger Sohn wußte dieses nicht, er hatte aber oft von guten Freunden und treuen Nachbarn mit Freude vernommen, daß sein Vater der reichste Mann sei; welche Reden mit des Vaters Sparsamkeit genau übereinstimmten. Eben war der Sohn auf die Universität gezogen, als

der Vater starb. Es ist unrecht, daß die Kinder den väterlichen Namen, dessen sie nicht würdig sind, erben sollen. Der Sohn sparte keine Dukaten, vielweniger Pfennige. Darum dachte er selbst an die Uebersetzung seines Namens in eine fremde Sprache, und wählte dazu die griechische. Man fing zwar damals noch nicht an, in Gesellschaft viel vom griechischen Wesen zu sprechen; aber die griechische Sprache wurde doch immer gewählt, wenn man einem Dinge einen neuen Namen geben wollte. Nach langem Ueberlegen, ob sich der junge Sparpfennig Obolopheidolos oder Pheidobolos nennen wollte, wählte er der Kürze wegen den letzten Namen.

Herr Pheidobolos war nach dem Tode seines Vaters ganz Herr seines Vermögens; er faßte daher den frommen Entschluß, das ganze heilige deutsche Reich, zu dem damals auch Burgund noch gehörte, mit erben zu lassen. Er wollte jedem Gastwirthe das Erbportiönchen selbst überbringen, und ließ seinen Reisekoffer deßwegen packen.

In der ersten Stadt, in welche er kam, mußte er schon vielen Kummer erfahren.

Aus der Verlassenschaft seines Vaters hatte er hier nicht allein an den Gastgeber, sondern auch an den Rathskellerwirth ein par goldene Porträts vom Könige Ludwig dem vierzehenten abzugeben. Beide Männer bedienten ihn nach Herzenslust dafür; aber in dem Rathskeller fand er vielen Aerger. Denn es saß ein Gelehrter, Namens Lepuskulus, dort, der verschiedene Weinproben kostete, weil er ein Buch über den Geschmack schreiben wollte, (ich meine nemlich den echten, den der Zunge), und — als nichts mehr zu kosten war, mit unserm Pheidobolos sehr gelehrt und dunkel sprach. Das Gespräch kam auch auf gelehrte Namen, und Pheidobolos äußerte sehr bescheiden, des Herrn Lepuskulus Vorfahren möchten wohl einst Häschen geheißen haben. Eben so bescheiden, und die funkelnden Augen rollend, erwiederte der Gelehrte, daß die Vorfahren unsers Helden wohl mit dem Namen Pfennigfuchser möchten beehrt gewesen sein.

Das brachte den lieben Pheidobolos in Hitze; er sahe das wahre des Vorwurfs ein, aber er konnte nicht mehr sprechen,

und lösete sein Fläschchen Wein,
durch Stroh geseigt zu Nierenstein,
mit harter Münze eilig aus;
verließ darauf das böse Haus,
und ging — versunken in Gedanken
zu seinem Gasthof. Und hier wanken
vor seinem Geiste hin und her
der Namen viel. Schnell springet er
empor und ruft: ja, künftig sollen
mich alle, die mich sprechen wollen,
Pheidomenos — wie herrlich! —
nennen!

Das waren Verse aus dem Stegreife, fuhr Lipten fort. Es ist gut, daß sie nicht gedruckt werden, der Setzer sogar würde darüber seine Anmerkungen machen *).

Jetzt konnte Pheidomenos, der neuge-

---

*) Anm. des Setzers. Es mag dabei sein Bewenden haben!

taufte, wieder mit unbefangenem Geiste sich in dem Zimmer umsehen: denn zuvor hatte er sich ganz von der Sinnenwelt entfernet. In so tiefe Grübeleien kann ein Name bloß verführen; aber ein guter Name ist auch etwas wichtiges.

Pheidomenos warf einen Blick auf seinen Koffer: doch was erblickte er hier? Ein graues Männchen, rauh* wie ein Pavian, wie ein Leichenbitter schwarz gekleidet, und mit einem Blumenstrauße auf dem Hütchen, saß dort, und lächelte den jungen Pheidomenos freundlich an. Dieser erschrak so, daß ihm fast sein neuer Namen aus dem Gedächtnisse entfallen wäre, wenn ihn nicht das Männchen, lieber Pheidomenos! angeredet hätte.

Ja, lieber Pheidomenos, sagte es, du wirst dich wundern, daß so ein graues Männchen, wie ich bin, zu der Zeit, in welcher man über Kobolde und Geister lacht, aus dem Bauche der Erde kriecht. Aber es ist wirklich so! Willst du mir ein wenig Gehör schenken, so sollst du über mein Schicksal belehret werden. Ich bin ein Schüler des großen Goldmachers Theophrastus

Paracelsus *), und habe vor fast zwei hundert Jahren zu Basel so viel Gold verfertiget, daß meine Keller davon ganz voll waren. Weil ich aber gar keinen Gebrauch von diesem so schätzbaren Gute machte, und meine so wichtige Lebenszeit nur vertändelte, um immer mehr Schätze zu häufen, so sanken eines Tages meine Keller voll Gold tief in die Erde, und ich — wurde bald in einem breternen Häuschen in die Erde gelassen. Aber da fand ich keine Ruhe. Ich muß auf der Erde umherschweifen mit den heftigsten Begierden nach Genusse, und kann nicht genießen, und werde nicht eher Ruhe finden, als bis meine Schätze von einem meiner Nach-

---

*) Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus, genannt Bombast von Hohenheim, ein schweizerischer Arzt, machte kurz nach dem Anfange des 16ten Jahrhunderts vieles Aufsehen, sowohl durch seine glücklichen Kuren, die er mit vielen Prahlereien begleitete, als auch durch sein Vorgeben, daß er Gold machen könne, und in Konstantinopel in seinem 28sten Jahre den Stein der Weisen gefunden habe. Er reisete viel, war einige Zeit (von 1527—29) in Basel Professor der Arzneikunde, und streifte dann überall in Deutschland umher, bis er 1541 in Salzburg starb, ob er gleich sich gerühmt hatte, durch geheime Arzneimittel mehrere hundert Jahr sein Leben erhalten zu können.

kommen aus der Erde gezaubert, und gut angewendet worden sind. Du bist mein Nachkomme, Pheidomenos. Erbarme dich meiner, und gieb mir Ruhe.

Lieber Ur-Ur-Ur-Großvater, sagte Pheidomenos, des Wohlanwendens wegen habe ich keine Sorge; aber wie soll ich die Schätze aus der Erde zaubern?

Trage Sorge für das erste, antwortete das Männchen, das zweite kommt wohl von selbst.

Jetzt zog es einen Stock aus seinem Aermel, der lang und stark wurde wie ein Knotenstock; dann drückte es an die Spitze des Daumens, und es sprang ein Dolch hervor. Wer sollte es dem lieben Pheidomenos verdenken, wenn er stumm und steif vor Staunen dort gestanden hätte, wie eine Bildsäule?

Das Männchen sprach nun: hier nimm diesen Stock, lieber Pheidomenos. Er wird dein treuer Begleiter durch das Leben sein. Schlägest du ihn gegen einen hohlen Baum, so wird eine Menge Gold aus der Höhlung fallen, alles in giltiger Münze. Aber ich rathe dir, einen

weisen Gebrauch von dem Gelde zu machen. Alle deine Vorfahren bis auf meinen Sohn erhielten diesen Stock, und er verlor in ihrer Hand seine Zauberkraft, und lockte, leider, nichts aus meinen Kellern! drei Mal kannst du eine Thorheit begehen; aber keine mehr!

Nimm noch hier diesen Dolch. Ihn hat Paracelsus bezaubert. Solltest du meiner bedürfen, so stoße seine Spitze mit Gewalt gegen dein Herz; sie wird dich nicht verwunden; ich aber werde erscheinen. Doch hüte dich, daß du mich nicht eher forderst, als bis du auf menschliche Art keine Hilfe erhalten, oder dir selbst nicht helfen kannst: denn der Dolch fliegt dann schnell durch dein Herz. Der Mensch soll sich nie auf höhere Hilfe verlassen, so lange die menschliche noch möglich ist.

Jetzt verschwand das Männchen, und der liebliche Blumenstrauß auf dem Hütchen hatte so stark geduftet, daß ein Asant- *) und Knoblauch-Geruch das ganze Zimmer erfüllte.

---

*) Eine Persische Pflanze, aus deren Wurzelsafte die stinkende asa foetida oder Teufelsdreck gewonnen wird.

Doch diesen bemerkte Pheidomenos jetzt nicht. Er war entzückt, bis zum Wahnsinne entzückt, weil er sich reicher wußte, als alle Könige der Erde.

Ja, als er wieder zur Besinnung kam, und zum Philosophiren genug abgekühlet war, rief er doch noch einmal: ich bin glücklicher, als alle Könige der Erde! Sie müssen sorgen und wachen, ich brauche das nicht. Arbeiten werde ich hinfort nicht mehr: denn das wäre ja thöricht, Geld zu verdienen, wenn man unermeßliche Schätze besitzt! Ich kann darum immer noch, und um so mehr, zum Wohle der Menschen mitwirken *).

---

*) Sagt doch, Leser, hatte der junge Mann hier Recht? Junge Leute denken, wenn sie Geld haben, brauchen sie nicht zu arbeiten. Damit ihr richtig entscheiden könnet: so will ich euch folgendes hersetzen. Arbeit um Geldlohn und Arbeit ohne Geldlohn ist zweierlei. Die Arbeit ist Anstrengung der Kräfte zu Verrichtung eines Geschäftes; die Arbeit übt daher die Kräfte des Menschen und bringt ihn in seiner Bildung weiter. Arbeit verhindert den Müßiggang. Aus der Gewohnheit zu arbeiten entstehet der Trieb, sich immer zu beschäftigen, oder seine Zeit durch Thätigkeit auszufüllen. Geld aus den Händen geben, heißt noch nicht zum Wohle der Menschen mitwirken.

Aber einen weisen Gebrauch muß ich von dem Gelde machen, wenn ich aus dem Keller das Gold hervorzaubern will. Wie könnte man wohl anders das Geld weise gebrauchen, als durch dasselbe das Leben erlaubt genießen, und andre mit zu dem Becher des edlern Genusses treten, und aus ihm trinken lassen? das heißt mit klaren Worten: wohl leben, wohl thun, und glücklich machen.

So sprach Pheidomenos. Er packte den Rest seines Vermögens ein, und sendete es zurück an den Prediger seines Geburtsortes, damit dieser dem seligen Vater Sparpfennig einen Leichenstein dafür besorgen möchte. Er selbst setzte am zweiten Pfingstfeiertage seine Reise fort. Den Dolch hatte er in seinem Busen verborgen, und den starken Stock an die Hand gehängt. Manche Leute lachten zwar, als sie einen Reiter sahen, der sich eines Knotenstockes statt einer Reitpeitsche bedienen wollte; allein Pheidomenos hatte das größeste Recht, sie auszulachen.

Gegen Mittag erreichte er ein Dorf, in dem die jungen Mädchen und Knaben mit bunten Bänderchen und schönen Blumen sich geschmücket hatten, und sich immer zuriefen: Glück zu Pfingsten! Er erfuhr dabei, daß am zweiten Pfingstfeiertage das ganze Dorf unter einer großen Linde sich versammele, und nach alten Gebräuchen sich auf eine besondere Art belustige. Darum beschloß er, den Anfang des Festes zu erwarten.

Ich muß voraussagen, daß es hier sehr romanhaft zuging, und ich die wichtigsten Gründe zu glauben habe, die Bewohner des Dorfes möchten wohl von den Arkadiern abstammen.

Als die Klocke ein Uhr vom Thurme rief, versammelten sich viele Jünglinge, die ländlich gepuzt*, und mit Bändern und Blumen ebenfalls geschmückt* waren. Parweiß zogen sie durch das Dorf zu einer großen Linde, um welche sich die erwachsenen Mädchen des Dorfes versammelt hatten. Diese hielten Blumensträuße, in denen vorzüglich aufbrechende Rosen prangten*, in den Händen, und warfen sie den ankommenden Jünglingen entgegen. Als-

bald zerstreute sich der geordnete Zug der jungen Bauern. Jeder sprang und griff nach einem Strauße, und las auf dem daran hangenden Bande den Namen des Mädchens, das ihn geworfen hatte. Der Name war aber mit Gold- und Silberflittern aufgenähet. Dann suchte sich der Bursche das Mädchen, welches ihm durch das Glück zu Theil geworden war, und begrüßte es freundlich. An diesem Tage war er der einzige, der mit ihr tanzen durfte.

Die Wahl war beendiget.

Jetzt zogen die muntern Burschen mit ihren Tänzerinnen um den ältesten Bauer des Dorfes im Kreise umher. Voran gingen Spielleute mit Trompeten und Klarinetten. Der Greis saß mit verbundenen Augen auf einem Sessel, und hielt einen weißen Stab in der Hand. Mit diesem schlug er an einen Becher, und der scharfe Klang gebot Stillstand und Ruhe. Alles stand, alles schwieg plötzlich. Darauf ließ sich der Greis in Versen vernehmen, die ich freilich nicht abändern darf, die aber für einen Bauer doch gut genug sind. — Er sprach:

Ihr Töchter des Dorfes, höret mich an!
Ich bin der Gemeine ältester Mann,
und habe die schönste der Botschaft zu bringen;
doch Dankbarkeit muß ich dafür auch bedingen
von jener Jungfrau züchtig und fein,
die ich berühre mit dem Stäbelein.
Ihr wisset ja wohl, daß des Dorfes Gemeine
sorget für euch im besten Vereine:
denn sie sammelt ein bei jedem Gelage*,
beim Kindelbier, Kirmißfest, Hochzeittage,
und wenn geräumt ist das Erntefeld,
von jedem Nachbar ein gutes Stück Geld.
Und ist dann ein Jährchen vorübergeeilet,
so wird es zur Mitgift dem Mädchen ertheilet,
sobald es der Bräutgam zum Altare führt,
wenn es heute mein weißes Stäbchen berührt.
Fanget nun an zu tanzen und springen,
daß ich mein weißes Stäbchen kann schwingen.

Jetzt schlug der Alte wieder an den Becher; eine rasche Musik erhob sich; die Jünglinge traten zurück, und die Mädchen hüpften in einem engeren Kreise um den Alten. Sobald dieser sein Stäbchen schwang, standen sie still.

Merklich stieg die Röthe in ihrem Gesicht, der Athem wurde leiser und tiefer geschöpft, Erwartung, Hoffnung, Furcht lagen in der Miene, die Hände bebten, mehr und mehr flog das Herz, und schneller wurde der Athem.

Der Greis drehete sich einige Male herum, und ließ die Spitze seines Stabes auf ein Mädchen fallen. Das Mädchen war nicht sowohl schön, als lieblich von Gesichtsbildung, ihr Blick war sanft, und ihr Betragen verrieth viele Zartheit der Gefühle. Kaum hatte das Stäbchen ihren Hals berührt, als sie plötzlich zu dem Greise sprang, ihn herzlich küßte, und dann mit ausgebreiteten Armen ihrem Geliebten entgegeneilte, und an seiner Brust Thränen der Freude vergoß. Ihr Geliebter wurde auf eine entgegengesetzte Art von der Freude begeistert. Er hob seine Geliebte mit sich in die

Höhe, sprang dann allein durch die Luft und schlug seine Freunde auf die Schultern.

Pheidomenos erfuhr, daß dieses Mädchen die Tochter eines armen Mannes sei, aber von allen, ihrer guten Sitten wegen, geliebet werde. Ihr Bräutigam war ein junger Bauer, der wenig besaß, aber mit dem wenigen zufrieden war.

Unsern Reisenden bezauberte das arkadische Leben dieser Landleute; er hätte schon jetzt einsehen sollen, daß man ohne Reichthümer eben so glücklich leben und das Leben genießen könne, als bei Austern und fremden Weinen. Aber jetzt glaubte er, Geld mache die höchste Glückseligkeit aus, und beschloß daher, das Glück des Brautpares durch den Segen seines Stockes noch zu vollenden. Er entfernte sich zu einem abgelegenen Weidenplatze, prüfte die Zauberkraft des Knotenstockes zum ersten Male, und fand sie bewährt. Aus dem hohlen Weidenbaume rollten die schönsten, unbeschnittenen Regenten der Welt vor, und Pheidomenos steckte so viel zu sich, als er tragen konnte. Das übrig gebliebene Gold verschwand augenblicklich.

Schon eine Lücke in dem Geldkeller, sagte Pheidomenos zu sich; aber sie wird unbedeutend sein; der alte Geldmacher wird mich noch nicht segnen!

Als er zu der Versammlung wieder kam, rief er das Brautpar zu sich, und bat sie, ein kleines Hochzeitgeschenk von ihm anzunehmen. Kindlich sich weigernd, hielt doch das Bauermädchen ihre Schürze auf, und zitterte vor Ueberraschung, als Pheidomenos immer wieder nach den Taschen griff, wenn er die Hände von Dukaten und Louisd'orn geleeret hatte.

Als er endlich aufhörte, und einen kleinen Rest für sich behielt, fielen die jungen Leute verstummt vor ihn nieder, und küßten ihm die Hände. Er aber sprach: laßt's gut sein, Kinderchen! Genießet das kleine Geschenk glücklich! Und so schwang er sich auf sein Pferd, und jagte davon. Von weiten sahe er noch, wie die Bauern und Bäuerinnen das Brautpar umringten. Hätte er in den Herzen vieler den Neid aufkeimen sehen, der mit seiner wuchernden Wurzel die edlen Pflanzen der Billigkeit und des

Rechtes, der die Keime der Zufriedenheit und Liebe erstickt, hätte er nur dieses gesehen, er würde nicht so zufrieden ausgerufen haben: welches Glück kann doch der Mensch um sich verbreiten, wenn er Geld besitzt! Er kann alles das ausführen, was bei andern nur ein frommer Wunsch ist! Glücklich sind wir Reichen, die wir immer mit offener Hand unsere Schätze ausstreuen, die Leiden besiegen, das Unglück verscheuchen und das Glück der Erde befördern.

Halt, halt, Herr Pheidomenos! würde ich gesagt haben, wenn ich sein Reisegefährte gewesen wäre. So glücklich sind die Reichen nicht. Ja, wenn sie bei ihrem Gelde einen großen Reichthum des Verstandes und des guten Willens haben, ja dann können sie wohl vieles bewirken; denn vor dem Gelde beugt sich selbst der, dem der Stolz den Rücken verwöhnt hat; das Geld macht Einfluß und Ansehen, macht bereitwillige Obere und unterwürfige Diener. Ihr könnet Schulen beschenken und Hospitäler errichten, als Ehrensäulen der Menschheit; ihr könnt Straßen verbessern und Arbeitshäuser

bauen, als Denkmäler eines weisen States; ihr könnt dem Hungertode wehren und dem Wucher ein Ende machen, als Mitbürger einer Welt, in welcher einer dem andern helfen soll; ihr könnt überall das Gute befördern und unterstützen, wo es durch Geld möglich ist; — aber, aber — etwas ist doch, wo euer Geld nichts bewirken kann. — Es sind die wahren Leiden der Menschheit, es sind die wahren Beförderungsmittel des guten! Der hohe Verstand eines Mannes lehrte uns die Kuhpocken kennen, und ein denkender Kopf erfand die Feuerspritzen. Ein trostvolles Wort gießt Balsam in das verwundete Herz, und ein kluger Rath und ein weiser Führer wenden Schaden und Unglück ab, und befördern das wahre und gute. Welches Gold schützt denn euch vor den Widerwärtigkeiten des Lebens, vor dem Ekel beim Genusse, vor den Drangsalen des Krieges, ja sogar vor Noth und Elende? Ich lobe mir, wenn es da oben und in der Brust richtig ist, in der Tasche mag es immer nicht so ganz richtig sein!

So würde ich gesagt haben, sprach Lipten weiter. Verzeihen Sie, daß ich einmal den Philosophen machen wollte. Jetzt lasse ich meinen Pheidomenos den Weg fortsetzen, zufrieden mit sich und seinem Zauberstabe. Nach einer halben Stunde erreichte er einen dunkeln Wald. Lange war er noch nicht auf dem Wege geritten, den Wurzeln der Bäume durchkreuzten, als ihm einer von den Männern begegnete, die ich Holzverwandler nennen möchte, weil das Wort Köhler und Köhlerglaube *)

---

*) Man muß sich in die vorigen Zeiten versetzen, um das Wort Köhlerglauben zu verstehen. Abgeschieden von der Gesellschaft lebten die Köhler in großen Waldungen zerstreut. Ihre Phantasie wurde dadurch lebhafter, und unterhielt sich gern mit dem wunderbaren, wie unsere Kinder. Daher fand jede Erzählung, wenn sie recht wundervoll war, bei ihnen unbedingten Glauben; und weil ihr Geist nie zum gehörigen Nachdenken gewöhnt war, wurde alles ohne Zweifel für wahr gehalten, was sie hörten.

Man will auch den Ausdruck Köhlerglauben von einem Mährchen der Katholiken herleiten. Der Teufel soll nemlich einen Köhler gefragt haben: was glaubst du? Ich glaube, was die Kirche glaubt, habe der Köhler geantwortet, und auf die Frage des Teufels: was glaubt denn die Kirche? erwiedert: was ich glaube!

fast verächtlich geworden sind. Pheidomenos fragte den Mann nach dem Wege, und wurde bald in ein längeres Gespräch mit demselben gezogen. Der Köhler erzählte nemlich, daß er eine arme Frau besuchet habe, deren Mann sie gestern begraben hätten. Es war auch ein Köhler gewesen.

Das gute Herz des jungen Reisenden bewegte sich schneller; er fragte gleich, ob er nicht dazu beitragen könne, die Leiden der Frau zu lindern?

Womit wollte Er das thun, Herr? fragte der Köhler.

Sie mit Gelde unterstützen! antwortete Pheidomenos.

Das würde zu nichts helfen, erwiederte der Köhler. Wir Leute sind alle arm, und leben zufrieden, und die Wittwe kann sich so gut nähren, als das Eheweib. Aber ihren Mann hat sie geliebt, der ist nun in die Erde gescharrt, den kann ihr niemand wieder geben, und darüber kann sie sich nicht trösten. Gestern hat ihr ein Herr Geld angebothen, das hat sie

nicht genommen. Aber meine Gabe hat sie heute gern angenommen, und mich gebeten, ich möchte morgen wieder bei ihr einsprechen.

Was brachtest du ihr denn? fragte Pheidomenos.

Ich brachte ihr Trost*, antwortete der Köhler.

Worin bestand denn der Trost? fragte Pheidomenos weiter.

Da sahe der Köhler unsern Reiter mit großen Augen an, und sagte: worin anders, als in Worten! Er schien sich zu wundern, daß der Trost noch in etwas anderem bestehen sollte.

Was sagtest du denn? fragte Pheidomenos.

Ich habe ihr gesagt, daß wir alle unter Gottes allgewaltiger Hand ständen, sprach der Köhler. Und da habe ich ihr zu Gemüthe geführt, daß andere Menschen auch ihr Kreuz* tragen müßten. Vor zehen Jahren erschlug ein Baum meinen einzigen Sohn; es war ein großer, schöner Bube, und gar fromm und wohlgelitten. Daran erinnerte ich die Frau auch, und sagte ihr, ich hätte mit Gottes Hilfe die

Betrübniß überwunden, und dächte jetzt an meinen Sohn ohne Schluchzen und Weinen: denn ich wußte ja, daß ihn Gott zu sich genommen hatte, und daß es ihm jetzt wohler gehe, als seinem Vater. Er hatte noch nichts böses gethan; wer weiß, ob er sich nicht seine Seligkeit verscherzt hätte, wenn er jetzt noch lebte *). Hernach habe ich ihr eine Geschichte erzählt von dem großen Sultan Haschid, der auch über Gottes Regierung unzufrieden war, und das hat sie am meisten getröstet.

Willst du sie mir auch erzählen? sagte Pheidomenos.

Von Herzen gern, antwortete der Köhler. Er kann sie vielleicht auch einmal wieder erzählen, und gutes damit stiften. Aber Er muß auch recht zuhören, und nicht mit dem Kopfe schütteln, wie er es vorhin gethan hat: denn ich weiß nicht recht, was das bedeuten soll; ob Er sich verwundert oder mich auslacht.

---

*) Ist dieser Trostgrund des gemeinen Mannes ein richtiger? Wenn die Gottheit verhindert, daß wir böses thun können, welcher Werth bleibt uns dann?

Pheidomenos gab vor, er habe eine Fliege vertreiben wollen, aber er hatte wirklich über die besondere Art, sich zu trösten, den Kopf geschüttelt.

Nun fing der Köhler zu erzählen an. Doch — sprach Lipten — ich weiß nicht, ob ich zu weitläuftig werde.

O, wir haben noch eine Stunde bis nach Liebenthal, sagte Natalie. Ich bitte, erzählen Sie.

Wir wollen den Kutscher recht langsam fahren lassen! rief Therese.

Herr Reinwald sagte darauf: so angenehm, unterhaltend und besonders für Theresen belehrend Ihre Erzählung ist: so leid thut es mir, wenn Sie dadurch zu sehr angestrengt würden. Wollen Sie uns aber noch ferner ein Vergnügen gewähren, so hangt es von Ihrer Güte ab. Erzählen Sie, so lange es Ihnen gefällt. Kommen Sie nicht zu Ende, so können Sie heute bei Tische die Erzählung fortsetzen, und meine beiden Töchter werden dann zuvor den Anfang wiederhohlen.

Ach Gott! sagte Natalie, da werde ich mit Schande bestehen.

O, warum? erwiederte Therese, Herr Lipten hilft uns ein! Es muß ja nicht alles so erzählt sein, wie wir es gehöret haben. Der Graf wird schon mit unserm Geschwätz vorlieb nehmen.

Nun fuhr Lipten fort: ich werde zwar nicht wie der Köhler erzählen; aber doch das treulich wiedergeben, was er ungefähr sagte, und mich so viel als möglich an einen kindlich-gemeinen Ausdruck binden.

Es war einmal weit in dem Morgenlande ein Sultan mit Namen Haschid. Der war reich, und galt für einen mächtigen Herrscher, und für einen weisen Mann. Und er hatte viele Kameele, und Geld so viel wie der Sand am Meere, und Hofbediente so viel wie die Sterne am Himmel. Da sprachen alle Leute, die den Sultan sahen: unser König ist recht glücklich, er hat so viele Reichthümer, und hat so viele gute Speisen, und so prächtige Kleider, und eine so schöne Gemahlinn, und ist noch dazu so weise. Aber da wurde bald aus dem weisen Manne ein Thor. Seine schöne

Gemahlinn starb plötzlich. Da wollte sich ihr Gemahl nicht trösten lassen; er raufte die Hare aus seinem Barte, und hatte kein Vergnügen mehr an seinen Reichthümern. Er zog ein altes Kleid an, und ging in die Wüste, und murrte wider Allah, seinen Gott. Und er nahm Erde in die Hand, und warf sie in die Luft, und schrie: da nimm auch deine Erde, weil du mir mein liebstes genommen hast!

Aber es kam in die Wüste ein weiser Mann, der hieß Sapuh, und hatte einen langen Bart, welcher bis an die Mitte des Leibes ging, und ein ehrwürdiges Ansehen. Und er trat zu dem Sultan und sprach: Haschid, Haschid, wie kannst du wider deinen Gott murren! Folge mir nach, und lerne mit des großen Allahs Regierung zufrieden sein, wie andere seiner Unterthanen. Da folgte der Sultan dem weisen Manne nach.

Und sie kamen an ein Feld, das hatte der Hagel niedergeschlagen, und die Feldfrüchte waren verheeret. Und der weise Sapuh sagte: warum hat Allah das gethan? da antwortete

der Sultan: es fällt mir gar nicht ein, so zu fragen. Das ist ein kleiner Schade. Ich aber habe mein bestes verloren!

Da schwieg Sapuh, und ging weiter zu einem Landmann, der sein verwüstetes Feld be-sahe, und neben einer todten Kuh stand, die auf dem Acker umgefallen war.

Was stehest du hier und sinnest? fragte Sa-puh den Mann.

Ich sinne nach, wie ich mich trösten soll über Allahs Verhängniß*, sagte der Land-mann. Das war mein bester Acker; den hat der Hagel zu Grunde gerichtet: und das war die beste Kuh; die ist mir gestern umgefallen. Ich habe nur noch eine. Aber ich denke, Allah hat es gegeben; er kann auch das seinige wieder for-dern. Hat er mir doch noch gelassen, worüber ich mich freuen kann.

Was hat er dir gelassen? fragte Haschid.

Meine Hütte ist stehen geblieben, sagte der Landmann; an meinen Feigenbäumen sind auch noch Früchte, und mich hat er auch noch am Le-ben erhalten.

Was ist das Leben ohne das liebste, das man nicht mehr hat, rief Haschid aus.

Da sagte der Landmann: als ich ein Knabe war, starb mir ein geliebtes Hühnchen. Da warf ich mich auf das Hühnchen, und raufte die Hare aus, und rief: mein liebstes, mein liebstes habe ich verloren! Und es trat ein alter Mann zu mir und sprach: Sohn, dasjenige darf dir niemals das liebste sein, was dir entrissen werden kann. Allah allein bleibt dir, und dein Gewissen. Nichts kann dir den großen Vater und deine Seelenruhe entreißen! — Und ich habe den Lehren des Mannes gefolgt: sie sind süßer als Honig, und stärkender als Balsam.

Und so lange ich lebe, so lange kann ich zu Allah beten, und meine Hände zu ihm aufheben; darum bin ich froh, daß er mich liebet, indem er mir Leben noch schenket.

Da schwieg Haschid, und folgte dem weisen Sapuh weiter nach. Er sprach aber: hätte der Landmann eine geliebte Gemahlinn verloren, er würde nicht so sprechen!

Sapuh öffnete aber seine Lippen nicht. Den

andern Tag kamen sie an einen klaren Bach, an dem hohe Bäume standen. Und in dem Bache sahe man die schönen Bäume wieder, und die Wölkchen, die am Himmel vorüber zogen. Hier setzten sie sich nieder, und wuschen ihre Füße, und ruheten aus: denn der Ort war kühl und lieblich. Da kam auch ein alter Mann an den Bach. Er war halb nackt aus Armuth, und hatte einen Stab in der Hand, auf den er sich vor Schwäche stützte. Und er bemerkte die Fremden nicht, und setzte sich mühsam nieder an das blumige Ufer, und ließ seine Füße von den Wellchen des Bächleins umspielen. Und er sahe mit inniger Wonne* zu, wie die Fischchen vor seinen Füßen schnell auswichen, und immer vergnügt den Wellchen nachschwammen. Dann hob er seine Augen gen Himmel, und in ihnen glänzte die Heiterkeit* des Himmels wieder, und er faltete die Hände, und sprach mit leiser Stimme: ewiges Wesen, wie gütig bist du! Wie lehrst du mich dich lieben und dich erkennen! Du hast mir die Augen geöffnet, um dich zu sehen. Als ich vieles besaß, da sahe ich das viele,

und

und sahe dich nicht; als ich das viele verlor, da fand ich alles wieder; da fand ich dich, in dem alles ist, der in dem geringsten sich groß, und gütig, und weise und anbetungswerth zeiget! Und der Greis senkte sein Haupt und seine Hände; aber sie blieben gefaltet; und der Bach spiegelte das Bild wieder gegen den Himmel.

Da sprach Sapuh: Sultan, erkennest du wohl in dem Manne den reichen Omar, von dem man sagte: er könne eher die Samenkörner auf der ganzen Erde zählen, als seine Schätze? Er hat alles verloren, und — doch du hast sein Dankgebet vernommen!

Doch Haschid antwortete: aber hätte er ein so geliebtes Weib verloren, warlich, er spräche nicht so!

Sapuh schwieg wieder. Und beide gingen darauf weiter fort mehrere Tage, und sprachen von andern Dingen: denn Sapuh wollte nicht mit Haschid von dem großen Allah sprechen: weil sich der Zweifler doch nicht durch Worte belehren läßt. Am dritten Tage gegen Abend erreichten sie einige Hütten; die waren umgeben von hohen

Dattelpalmen und immertragenden Feigenbäumen, und vor der ersten Hütte saß ein alter Mann, der seinen Blick gegen die Sonne gerichtet hatte. Die Sonne aber ging unter in ihrer schönsten Pracht. Die Reisenden grüßten den Alten und fragten ihn, ob die Ruhe angenehm sei?

Da antwortete der Greis: die Ruhe nach schwerer Arbeit ist immer angenehm!

Haschid sagte aber: du kannst doch nicht von schwerer Arbeit sprechen! Dem Greise gebühret Ruhe, der Jugend Theil soll die Arbeit sein.

Wohl wahr! antwortete der Greis. Ich gedachte auch im Alter zu ruhen, und hoffte Unterstützung zu haben von einem frommen Sohne und Pflege von einem lieben Weibe. Dort unter den Feigenbäumen liegen sie beide, und ich sammle allein meine Früchte, und grabe allein in dem Garten.

Liebtest du denn dein Weib? fragte Haschid hastig.

Wer nennet nicht die Rose eine köstliche

Blume, und die Feige eine milde, süße Frucht! antwortete der Greis. Lieblich war mein Weib, wie die Rose, und mild wie die Frucht von dem Feigenbaume. Aber Allah hat die Blume gepflückt, und hat sie in sein Paradies verpflanzet.

Und das kannst du so ruhig erzählen? sprach Haschid. Nimmermehr hast du dein Weib geliebet!

Blicke dort hin auf den See, sprach der Greis. Sieh, wie er schweigt, und das Bild des ruhigen Himmels und der sinkenden Sonne in sich aufnimmt. Gestern war er bewegt, und brausete mit trüben Wellen: es war Sturm! Da legte sich der Wind, und der See wurde still. Also ist es mit unserm Gemüthe. Die Feinde erschlugen meinen Sohn, und raubten mein Weib, und zerfleischten die herrliche, wie es die Tiger am Indus thun, und — ich stritt für das Vaterland als der erste im Haufen. Aber Allah wendete von mir die Spieße und Pfeile. Da hörte ich die traurige Nachricht, und wurde vor Schmerzen betäubet, und murrete laut wider Allah, und wüthete, daß er mich nicht getödtet

hatte, und wollte mein Leben enden. Aber ich schlief ein, und sahe im Traume den Engel des großen Allah, der nahete sich mir, und hatte drei Samenkörner. Diese streuete er aus auf das Land, und es wuchsen zwei Blumen empor, schöner als Tulpen und Lilien, und duftender als Rosen und Hiacynthen. Und ich fragte den Engel Allahs, warum treibet das dritte Samenkorn nicht zur schönen Blume hervor? Da sprach der Engel: es war noch nicht reif! Und als ich erwachte, da betete ich zum Allah, und sprach: du bist der weise Vater; und was du thust, ist weise gethan! Vergieb mir meinen Hader gegen dich allmächtigen! — Und ich tröstete mich von Stund an, und ertrug alles Leiden mit Geduld. Vierzig Jahre sind es schon, daß sie dort hingestreuet sind, die reifen Samenkörner, und mit frohem Muthe habe ich diese Jahre durchlebt, weil ich zufrieden bin mit Allahs Regierung.

Haschid drückte dem Greise die Hand, und sprach: ehrwürdiger Weise, du bist es, der Allah mit mir versöhnet! Und von Stund an fühlte

sich Haschid getröstet, und beschloß wieder zurückzukehren zu der Erfüllung seiner Pflichten, und dem großen Allah durch Gehorsam zu gefallen.

Und Sapuh geleitete den Sultan zurück, und sprach jetzt viel mit ihm über Allahs Güte und Weisheit. Vor dem Thore der Hauptstadt schied er aber von ihm, und sprach noch die Worte: Zufriedenheit mit Allahs Regierung ist das größte Glück der Erde!

Pheidomenos dankte dem Köhler für die Erzählung, und gestand ihm, daß sie sehr lehrreich sei.

Sieht Er wohl, erwiederte der Köhler, daß wir in unserm Walde auch klug werden können. O, bei uns sind Leute, die können auf allerlei Vorgänge im ganzen Leben Geschichten erzählen, und daraus kann man sich immer Rath und Trost hohlen.

Jetzt zeigte ihm der Köhler einen Pfahl von ferne. Bei dieser Gehegesäule gehe ich rechts ab in den Wald, sagte er.

Da fragte Pheidomenos den Köhler, ob er

nicht von ihm ein Geschenk an Gelde annehmen wollte, und reichte ihm zugleich eine Hand voll Gold hin.

Er muß viel Gold und vielen guten Willen haben! sagte der Köhler. Wenn Er es bei allen Menschen so macht, wird Er sein Geld bald los werden. Aber Er darf nicht denken, daß Er mit Geld die Menschen immer glücklich macht. Ich kann Sein Geld nicht brauchen. Köhler bleibe ich doch, so lange ich lebe. Schöne Kleider könnte ich nicht tragen, sie würden doch schwarz; Essen und Trinken und ein Häuschen habe ich, und hinlegen das Geld — da müßte ich's gar bewachen.

Der Pfahl war da, der Köhler schied, und wünschte unserm Pheidomenos wohl zu reisen, und w e i t in der Welt umher zu kommen.

Pheidomenos fand in allen Worten des Mannes einen tiefen Sinn, und bewunderte seine Lebensweisheit um so mehr, da er diese nur unter den Gebildetern zu finden glaubte.

Als er gegen Abend ein wohlgebauetes Dorf erreichte, und an der ersten Gartenhecke vorbei-

ritt, trat ein Bettler mit vorgehaltenem Hute aus dem Hollundergesträuche, welches sich über dem Fußsteige wölbte. Der Bettler zeigte auf sein linkes Bein, das rückwärts gebogen war, und auf einer hölzernen Stütze ruhete. Zugleich klagte er mit Thränen in den Augen, daß er eine arme blinde Frau nebst zwei stummen Kindern zu Hause habe. Sie alle lägen schon seit einem Vierteljahre auf dem Krankenlager.

Pheidomenos zog schnell ein par Goldstücke aus der Tasche, und warf sie dem Alten in den Hut, der ihm den Segen des Himmels Millionen Mal erflehete.

Zufrieden mit sich, aber unzufrieden mit dem schlechten Pflaster, auf dem sein Pferd stolperte, gelangte Pheidomenos an den Gasthof, und erhielt, als vornehmer Reisender, die beste Stube im Hause. Hier beleuchtete er die Bilderchen, die in bleiernen, durchbrochenen Rahmen an der Wand hingen, betrachtete das Schnitzwerk an dem großen Kleiderschranke, und las die Sprüche, welche über der Thür und am Bette angeschrieben waren. Dieser Zeitvertreib

war beendiget, und die lange Weile stattete jetzt den lästigen Besuch ab. Darum ging Pheidomenos aus dem Zimmer hinunter in die große Gaststube. Hier sahe er — den Bettler mit dem Stelzfuße an einem besondern Tische sitzen, und sich an einem Karpfen recht laben; auch hörte er ihn, als er kaum hineingetreten war, mit lauter Stimme rufen: noch eine Portion Braten und eine Flasche Wein!

Da ergrimmte Pheidomenos, trat zu dem Tische, und rief: unverschämter! wo sind deine stummen Kinder? wo ist deine blinde Frau? — Der Bettler erschrack nicht, er lächelte, und aß fort. Da wuchs des jungen Mannes Zorn, er verließ die Stube, und trat hinaus vor die Hausthür, um sich in der freien Luft wieder zu sammeln. Zuletzt machte er sich selbst Vorwürfe, daß er dem Bettler Gelegenheit gegeben habe, noch liederlicher zu werden. Dadurch wurde er immer mürrischer, und versank endlich in dumpfe Gedankenlosigkeit. Jetzt hörte er mit zitternder Stimme: erbarmen Sie sich! sprechen. Er blickte auf, und sahe eine män-

liche hagere Gestalt vor sich stehen. Erbarmen Sie sich, sprach der Elende noch ein Mal, ich habe Frau und Kinder und kein Brot.

Pheidomenos warf einen verächtlichen Blick auf ihn, wendete sich kalt um, und ging verdrüßlich zurück in seine Stube. Hätte er das wahre Elend von dem erdichteten auf dem Gesichte zu unterscheiden gewußt; er würde das nicht gethan haben. Der Bettler seufzete, und schlich wieder fort.

Den andern Morgen reisete er früh weiter, und überlegte auf dem Pferde den Plan, den er in der Nacht, als er nicht schlafen konnte, gefaßt hatte, ein Armenhaus zu gründen, weitläuftig und groß, daß tausende der bettelnden Menschenklasse hineingetrieben werden könnten.

Am Ende des Dorfes erblickte er einen Haufen Feldarbeiter und Kinder, die sich um die Thür einer elenden Hütte versammelt hatten. Dadurch wurde er angelockt, herbei zu reiten. Ach! was sahe er hier! den Mann, den er gestern so kalt von sich gewiesen hatte, an der Thürpfoste aufgehängt.

Der unglückliche war ein verarmter Würz-krämer gewesen, der mit möglichster Anstrengung seiner erschlafften Kräfte die Seinigen zu ernähren gesucht hatte, aber zuletzt ein trauriges Opfer der Verzweifelung wurde. Kaum konnte seine Frau sich den Füßen anvertrauen; seine Kinder lagen, schauderhaft abgezehrt, auf dem kahlen Fußboden der leeren Stube. Pheidomenos war erschüttert. Er hätte diesen Mann erhalten und ihn für die Seinigen retten können.

Jetzt sahe er zugleich die Menschen in ihrer Blöße. Zuvor hatte man seines Flehens nicht geachtet, und seine Klage ungerühret angehört, jetzt brachte ein jeder etwas herbei getragen, um die elende Familie zu unterstützen. Der schreckliche Anblick des unglücklichen Selbstmörders mußte sie also erst zur Menschlichkeit auffordern. Pheidomenos warf viele Goldstücke in den Schoß der gebeugten Frau, (wenn er es gestern gethan hätte!) und ritt, von Vorwürfen gepeinigt, davon.

Besser ist es, daß zehen unwürdige von mir eine Gabe bekommen, als daß ein wahrhaft leidender sich trostlos von mir wende, und mich

sein stiller Seufzer bei Gott verklage! rief er aus, und schwieg.

Aber soll ich, sprach er nach einer Pause, soll ich zehen unwürdige durch Freigebigkeit (denn das ist dann eine Wohlthat) ihrem moralischen Verderben näher bringen? Dreister, unverschämter und ruchloser werden die Betrüger, wenn man sich ihnen hingiebt.

Erst muß man nachfragen, *untersuchen*, *prüfen*, *überlegen*, *erwägen*, dann geben. Hätte ich das zuvor *bedacht* und *beherziget*, gewiß der Betrüger hätte nicht gestern Abend Karpfen verzehret, und der Elende sein Leben an der Thürpfoste geendet!

Diese letzten Worte erfüllten ihn mit *Wehmuth*. *Schwermüthig* saß er dort und überließ seinem Pferde die Zügel.

Jetzt rief ihm jemand freundlich einen guten Morgen zu.

Er blickte auf, und sahe neben sich einen gemeinen Mann in den besten Jahren. Seine Kleidung war ärmlich, aber sein Gesicht voll Heiterkeit.

Pheidomenos wollte ihn anreden. Ich glaube, er wollte hier schon nachfragen, untersuchen, prüfen, überlegen, erwägen und dann geben; aber der fremde Mann kam mit einer Nachfrage zuvor:

Mein junger Herr, Er sitzt ja so in Gedanken, sagte er. Hat Ihn denn die Liebste nicht freundlich angesehen?

Pheidomenos lächelte, und fragte den Mann, wohin er wolle?

In das nächste Dorf, war die Antwort.

Wer bist du denn? fragte unser Prüfer.

Ich bin der Hirt im Dorfe, antwortete der Mann, und habe meinen Jungen heute die Herde austreiben lassen: denn ich habe dem lieben Gott gedient.

Gehet man denn heute in die Kirche? fragte Pheidomenos.

Ach ja, antwortete der Hirt, heute ist noch Feiertag. Aber in der Kirche kann man dem lieben Gott doch nicht genug dienen. Hier im Dorfe haben wir eine arme Frau mit sechs kleinen Kindern, der ist ihr Mann an Ostern

gestorben. Da habe ich ihr nun ein Stück Feld mit Ertoffeln vom Unkraute rein gegätet, und das Erdreich umgehackt. Die Frau weiß nichts davon, und wird sich recht freuen, wenn sie es siehet. Sie hat schon bittere Thränen geweint, weil sie es nicht hat bestellen können. Der Schulze hat es ihr aber heimlich geackert, und ein andrer Bauer hat den Samen hergegeben; ich habe die Ertoffeln gelegt, und nunmehr gehackt.

Ja sieht Er, mein lieber, junger Herr, wer seinen Bruder liebet, der liebet Gott, und dienet ihm. Und wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet.

Gewiß hat sich die Frau auch eure Liebe erworben, sagte Pheidomenos.

Man soll nichts böses von seinem Nächsten sprechen, antwortete der Hirt; aber im Grunde verdient die Frau unsere Liebe nicht. Sie hat genug Hader und Feindschaft im Dorfe verursacht, und durch ihre böse Zunge genug geschadet; aber sie ist in der Noth, und da muß der Mensch

helfen, wo er kann. Hat doch der liebe Gott befohlen, daß wir die Feinde lieben sollen; er läßt auch die Ertoffel auf ihrem Felde groß wachsen, und das Obst in ihrem Garten gedeihen. Er läßt seine Sonne scheinen über die bösen und guten.

Da schwieg der Hirt, und Pheidomenos dachte bei sich selbst: wie doch der gemeine Mann ein so richtiges Gefühl für das gute hat, und in seinem einfältigen Herzen so leicht und treffend entscheidet; und wir Gebildeten grübeln und forschen, und erwägen — und verfehlen doch am Ende den rechten Weg.

Das waren ungefähr die Gedanken, fuhr Lipten fort, welche Schiller später als Pheidomenos in zwei Zeilen ausdruckte:

denn was der Verstand der Verständgen
nicht sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!

Jetzt hatten die beiden Leutchen einen alten abgedankten Soldaten erreicht, der sich an-

strengte, einen Schiebkarren voll zusammengelesenen Holzes fortzufahren.

Soll ich Euch ziehen helfen, Vater? fragte der Hirt.

Ach, antwortete jener, ich habe nichts, Euch zu geben!

Ich wollte, ich könnte Euch noch ein par Dreier dazu geben, sagte der Hirt. Lauft nebenbei; ich will den Karren eine Strecke fortfahren, und gern bis in mein Dorf, wenn Euer Weg dorthin gehet.

Gottes Lohn! erwiederte der Invalid. Mein Weg geht da hinüber nach der Stadt. Wenn ich nur erst über den Berg bin, dann will ich Euch herzlich danken.

Jetzt spannte sich der Hirt ein, und fuhr den Karren bis an den Scheideweg. Der Invalid verließ den Mann mit Segnungen.

Pheidomenos sahe jetzt an vielen Beispielen ein, daß der Mensch mehr durch sich selbst, als durch das fremde Geld helfen und unterstützen könnte. Und er sagte zu dem Hirten: du be-

lehrest mich, daß der Arme oft mehr zu helfen im Stande ist als der Reiche. Ich habe vieles Vermögen; aber dem Manne hätte ich seine Last doch nicht damit erleichtern können.

Warum nicht? sagte der Hirt. Hätte Er dem Alten sein Holz bezahlet, und noch was drüber gegeben, warlich er hätte sein Holz hier abgeworfen, und wäre recht flink in die Stadt marschiret. Ein anderer Arme hätte dann noch das Holz aufnehmen können. Es könnte auch wohl gekommen sein, sagte er nach einigem Nachdenken, daß er das Geld genommen, und auch sein Holz fortgeschleppet hätte; aber dann wäre er nicht mehr zu beklagen gewesen, und hätte er auf der Nase liegen bleiben müssen.

Pheidomenos konnte nichts dawider einwenden; aber er sagte doch: vielleicht ist das schon der Fall gewesen, vielleicht hat ihm schon ein mitleidiger Reisender die Last bezahlt, und du hast dich doch seiner erbarmet.

Das weiß ich nicht, sagte der Hirt. Jetzt kam er mir nur hilfsbedürftig vor, und ich habe ihm geholfen, so viel ich konnte.

Als

Als Pheidomenos von dem Hirten schied, bot er ihm Geld an, damit er mehr Kraft hätte, wohlthätig zu sein. Aber der Hirt wies das Geld von sich, wie der Köhler, und sagte noch: Geld verblendet unsere Augen, daß wir den lieben Gott nicht mehr erkennen. Wer wohl thun will, braucht darum noch kein Geld! Will Er mir aber etwas für die arme Frau geben, so will ich es ihr bringen; doch nicht viel, das möchte ihr schaden.

Einige Goldstücke nahm er an, und entfernte sich von Pheidomenos, der die Bemerkung machte, daß der Mensch desto unverdorbener sei, je weniger er Werth auf das Geld legte, und daß die Begierde nach Gelde die edle Einfachheit des menschlichen Geschlechtes verdrängte, und eine Vielseitigkeit und klügliche Geschmeidigkeit erzwänge, welche die schönsten Züge des Charakters vertilgten. *)

*) Die Vermehrung unserer Bedürfnisse macht die Vermehrung des Geldgewinnes nothwendig. Und eben durch viele Bedürfnisse wird die edle Einfachheit des Menschen zerstöret. Ein griechischer Weltweise sagte: je weniger

Pheidomenos setzte seine Reise ohne merkwürdige Vorfälle bis zum Abende fort, und gelangte mit der Dämmerung an die Thore der Hauptstadt, in welcher er einige Monate sich aufhalten wollte.

Allein, wie ich sehe, sind Sie auch zum Ziele Ihrer Reise gelangt: denn Liebenthal lieget hier vor uns, schloß Lipten.

Therese sahe sich erschrocken um, und erstaunte, als Liebenthal mit seinem schönen Schlosse und dem alten Kirchthurme sich vor ihr im Thale ausbreitete. Ist es möglich! rief sie. Sind wir denn bei dem Knappenholze und dem Tafelsteine vorbei? Ach, wenn sich doch Liebenthal noch eine Stunde entfernte. Ich glaube, lieber Herr Lipten, die Dörfer laufen Ihren Erzählungen entgegen, wie es beim Orpheus die Berge und Wälder thaten.

---

wir bedürfen, je näher sind wir den Göttern. Alle die Laster und Flecken des Geistes, welche die Begierde nach Gewinn verursacht, entstellen uns dann nicht. Wir gehören uns selbst mehr an.

Kaspar lenkte schon in die Allee ein, die zum Schlosse führt, und bald hielt er vor dem Haupteingange in das geschmackvolle Gebäude.

Der Graf Beust kam mit seiner Tochter an den Wagen, und empfing die Reinwaldische Familie mit gastfreundlicher Miene und herzlichen Küssen. Als Herr Reinwald sprach: ich bin so frei, Ihnen ein par Gäste mitzubringen! antwortete der Graf freundlich: die Gäste, welche Sie mitbringen, werden mir sehr willkommen sein. Nun, Kinderchen, gehet hinauf, und erhohlt euch ein wenig, damit ihr fein tapfer beim Mittagsmahle seid!

Oben im Sale stellte Therese erst dem Grafen die Fremden unter ihrem angenommenen Namen vor, und nannte Lipten einen kleinen Zauberer, der die Wege kürzer machen könne.

Könnten Sie das, sagte der Graf zu Lipten, so wüßte ich nicht, welches Geschenk ich Ihnen gäbe. Dann sollten Sie mir die Wege nach Erlangen kürzer machen, daß mein Sohn noch heute hierher kommen könnte.

Ihr Sohn! rief Reinwald verwundert.

Ja, mein Sohn! antwortete der Graf. Mein Sohn ist wieder gefunden! Gestern habe ich einen Brief von ihm erhalten, einen Brief, der mir schon viele Freudenthränen entlockt hat. Jetzt bin ich wieder glücklich!

Und diese Freude fühlen wir alle mit! antwortete Reinwald.

Ja, sagte der Graf, mein Karl ist jetzt in Erlangen, und lernt recht viel, wie er mir versichert.

Die Herren haben in Erlangen auch recht vieles gelernt, sagte Therese, und denken Sie, gnädiger Graf, heute noch wollen Sie fort, um in Erlangen mehr zu lernen.

In Erlangen studiren Sie? fragte der Graf hastig. O, da kennen Sie vielleicht meinen Sohn. O, Sie dürfen heute nicht fort. Sie müssen mir von ihm erzählen!

Wenn ich doch Sie, gnädiger Herr Graf, durch eine Nachricht von ihm beglücken könnte, sagte Reifenstahl; aber ein junger Graf Beust ist mir unter den Studierenden nicht bekannt.

Er hat seinen Namen abgelegt, sagte der

Graf. Daran habe ich vorhin gar nicht gedacht, ich war zu begierig, etwas von meinem Sohne zu hören. Er nennet sich Knabe, und zwar darum, (schrieb er mir) weil er wie ein Knabe gehandelt hätte.

Knabe, antwortete Reifenstahl, ist mir sehr gut bekannt. Ich kann Ihnen versichern, daß er von allen, die ihn kennen, geschätzt und geliebet wird.

Wie heiter wurde des Grafen Blick, wie gerührt sahe er gen Himmel, und wieder auf den jungen Baron Reifenstahl mit einem Auge, das väterlichen Segen ertheilte. Dann fragte er weiter: da kennen Sie vielleicht auch einen jungen Mann, mit Namen Lipten.

Dem Namen nach ist er mir bekannt, antwortete Lipten, und erröthete.

Das ist der Retter meines Sohnes, sagte der Graf im höchsten Ausdrucke des Entzückens. Stände er jetzt vor mir, wie Sie vor mir stehen; ich wollte ihn wie ein Vater in meine Arme schließen, und an mein Herz pressen!

Und als er so sprach, breitete er die Arme

aus, als wollte er den Retter seines Sohnes schon umfangen, und edele Herzen an einander schlagen lassen.

Therese schob Lipten schnell gegen den Grafen, und rief: da haben Sie ihn. Er ists selbst; er heißt nicht Bauer, er ist der edle Lipten!

Wie kann ich mit Worten das Entzücken des Grafen beschreiben, wie er Vaterthränen vergoß, wie er ohne Sprache den guten Lipten in die Arme schloß, mit welchem Ausdrucke er dann ausrief: mein zweiter Sohn! mein väterlicher Segen ruhe auf Ihnen!

Alle Anwesende wurden gerührt, Mathilde trat an das Fenster und weinte, Natalie folgte ihr, fiel ihr um den Hals, und beide Freundinnen theilten sich durch stumme, aber bedeutende Thränen ihre Gefühle mit. Reifenstahl wurde ängstlich, ergriff Theresen bei der Hand und führte sie an das entlegenere Fenster.

Was haben Sie gemacht! sagte er zu ihr leise. Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten; ich werde auf der Stelle das Schloß verlassen.

Freund, sagte Therese lächelnd, haben Sie denn ein böses Gewissen? Nun, dann will ich Sie nicht verrathen. Wenn Sie aber mit ihrem Namen gute Handlungen verbergen wollen: so ist das zwar von Ihnen edel; aber ich werde darum nicht verächtlich, wenn ich Ihren Namen laut nenne. Das gute muß bekannt werden!

Reifenstahl erwiederte aber: gute Menschen müssen doch ihr Versprechen für heilig halten. Sie haben uns selbst unter andern Namen vorgestellt, und —

Still! sagte Therese, ich kann nicht philosophiren, und weiß nicht, ob die strengen Sittenrichter mich tadeln können; aber das weiß ich, daß mein Herz mir gar keine Vorwürfe über mein Betragen macht.

Der Graf Beust unterbrach ihr Gespräch, er trat zu dem einzigen Fremden, und sagte: jetzt erwarte ich eine aufrichtige Antwort; wie heißen Sie denn?

Ich nenne mich Bürger, antwortete Reifenstahl.

Mit Vorbehalt der Wahrheit! setzte der

Graf dazu. Nein, nein, Kinder, schenket mir reinen Wein ein! Ich bin mißtrauisch gemacht worden. Mein Sohn Lipten hieß Bauer, und der heißt Bürger! Beide Namen liegen zu nahe neben einander, daß nicht eben so gut der eine erdichtet sein sollte, wenn es der andere ist.

Jetzt sahe er Reisenstahln nachdenkend und scharf in das Gesicht, und rief: ach, mein Herr, nun kenne ich Sie! Wer Ihren Vater in der Jugend kannte, der muß Sie wieder erkennen; und mein Sohn hat Ihren Namen in seinem Briefe so oft genennet, daß mir der junge Baron Reisenstahl sehr theuer geworden ist.

Reisenstahl erröthete und sprach: wer kann sich hier noch verläugnen. Herr Graf, Ihre Bescheidenheit selbst wird für uns sprechen und uns entschuldigen, daß wir unsere Namen ablegten.

O, welche willkommene Gäste, rief der Graf seiner Gemahlinn entgegen, die jetzt in den Sal trat, welche willkommene Gäste, meine Louise. Er ergriff die jungen Männer bei der Hand, und führte sie seiner Gattinn entgegen.

Lipten stelle ich dir vor, rief er, und den Baron Reisenstahl, die Retter und Freunde unseres Sohnes.

Thränen, mütterliche Thränen drängten sich plötzlich aus den Augen der Gräfinn vor; sie küßte die Fremden, drückte ihre Hände, und war ganz aufgelöst in Rührung.

Auch Mathilde trennte sich jetzt von Natalien, sie stürzte auf Lipten zu, umschlang seinen Hals und rief: ich kann mich nicht zurückhalten; ich muß Sie küssen, ich muß Ihnen als Schwester danken; einen Bruder haben Sie mir wieder gegeben! Sie sind sein zweiter Vater. Er hat das Leben wieder von Ihnen erhalten.

Er soll dein zweiter Bruder sein! sprach der Graf.

Natalie wurde durch diese Szenen zur Schwärmerinn; sie glaubte, eine Verklärte zu sein, und in den Gefilden der Seligen zu leben.

Der Freudenrausch, den diese Begebenheiten im höheren Sinne erweckten, verflog endlich, und ließ die heiterste Stimmung des Geistes und des Gemüthes zurück, diejenige Stimmung,

in welcher der Mensch den Werth des Lebens am reinsten und stärksten fühlt.

Man setzte sich zur Tafel, und führte unterhaltende Gespräche. Der Graf verbat sich zuvor, ihn der Begebenheiten seines Sohnes wegen zu fragen. Mein Vaterherz, die Bescheidenheit dieser Männer und die heutige schöne Stimmung unserer Gesellschaft erlauben es nicht, Vorfälle hervorzurufen, die unangenehme Gefühle erregen, wenn sie gleich zuletzt zu einer frohen Ueberraschung sich vereinigen, sagte er.

Therese versuchte, das Gespräch auf Liptens Erzählung von Pheidomenos zu bringen, und bat ihn, die ganze Erzählung zu wiederhohlen.

Des Grafen Erwartung wurde gespannt, Herr Reinwald bat den guten Jüngling, Natalie suchte durch einen bittenden, holden Blick ihn zu bewegen, aber Lipten sprach:

Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihren Wunsch, der mich hinlänglich belohnt und ermuntert, nicht erfüllen kann. In meine Erzählung hatte ich Laune zu verweben gesucht, ich war leicht gestimmt, und mahlte einen leichte

finnigen Menschen, der Entschlüsse faßte, und immer fehl griff und fehl schloß, der sich hinreißen ließ von dem ersten Gedanken, ohne ihn zu überdenken. Ich wollte zeigen, daß Vermögen in der Hand so eines Menschen eben so gefährlich, wie Licht in der Hand eines Kindes sei, indem er sich und andern dadurch schadet. Jetzt ist mein Sinn feierlicher gestimmt, ich bin wehmüthig geworden. Vor meine Seele tritt das Bild des Menschen, wie die Entscheidung seines Schicksals ein einziger raschgefaßter Entschluß, eine kleine Unbesonnenheit, ein Werk des Augenblickes ist; wie eine Zeitsekunde entscheidet, ob er untergehen oder emporstreben soll; wie er im früheren Alter schon durch Lebensdornen dringen, der Lüste Sumpf umgehen, der Leidenschaften jähe Abgründe vermeiden muß, ehe er nur zu dem Vorgebirge der guten Hoffnung gelangt, und dann in die offene See des bürgerlichen Lebens sticht, die ihn sehr oft an Felsen schleudert.

Diese Stimmung herrschte freilich nicht in Ihrer unterhaltenden Erzählung, sagte Herr

Reinwald. Ich kann errathen, wodurch sie entstanden ist. Aber hinweg mit diesen Gedanken, sie sind die Mutter der Schwermuth. Therese mag Ihr Mährchen erzählen. Sie helfen ein, und gewöhnen sich unterdeß wieder an Ihren launigen Vortrag. Dann werden Sie gewiß fortfahren können.

Lipten gestand zu, daß dieser Versuch entsprechen könnte, und forderte Theresen auf, recht heiter zu sein, und lebhaft zu erzählen.

Therese fing an, und erzählte mit so vielem Witze und so lebhafter Darstellung, daß jeder trübe Gedanke bei Lipten scheinbar verscheucht wurde.

Als sie bis an die Thore der Hauptstadt in der Erzählung gekommen war, sagte sie: nun, lieber Herr Lipten, übergebe ich Ihnen den Pheidomenos nebst Stocke und Dolche; quartiren Sie ihn in ein gutes Gasthaus ein, und lassen Sie ihn immer klüger werden.

Er zog in die Krone der Stadt ein, fuhr jetzt Lipten fort: wenigstens war eine Krone über der Thür angebracht, groß genug,

daß sechs Köpfe darunter kriechen konnten. Es gefiel ihm hier recht wohl, und er hatte sogar das Glück, gerade über der Krone zu wohnen. Seine Schätze hatten ihn auch über alle Kronen der Erde erhöht, und doch hatte er nicht nöthig, die Lasten derselben zu fühlen. Eine Versammlung von Freunden der Humanität, oder eine Gesellschaft, die sich Harmonie nannte, fand er hier zwar nicht, denn damals war die Humanität noch nicht in den Gasthofsal und die Harmonie noch nicht aus den Familienhäusern gezogen. Ich meine aber nur jene Stadt. In dem Gasthofe wurden jedoch viele Bälle gegeben und Picknicke veranstaltet, wo man das Leben auf Pränumeration genoß, und dem Tode bald eine größere, bald eine kleinere Summe von dem schuldigen Opfer abzahlte; darum konnte unser Held das Leben recht schnell genießen, und gut verbrauchen. Das fühlte er auch recht tief, und beschloß, hier lange zu bleiben, besonders da er viele Zeit zu Beschauung der Merkwürdigkeiten nöthig hätte: denn durch das Ausschlafen nach der Leibesanstrengung beim Tanze,

durch das gemächliche Verdauen am Spieltische nach der reichlichen Mahlzeit, durch das geduldige und höchst nöthige Abwarten der Sonnenblicke nach dem Nebel des Weinrausches wurde kaum eine Stunde des Tages seiner Besonnenheit gelassen, und diese mußte er noch anwenden, mancherlei Besuche bei interessanten Personen zu machen, denen er sich als einen artigen Menschen empfehlen wollte. Es war nur gut, daß er sich in den ersten Tagen Geld genug aus den Bäumen geschlagen hatte, in den letzten würde er schwerlich dazu Zeit gehabt haben.

In dem Gasthofe lernte er an der Tafel einen Menschen kennen, der die Bescheidenheit selbst war, und durch die gefälligste Gewandheit eine nicht gemeine Bildung verrieth.

Ueberall suchte er bei Pheidomenos das Herz anzubauen. Wäre das ihm geglückt, so hätte er es mit lauter Weinbergshüttchen besäet, in denen man nur sich aufhält, wenn die Trauben reif sind, im Winter aber die Weinpfähle aufbewahrt und sie zuschließt. „Ich komme nur hierher in den Gasthof, sagte er einmal, um

den Menschen hier kennen zu lernen; übrigens bin ich Freund der Häuslichkeit, und habe eine starke Familie, ohne ihr Vater zu sein."

Pheidomenos bat sich Erklärung darüber aus, und Alwin, so nannte sich der junge Mann, sagte: das kann ich Ihnen nur erklären, wenn Sie mich besuchen.

Pheidomenos Neugierde stieg so, daß er nach aufgehobener Tafel den herrlichen Alwin zu besuchen wünschte; aber dieser bestimmte den andern Morgen zur Annahme des Besuches, weil ihn dringende Geschäfte heute abhielten, zu Hause zu sein. Am andern Morgen fuhr Pheidomenos zu Alwins Wohnung, die in einem unansehnlichen Hause bestand. Alwin kam ihm bis an die Hausthür entgegen, und sprach: ich muß Sie etwas vorbereiten: Sie finden hier keine P r a c h t* in meinem Zimmer, keinen S c h m u c k* der Wände, keinen Ueberfluß des Hausgeräthes, aber etwas, das gewiß ihr Herz treffen wird; das der Schmuck der Menschheit sein sollte.

Pheidomenos trat jetzt in ein Zimmer, in dem viele junge Mädchen umher liefen, um einen

Tisch zum Frühstücke zu ordnen; andere saßen dort und arbeiteten, und eine alte Frau gab auf sie acht.

Sehen Sie, das ist meine Familie, sagte Alwin. Diese Kinder haben keine Aeltern mehr, und werden unter meiner Aufsicht und von mir erzogen. Ich könnte freilich nicht viel für sie thun, wenn mich nicht andere Menschenfreunde unterstützten. Doch dieses ist noch etwas geringes gegen das Hauptwerk, das ich angefangen habe. Darauf ging er zu seinem Pulte, schloß es auf, und nahm einen Bogen vor. Auf diesem waren nicht allein die Namen einer großen Menge Wittben und armer Familien geschrieben, sondern es war auch aufgezeichnet, wie viel ein jedes nach Umständen zu seinem Unterhalte höchst nöthig hätte.

Alwin sagte jetzt: sehen Sie, so muß man verfahren, wenn man wahrhaft wohlthätig sein will! In Hospitäler und Armenhäuser kommt meistentheils die Hefe des Volkes, aber tausend andere Arme schmachten im Elende, weil sie so unglücklich sind, vornehm zu sein. Daher habe

ich

ich alle im stillen leidende, verarmte Familien aufgesucht, mich genau nach ihrem Hausbedarf erkundiget, und dann mit Beihilfe großer Menschenfreunde ihnen, ganz in der Verschwiegenheit, die nöthige Unterstützung gegeben.

Da umfaßte Pheidomenos den herrlichen Alwin, und rief: unterstützen Sie so viel Sie können; Geld sollen Sie von mir bekommen, so viel Sie nöthig haben! Eilen Sie jetzt mit mir nach Hause, Sie sollen alles haben, was jetzt in meiner Kasse ist!

Alwin gestand mit Entzücken, daß er sich nicht zu diesem frohen Geschäfte nöthigen lasse, und fuhr mit Pheidomenos in den Gasthof. Hier erhielt er alles, was in einer Chatulle lag. Daß es viel gewesen sei, kann ich wohl glauben: denn Alwin mußte sich nach Hause fahren lassen.

Pheidomenos machte gleich nach der Tafel einen Spazierritt nach hohlen Bäumen. Warum? brauche ich nicht zu sagen. Aber es wird gleich ein anderes Warum? gesetzt werden müssen, welches nicht so leicht zu beantworten ist.

Pheidomenos gerieth nemlich in Schrecken, als kein Baum Geld hervorquellen ließ. Da fragte er sich bestürzt: warum ist die Zauberkraft von dem Stocke gewichen? Die Frage war ihm leichter als die Antwort: denn er konnte sich's gar nicht denken, daß er sein Geld mißbrauchet habe. Er wünschte den alten Ahnherrn doch ein wenig zu sprechen, und besahe den Dolch. Aber die Spitze sahe zu drohend aus. Der Held mochte sie nicht gegen das Herz stark stoßen.

Aber, dachte er, was hilft dir der Dolch ohne Gebrauch, was hilft dir der Stock ohne Kraft, was hilft dir das Leben ohne Geld? Rasch zugestoßen! Kommt der Alte nicht zu dir, so kommst du zu ihm!

Auf Leben oder Tod wollte also Pheidomenos zustoßen; aber es ging ihm, wie den meisten Menschen: er gewann das Leben lieb, als er es verlieren sollte, und warf aus Verdruß den Stock und den Dolch von sich. Doch in dem nemlichen Augenblicke gereuete es ihn wieder. Das Wörtchen vielleicht, der Grundstein zu manchem Luftschlosse, versöhnte ihn mit

dem Stocke schnell. Er suchte ihn; aber dieser war mit dem Dolche — verschwunden. Trostlos irrte Pheidomenos umher, bis er seinen herrlichen Alwin die Straße daher reiten sahe. Er eilte auf ihn zu, er beschloß sein Geheimniß ihm zu entdecken, und seinen Rath zu benutzen. Alwin ritt aber vor ihm vorüber, und rief: adjeu, du Dummkopf! Vielleicht wirst du klüger sein, wenn wir uns wieder sehen! Dann gab er dem Pferde die Spornen, und sprengte fort.

Pheidomenos wurde fast rasend. Er konnte sich nicht erklären, wohin des Freundes harte Rede ziele. Er hielt ihn gar für den alten Goldmacher mit dem starkduftenden Blumenstrauße. Sich aus dieser Ungewißheit zu reißen, ging er nach Hause, um Erkundigungen über den herrlichen Alwin einzuziehen. Jetzt fiel es ihm also erst ein, daß er sich neulich vorgenommen hatte, nachzufragen, zu überlegen, zu prüfen, zu erwägen, zu beherzigen und dann erst zu geben.

Er kam in den Gasthof, er fragte hastig alle gegenwärtige, er hörte nur ein Urtheil,

daß Alwin ein Gauner sei, daß man ihn hier gelitten habe, um ihn zu beobachten, daß er aber heute Nachmittag abgereiset sei, um manchen Entdeckungen wahrscheinlich zu entgehen.

Jetzt konnte sich Pheidomenos erklären, warum der Stock nicht mehr Geld aus der Erde zaubern wollte. Er büßte seine Thorheiten* dadurch, daß er alles verkaufte, was er von Werthe bei sich hatte, und zu Fuße nach Hause eilte, um wo möglich sein väterliches Erbe zu retten: denn es hätte leicht in Stein verwandelt sein können. Zum Glücke war der Prediger ein vernünftiger Mann gewesen, und hatte in einem Briefe dem jungen Menschen vorgestellt, daß er sein Vermögen lieber in klingender Münze, als in Stein verwandelt, der Zukunft aufbewahren möchte. Der Brief war nicht an den rechten Ort gelangt, dafür gelangte Pheidomenos zu rechter Zeit an dem rechten Orte an. Als er durch das arkadische Dorf ging, kehrte er wieder im Wirthshause ein, und erkundigte sich nach dem beglückten Brautpare.

Da sagte ein alter Bauer: die Leutchen sind

längst getraut worden; aber sie werden nicht glücklich leben. Das Geld hat sie verdorben. Es entstand schon ein kleiner Zwist unter ihnen selbst. Er wollte das Geld haben, und sie behauptete, ihr gehöre das Geld, denn der fremde Herr habe es in ihre Schürze geschüttet. Da standen viele neidische Nachbarn um sie, die ihnen den friedlichen Genuß nicht gönnten, und sich an der Uneinigkeit ergötzten. Darum traten einige auf die Seite der Braut, und andere auf die Seite des Bräutigams. Aber beide wurden doch einig, denn der Bräutigam gab nach. Nach der Trauung mußte die junge Frau vom Neide viel ausstehen; da wurde auf einmal aus dem freundlichen Röschen ein mürrisches, verdrießliches, zänkisches Weib, und das Mädchen, das alle Menschen liebte, hat als Weib die Menschen hassen gelernt. Hätte doch der Herr sein Geld behalten!

Das war die Geschichte von Pheidomenos, der sich nun wieder Sparpfennig nannte, sagte Lipten. Ist sie nicht nach Wunsche ausgefallen: so bittet der Dichter um Nachsicht.

Da antwortete Herr Reinwald: mir hat sie genüget, und hat auch genug bewiesen, daß Therese Sie wieder auf den verlassenen Weg geführet hat. Aber eine Bemerkung werden Sie mir erlauben, lieber Herr Lipten. Sie erzählten beim Anfange der Fortsetzung mehr mit satyrischer als mit froher Laune, und mischten sogar Bitterkeiten mit ein. Ist das nicht der Gang des menschlichen Geistes, der getrübt und über die Uebel der Menschheit schwermüthig gemacht, jetzt wieder zu froher Laune emporgerissen wird? Die vorige Stimmung ist nicht aufgehoben, sie ist unterdrückt, und blickt mit Bitterkeiten vor; sie gleicht einem Gerstenkorne, das man in das Mark eines Nelkensenkers schiebt; es keimt und treibt — in den Stengel der Nelke hinan, bis er endlich erstickt. So ging es auch in Ihrer Erzählung; zuletzt waren Sie ganz sich gleich, und erzählten an der Tafel, wie auf dem Kutscherbocke.

Lipten fand dieses wahr, und dankte Herrn Reinwald, daß er ihn auf den Gang seiner Stimmung aufmerksam gemacht habe.

Nach aufgehobener Tafel ging die Gesellschaft in ein anstoßendes Zimmer, welches durch eine Thür auf die höchste Terrasse des Gartens führt. Auf einem marmornen Pfeilertische waren Goldstücke und Silbermünzen hingezählet; auch mehrere Briefe lagen dabei. Therese sahe dieses, und wurde neugierig zu wissen, wozu dieses Geld bestimmt wäre? Eine Folge ihrer Lebhaftigkeit. Sie war listig genug, ihre Neugierde dem Blicke des Grafen entziehen zu wollen, und sie hinter eine scherzhafte Frage zu verstecken Sie sagte nemlich: darf ich das Geld einstreichen?

Der Graf strich mit der Hand über Theresens Angesicht, und sprach: mein Töchterchen, du darfst nicht alles wissen! Hier zu Lande antwortet man auf eine Frage, durch welche die Neugierde ein wenig hervorkuckt, ganz kurz: so fragt man die Bauern aus! Dieses Geld ist die Aussteuer für ein h ü b s c h e s Mädchen. Wenn du nun glaubest, daß du auch zu den hübschen gehörest, so streiche das Geld ein.

Unter die häßlichen gehöre ich auch nicht,

sagte Therese. Aber meine jungfräuliche Bescheidenheit gestattet mir nicht, das Geld einzustreichen.

So will ich es für dich einstreichen, sagte der Graf. Gieb mir deine kleine Lächerlichkeit oder deinen Ridikül her.

Therese gab mit einiger Verweigerung dem Grafen ihren Arbeitsbeutel, denn sie sagte: gnädiger Graf, Sie gestehen also, daß ich hübsch, wohl gar schön sei. Aber dann habe ich kein Geld nöthig. Von einer Vorschrift meines alten Schreiblehrers habe ich wohl hundert Mal abgeschrieben: Schönheit ist der Mädchen größte Aussteuer! *)

---

*) Ich werfe für meine Leserinnen bei dieser Gelegenheit die Frage auf: ist Schönheit wohl wünschenswerth? Eine Beihilfe: wir haben gern unser Hausgeräth, unsere Werkzeuge, unsere Wohnung mit Schönheit verbunden. Schönheit erregt also in uns ein reines Wohlgefallen, ohne auf andere Zwecke weiter zu sehen. Wir selbst suchen durch unsere Kleidung ein wohlgefälliges äußere uns zu geben, und alles von uns zu entfernen, was einen unangenehmen Eindruck auf den andern machen könnte. Warum sollten wir unserm Gesichte nicht auch das wünschen, was wir sogar an einer Nadelbüchse gern sehen? Aber heben Sie

Natalie ärgerte sich über diese Rede, sie wiederhohlte die Worte eines Dichters: keine Schönheit deckt die Blöße mißgeschaffner Seelen zu.

Natalie, du wirst mich doch nicht zur mißgeschaffenen Seele machen! sagte Therese scherzend.

Ich beziehe es nur auf den Gedanken in deiner Vorschrift, antwortete Natalie, und meine, daß eine edle Seele die beste Aussteuer eines Mädchens sei.

Du weißt ja noch gar nicht, wie ich Schönheit mir denke, erwiederte Therese. Der Mensch bestehet aus Körper und Geist; beide Stoffe können Schönheit besitzen.

---

mir die Bedenklichkeiten, meine Leserinnen: Schönheit ist am vergänglichsten. Schönheit ist am meisten der Verführung ausgesetzt. Schönheit bestimmt nur den Werth der Dinge, die der Schönheit wegen da sind; aber eine schöne Uhr ist darum noch keine gute; ein schönes Pferd ist darum noch kein brauchbares; ein schöner Stuhl ist darum noch kein bequemer und ein schönes Mädchen ist darum noch nicht —?

Daraus wird sich erklären, in wie fern Schönheit wünschenswerth sein kann.

Gut herausgeredet, sagte der Graf; wenn nur nicht das Wort hübsch auch mit gebraucht worden wäre, das gehet, denke ich, nur dem Körper an. Nun, schöne Seele, hier nimm das Geld, und lies diesen Brief einmal laut vor.

Der Graf gab ihr einen Brief, sie las:

Ich habe in dem wöchentlichen Anzeiger eine Aufforderung von Hochdenselben gelesen. Sie wünschen, daß Menschenfreunde einen Mann unterstützen mögen, der aus Liebe zu seinen Ältern sich im größesten Elende befindet. Wenn Sie sammeln, kann man ohne Bedenken geben. Ich übersende Ihnen, was ich jetzt habe, zwanzig Louisd'or, und wünsche, daß der Empfang dem Manne so viel Vergnügen mache, als mir das Geben.

N. N.

Aber, sagte Therese, das Geld gehöret ja jetzt mir. Sie haben mit deutlichen Worten gesagt: ich will es für dich einstreichen.

Ich werde wohl noch dein Sprachlehrer sein müssen, antwortete der Graf. Für dich kann

wohl zu deinem Besten; aber es kann auch statt deiner heißen. Und die letzte Erklärung lasse ich gelten: denn ein jeder Mensch ist der beste Erklärer seiner Worte.

Weil das Geld für einen armen Mann bestimmt ist, sagte Therese, so will ich weiter keine Ansprüche darauf machen. Sonst aber hätte ich meinen Vater zum Beistande genommen. Wenn ich Sie recht verstehe, soll ich das Geld dem armen Manne bringen, und seine Engelinn werden, wenn es weibliche Engel giebt.

Daß doch die Mädchen so stolz auf ihre Weiblichkeit sind! sagte der Graf. Auch nach dem Tode wollen sie als weibliche Wesen fortdauern.

Ja, sagte Therese, die Mädchen werden manchmal Engel genennet. Das wäre ja recht ungereimt, wenn man ihnen einen männlichen Namen gäbe, und die Engel keine weibliche Wesen sein könnten.

Unter Engel denken wir uns sanfte, weiche Wesen, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, sagte Herr Reinwald. Mache davon die Anwendung.

Höre Therese, sprach jetzt die Gräfinn, dich

mag ich eben darum keinen Engel nennen. Du nimmst mir dieses nicht übel. Wenn wir wünschten, daß uns ein Engel erscheinen möchte, wir würden ihn gewiß nicht mit schwarzen, feurigen Augen, vielweniger mit froher, muthwilliger Laune sehen wollen. Nur das sanfte, zarte, weiche gehöret nach unserer Vorstellung dem Himmel an. Ein blaues Auge, in dem sich der Himmel aufschließet, ein Antlitz, heiter und mild wie ein Frühlingsmorgen, lieblich, wie eine aufbrechende Rose, bescheiden, wie der still hinwandelnde Mond, eine Sprache, die, wie Harmonikatöne, den Menschen sich selbst vergessen macht, und ihn nur Gefühl seiner Seele sein läßt *), das alles fordere ich von einem Engel.

Wohl! erwiederte Therese, ich will mich nicht zu den überirdischen erheben, und darum heute —

---

*) Die Töne der Harmonika und besonders des Euphons sind wirklich dieses zu bewirken im Stande. Der Mensch vergißt, daß er Körper ist. Er ist nur empfindende Seele. Darum wird er so weich bei diesen Tönen, darum schweigen alle Leidenschaften, darum kann er zuletzt durch die höchste Entzückung dem Körper entschweben, im eigentlichen Sinne des Wortes.

ein Werkzeug der Wohlthätigkeit werden; das ist doch sinnlich und irdisch genug gesagt!

Ja, ja, antwortete der Graf, du sollst das Werkzeug sein! Ein menschlicher Engel würde den armen Mann auch zu weich machen. — (Dabei blickte er lächelnd auf Natalien hin.) — Es ist für uns ein großer Trost, fuhr er fort, wenn im Unglücke jemand mit uns weinet; aber wenn uns ein froher Mensch weislich aufzuheitern sucht, der verdienet mehrern Dank: denn er führet uns in das Leben wieder zurück.

Erlauben Sie, daß ich auch mit dabei sein darf, wenn dem Manne das Geschenk übergeben wird? fragte Natalie. Sie entziehen mir gewiß den schönen Genuß nicht.

Gutes Kind, wie sollte ich dich zurück halten von dem reichen Genusse, sagte der Graf. Du wirst vieles dabei fühlen, du wirst tiefer fühlen als Therese, aber diese nicht weniger menschlichschön. Doch Therese soll das Wort führen, und bevor ihr in das Haus kommt, brav mit dem Gelde klimpern, daß der Mann schon froh wird, ehe ihr in die Stube tretet.

Traurig werdet ihr ihn außerdem nicht finden: denn ich habe das meinige schon gethan.

Der Graf gab Befehl zum Einspannen: denn der arme Mann wohnte in Günthers-walde, welches Dorf zwei Stunden von Liebenthal entfernet war. Mathilde und ihre Freundinnen wollten zwar zu Fuße gehen, und Lipten nebst Reisenstahln sich zur Begleitung ausbitten; aber der Graf sagte: da würden wir eure Unterhaltung vor Abend nicht wieder genießen können, und dann wäret ihr obendrein müde und schläfrig. Ich gebe die beiden Freunde euch nicht gern mit, denn ich will sie auch genießen; aber meine Erlaubniß sollen sie doch haben! Da sehet ihr, wie lieb ich euch habe. —

Therese küßte dem Grafen die Hand.

Zu viel werden meine vier Schimmel nicht zu ziehen haben, sprach er dann lächelnd. Ihr habt doch nicht schwere Herzchen?

Die Gelehrsamkeit mag wohl bei den Herren lasten, erwiederte Therese; aber desto leichter sind wir, ich und Mathilde, mit unserm leichten Sinne. Schade, daß wir noch viel

irdisches an uns haben, wir wären gewiß sonst federleicht!

Kleine Biene, du stichst ja! sagte der Graf, und schlug sie scherzend auf die Wange.

Scherzend stiegen alle in den Wagen, und scherzten fort den ganzen Weg. Therese warf Lipten vor, daß er ihr das Ausfragen heute so erschweret, und sich ein Späschen mit ihr gemacht habe.

Da antwortete Lipten: ein Späschen habe ich mir nicht mit Ihnen machen wollen; aber ich habe nach meiner Maxime* gehandelt. Es fragen viele ganz zwecklos, bloß aus Neugierde. Nun gefallen mir diejenigen, welche dann recht treuherzig beichten, eben so wenig, als die, welche grob oder wohl gar nicht antworten. Ich gehe den Mittelweg und antworte bescheiden, aber nicht mehr, als in der Frage liegt, und auch nicht mehr, als ich von mir wissen lassen will. Kann der Fragende meinen Sinn ergründen, so weiß er, wer ich bin; kann er das nicht, so braucht er auch das letzte nicht zu wissen.

Das ist nicht klug, sagte Therese. Wenn ich nun in dem Wagen zu befehlen gehabt hätte, und Ihre Antworten hätten mich beleidigt: so wären Sie nicht auf den Bock gekommen.

Da hätten Sie mich früher mit Ihren gütigen Gesinnungen bekannt machen sollen, ehe Sie mich fragten, wer ich sei? antwortete Lipten. Wenn ich nun gesagt hatte, ich sei ein Handwerksbursche, da hätten Sie mich wohl hinten aufsitzen lassen?

Nein, sagte Therese.

Wohl! erwiederte Lipten, jetzt gingen Sie also nicht auf das Ansehen der Person, sondern erbarmten sich nur des leidenden Menschen. Da brauchten Sie mich auch vorher nicht zu examiniren, wer ich sei?

Ich mußte doch wissen, ob ich Ihnen auch den Bock anbieten könnte, entgegnete Therese. Hätten Sie es nicht übel nehmen können?

Dann hätte der Grund in mir, nicht in Ihnen gelegen, erwiederte Lipten. Ich biete dem Menschen eine Unterstützung an, die ich

ihm

ihm geben kann. Fühlt er sich dadurch beleidigt, so mag er hinlaufen.

Das waren Liptens Ansichten; Herr Reinwald hatte andere, wie sich der Leser erinnern wird. Enscheidet darüber! *)

Endlich war Günthers walde erreicht. Es ist ein Dorf, das sich durch große Bauerhöfe und schöne Gebäude vortheilhaft auszeichnet. Vor einer Hütte hielt der Wagen still. Ein Mann saß vor der Thür, dessen vorstehendes Kinn, dessen eingefallene Wangen, ohne die grauen Hare, sein hohes Alter verrathen haben würden. Sein Anblick brachte den muntern Scherz der Gesellschaft plötzlich zum Schweigen: denn Todtenblässe hatte sich über das Gesicht verbreitet, die Augenlieder waren geschlossen, und verriethen nicht, daß unter ihnen der Augapfel sich wölbe. Die Hände waren gekrümmt und die Finger zusammengezogen. Die Füße waren geschwollen und mit Lappen umwunden.

---

*) Ich denke, sie können beide vereinigt werden. Lipten urtheilet als Jüngling, Reinwald als erfahrner Mann.

Ein neuer Schafpelz umhüllte die Schreckensgestalt.

Nicht weit von ihm saß ein jugendliches Weib auf der Erde. Nur ein Unterrock und ein Hemd bedeckten ihren wohlgebaueten Körper. Sie war schön gewesen, das verriethen noch wohlerhaltene Züge in dem abgezehrten Angesichte. Ein Knabe von lieblicher Bildung, ungefähr fünf Jahr alt, kam zu ihr gesprungen, brachte ihr Gänseblümchen, und rief: Mutter, hier hast du Blumen! Sie zupfte die Blättchen nach einander aus den Blümchen, und sagte bei jedem Blättchen einen Satz aus dem bekannten Sprüchelchen: er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, klein wenig, gar nicht.

Als sie das letzte Blättchen auszupfte, blieb sie bei dem Satze: er liebt mich! stehen. Dieses wiederhohlte sie mit Nachdrucke, blickte gen Himmel und seufzte. Dann streckte sie die Hände aus und weinte. — Der Knabe fiel ihr um den Hals, und rief: Mutter, Mutter, weine nicht. Ich will dir mehr Blumen bringen!

Die jungen Leute wurden von dem Weibe nicht bemerket, der alte Mann konnte sie nicht bemerken, denn er hatte den größesten Theil seines Gehöres mit dem Gesichte verloren. Jetzt kam eine alte, gekrümmte Frau aus der Hausthür. Als sie die junge Gräfinn Mathilde erblickte, traten ihr die Thränen in die Augen: ach, kommen Sie wieder? sagte sie. Sie bringen gewiß gute Botschaft, wie die Engel. Gottfriedchen, rufe Muhme Susen! Sie näht auf dem Hofe deine Hemdchen!

Darauf nöthigte sie die Fremden in die niedrige Stube zu treten. Alles war hier reinlich, und vieles neu. Hier standen ein par neue Himmelbetten, hier stand ein roth angestrichener Tisch; an der Wand war mehreres Handwerkszeug zwischen angeschlagenen Leisten gesteckt. In einem Schüsselbrete voll von Tischgeschirr stand ein Teller mit sauern eingemachten Kirschen, und einige Semmeln lagen dabei.

Das haben wir alles, wie Sie es hier sehen, dem allergnädigsten Herrn Grafen zu verdanken, sagte die Frau.

Indem trat ein junges Weib in die Stube. Sie hatte viele bescheidene und sanfte Züge im Gesichte. Es war die Muhme Suse. Sie wusch sich, nach ländlicher Sitte, zuvor die Hände, ehe sie die Fremden bewillkommte. Auch sie weinte vor Freuden, als sie Mathilden unter den Fremden erblickte, und rühmte mit Ausdrücken der Dankbarkeit, welche aus der Einfalt des Herzens kamen, die Güte des Grafen. Therese erklärte ihnen die Ursache der Sendung, und schüttete den schweren Arbeitsbeutel auf dem Tische aus. Das lassen euch gute Menschen bringen, sprach sie, und wünschen euch vieles Glück! Wendet das Geld gut an.

Ach, Sie sind's wohl selbst, die uns mit so vielem Glücke überschütten, sagte Suse. Ach, läugnen Sie's nicht, daß ich Ihnen recht danken kann!

Wir thun nichts dabei, als daß wir euch das Geld überbringen. Der Herr Graf weiß selbst nicht, wer das Gold für euch gesendet hat, sprach Natalie.

Ach, die guten Menschen wird der große Gott belohnen! rief die Alte aus.

Und beide Weiber hoben die Hände gen Himmel, und richteten ihr schwimmendes Auge so ausdrucksvoll und rührend zur Höhe, daß Therese selbst die Hände faltete.

Ach, sagte die Alte, wenn unsere Marie dieses mit genießen könnte!

Wenn doch der Vater noch sähe und hörte, erwiederte Suse, wie würde sich der gute Mann in seinen alten Tagen freuen!

Nach einer Pause fing Suse an: mein Mann ist in den Wald gegangen. Er hat eine Buche angenommen; die will er mit dem lahmen Gottfried fällen. Ich will aber hinspringen, und ihn rufen; es ist nur eine Viertelstunde hinüber!

Reisenstahl gab dieses nicht zu. Den guten Mann wollen wir in seiner Arbeit nicht stören, sagte er. Wir haben außerdem nicht viel Zeit zu verlieren, weil uns der Graf bald zurück erwartet. Doch muß ich mich erkundigen, wie sich euer Mann jetzt befindet, und ob ihr alle euch nicht mehr unglücklich fühlet.

Ach, überglücklich! erwiederte Suse. Mein Mann ist wie neu geboren! Mit jedem Tage sieht er gesunder aus, und bekommt Fleisch. Zuvor glich er dem Knochenmanne. Er hätte nur dürfen die Augen zudrücken, jedermann hätte ihn für eine Leiche gehalten. Ja, lieber Herr, vor vier Wochen hatten wir keinen so frohen Tag! Denken Sie sich, einen alten Vater, der gewartet werden muß, wie ein Kind; eine gebrechliche Mutter, die sich auch kaum forthelfen kann, eine Schwester mit einem Kinde, die verwirret ist, und an weiter nichts denkt, als an ihren entlaufenen Mann; und nun denken Sie sich nichts zu leben. Ach Gott, was für ein Jammer! Mein Mann ist kein träger Mann; er hat uns sechs Jahre mit seiner Hände Arbeit ernährt; aber jetzt in der Theurung war er es nicht mehr im Stande; die Arbeit fehlte, und wir mußten ein Stückchen Hausrath nach dem andern verkaufen, bis wir zuletzt nicht mehr wußten, wo wir morgen Brot hernehmen würden. Aber getrost waren wir doch immer: denn über uns waltet Gott, der

den Menschen gewiß nicht verläßt! Wir müssen nur das unsrige thun!

Ihr habt das eurige redlich gethan, sagte Mathilde, mehr, als man von euch fordern konnte.

Wenn wir nur mehr hätten thun können, erwiederte Suse. Gott hat uns aber durch Ihren gnädigsten Papa Hilfe geschickt zur rechten Zeit. Als dieser mich da im Hohlwege an der Straße antraf, wußte ich meiner Noth kein Ende — und das Ende kam doch bald. Jetzt sind wir reiche Leute geworden.

Gottes Segen bleibt nicht aus, sagte jetzt die Mutter, welche mit verweinten Augen an der Thür gestanden und nachdenkend vor sich hin gesehen hatte.

Die Fremden wurden durch dieses Gespräch auf die Leidensgeschichte dieser Familie neugierig gemacht, und Mathilde versprach ihnen, auf dem Rückwege so viel davon zu erzählen, als es ihr möglich wäre.

Darauf nahm die Gesellschaft Abschied von Susen und ihrer Mutter.

Ach, grüßen Sie mir den lieben Papa ja recht schön, sagte das junge Weib, und sprechen Sie, mit Worten könnte ich ihm gar nicht danken; aber den lieben Gott bäte ich alle Tage, daß er ihm alles gute tausendfältig wieder vergelte. Könnte ich Ihrem Papa die Sonne zuneigen, ich thäte es!

Sie küßte darauf Mathildens Hand, benetzte sie mit den heißesten Thränen der Dankbarkeit, und konnte nicht weiter sprechen.

Der Wagen wurde bestiegen, Suse verbeugte sich noch ein Mal vor der Gesellschaft, der Wagen rollte fort.

Unterweges erzählte Mathilde die Geschichte des armen Gottfried. Ich lasse sie vollständiger hier folgen.

Gottfrieds Vater war ein wohlhabender Bauer; der Thätigkeit seiner Hände und der Wirthschaftlichkeit seiner Frau mußte er seinen Wohlstand verdanken; ob er gleich nur ein Gut besaß, das eine mäßige Ausdehnung der Ländereien hatte. Als er in die höhern Jahre kam,

welche den Menschen in den Winter des Lebens führen, fand er in seinem Sohne die festeste Stütze. Dessen ungeachtet zog er seine Tochter, Marie, dem fleißigen, frommen Gottfried vor, und wurde so verblendet, daß er sich die größesten Ungerechtigkeiten gegen diesen erlaubte. Die Ursachen dieser Abneigung gegen einen tadellosen Jüngling müssen wir schon in dessen frühen Kindheit aufsuchen. Marie hatte einen lebhaften Geist und jene Gefügigkeit, welche sich immer nach dem Wunsche des andern richtet, und einschmeichelndes Betragen hervorbringt. Außerdem fand man mit ihren geistigen Anlagen viele Anmuth des Körpers vereint. Gottfried war gerade das Gegentheil. Seine Seelenkräfte entwickelten sich in ihm langsam, es fiel ihm schwer, etwas zu lernen; ob er gleich vielen Eifer zum Lernen zeigte, und sogar im Herbste, wenn er die Kühe im Gehölze weiden mußte, seine Schiefertafel oder seine Bibel mitnahm. Auch bei seiner Arbeit für das Haus war er langsamer als seine Schwester, aber ausdauernder. Es verdroß ihn nicht, bis in die späte Nacht zu sitzen,

wenn er an dem Geschirre etwas ausbesserte, oder aus der harten Buche ein neues Joch für die Ochsen schnitt. Was er ein Mal anfing, das vollendete er, und zeigte besonders in seinen Holzarbeiten viele Geschicklichkeit und so eine Genauigkeitsliebe, daß man die Geduld bewundern mußte, mit welcher er die unbedeutendsten Dinge so übereinstimmend und abgemessen ausgearbeitet hatte. Und wenn er nur ein Pflöckchen in das Spinnrad seiner Mutter verfertigte: so durfte keine scharfe Kante, kein unregelmäßiger Schnitt daran bemerkbar sein, und zuletzt beschabte er es noch überall mit Glase. Aber Gottfried war wortarm. Hatte er Zeit zur Ruhe, so saß er still dort, und schien den andern entweder gedankenlos zu sein, oder zu träumen. Das war nicht so. Er wiederhohlte entweder das in der Schule gelernte, oder er besann sich auf das, was seinem Gedächtnisse entfallen war, und was er doch gern behalten wollte, oder er dachte über seine Holzarbeiten nach, und ließ seiner knabenhaften Phantasie freien Lauf. Das konnten freilich seine Aeltern

nicht wissen, die ihn einen Mucker nannten, und von ihm hinweg den Blick auf das lebhafte Mariechen richteten, welches dem Vater um den Hals fiel, dann wieder zu der Mutter sprang, ihr auf jede Art schmeichelte, und zum Wohlgefallen beider ein Liedchen sang, das sie in der Schule gelernt hatte. Wenn die Aeltern den stillen Gottfried aufforderten, ein gleiches zu thun, antwortete er in der Einfalt seines Herzens: ach, laßt mich gehen! Ich habe eine Rabenstimme, und kann auch die Weise nicht merken, nach welcher das Liedchen gehet. Laßt den Mucker sitzen! sprach dann der Vater; aus dem wird nun einmal nichts! Und Mariechen legte sich jetzt liebkosend an den Schoß des Vaters, Gottfried antwortete aber mit seiner gewöhnlichen Ruhe: ach, Vater, das bin ich ja nicht! Er wollte nicht mit dem Vater rechten, aber er wollte doch seine Unschuld vertheidigen, und dieses that er mit kurzen Worten. Seine Schwester verdrängte ihn immer mehr aus dem väterlichen Herzen, und suchte sich desto tiefer in demselben festzusetzen. Gottfried war

nicht scharfsichtig; sein einfältiges Gemüth trauete niemand etwas böses zu; er war also auch nicht mißtrauisch; daher dachte er gar nicht darüber nach, wohin Mariens Betragen führen könne. Er hatte selbst seine Schwester lieb, und gönnte ihr die Liebkosungen der Aeltern von ganzem Herzen. Nur dann war er auf sie erzürnt, wenn sie ihm Vorwürfe oder Schläge zugezogen, oder eine Arbeit auf ihn geschoben hatte, die sie doch hätte verrichten sollen. Er war gegen seine Aeltern pünktlich gehorsam, und that alles, was sie ihm auflegten, mit Gleichmuth; aber dann wurde er doch finster, wenn er sahe, daß seine Schwester müßig umhertändelte und sich putzte, sobald er für sie zur Arbeit gehen sollte Kann denn meine Schwester das nicht thun? sagte er oft, und erhielt auf diese Frage die kurze Antwort, daß er ein ungehorsamer, widerspenstiger Flegel sei. Er ging und unterdrückte das Gefühl der Kränkung. Die Entzweiung der Gemüther wurde auffallender, als Gottfried an Jahren zunahm. Seine Freunde hatten ihm gerathen, von dem Vater zu ziehen. Dann würde es dieser

wohl einsehen, wie nothwendig ihm der Sohn sei, und wie wenig er an der Tochter habe. Als nun einmal durch Mariens Anstiften wieder ein langer und hitziger Streit zwischen Vater und Sohne entstand, trug Gottfried darauf an, daß ihn der Vater ziehen lassen möchte; er wollte unter fremden Leuten sein Glück suchen, vielleicht würden diese mehr mit ihm zufrieden sein.

Geh, rief der Vater, und komme mir nie wieder unter die Augen! Du bist nicht mehr mein Sohn! Ich stoße dich aus von deinem Erbe! Bei diesen Worten ergriff der Vater einen starken Stock, schlug den Sohn unbarmherzig und rief: das ist deine Mitgabe vom Vater. Nun hinaus mit dir! Darauf stieß er seinen Sohn aus der Thür. Dieser war erbittert worden; er verließ trotzig den väterlichen Hof, und schwur, nicht eher wieder in denselben zurückzukehren, als bis sein Vater ihn selbst verlangen würde.

Marie hätte bei diesem Vorfalle reuevoll weinen, und den Vater besänftigen sollen; aber sie war gerade diejenige, welche Oehl in die Flamme

goß. Ihr Bruder hatte ihr den Tag vorher alle ihre Fehler vorgehalten, und ihr besonders darüber Vorwürfe gemacht, daß sie ihm das Herz des Vaters entwende, dem Vater liebkose, und ihn doch nicht liebe; vielmehr neue schöne Mieder und seidene Tücher herausschmeicheln wolle, damit sie den jungen Burschen mehr gefalle; darüber wurde sie erbittert, und betheuerte ihrem Bruder, daß sie ihm dieses niemals vergessen werde.

Gottfried ging zu Anverwandten, welche sechs Meilen weit von seinem Dorfe wohnten, und die Schäferei eines Vorwerkes gepachtet hatten. Diesen erzählte er seine unglückliche Geschichte, und erfuhr, daß der Edelmann, dem das Vorwerk gehörte, nach einem guten Knechte sich umsähe, weil er seine Pferdezucht vergrößert hätte. Gottfried meldete sich auf dem Edelhofe, und wurde angenommen. Einige Jahre diente er um geringen Lohn als Kleinknecht; aber die Treue gegen seinen Herrn, die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bei seiner Arbeit, und sein untadelhaftes Leben machten ihn zum Lieblinge seines

Herrn, so daß er Schirrmeister wurde, und die Aufsicht über die Wirthschaft bei einem guten Lohne erhielt.

Unterdeß war Marie nicht unbemerkt geblieben. Sie war mannbar geworden, und zeichnete sich unter allen Jungfrauen des Dorfes durch ihre zarte Gesichtsbildung und ihren schlanken Wuchs sehr vortheilhaft aus, besaß die Gabe, in Gesellschaften durch Munterkeit zu gefallen und für sich einzunehmen, und machte sich besonders durch ihre schöne Stimme beliebt. Weil sie ihre Stärke im Singen fühlte, so machte sie davon klugen Gebrauch, und wußte sich überall Freunde dadurch zu erwerben. Der Schulmeister, ein großer Freund der Tonkunst, hatte sie bald unter dem Haufen der jungen Mädchen vorgezogen, und sie in die Kunst, zu singen, eingeweihet, so daß sie die schwersten Arien in der Kirche an hohen Festtagen mit lautem Beifalle vortrug.

Einst wurde sie von dem Schulmeister eines benachbarten Dorfes eingeladen, in seiner Kirche

beim Erntefeste einige Rezitative zu singen, und die wichtigsten Arien zu übernehmen. Das eitle Mädchen fühlte sich dadurch sehr geehret, sie willigte daher mit Freuden ein!

Es war ihr nicht genug, sich durch ihre Stimme auszuzeichnen, sie wollte auch unter den übrigen Sängerinnen beim Erntefeste durch erhöhete körperliche Reize verstralen. Darum bot sie jetzt alle Künste der ländlichen Gefallsucht auf, und ging den Sonnabend vorher noch in die Stadt, um mehrere seidene Bänder und andere schmückende Kleinigkeiten zu kaufen.

Sie erschien auch in Wahrheit reizend in der Kirche des benachbarten Dorfes; und erregte Aufsehen, als sie auf dem Chore vortrat, und das zugetheilte Notenblatt in der Hand hielt. Indem sie die Noten zu durchlaufen schien, und dabei flüchtige Blicke hinunter in die Kirche und hinüber auf die Nebenchöre warf, um diejenigen zu erspähen, die ihrer Schönheit durch Anstaunen huldigten, indem sie jetzt ihrer Eitelkeit fröhnte, schlug sie jemand von hinten sanft auf die

Schulter.

Schulter. Sie wendete schalkhaft den Kopf seitwärts, und wurde überrascht, als sie einen jungen Husaren erblickte, der, männlich schön und lieblich gebildet, durch den Schmuck der Uniform Reize erhalten hatte, die aller Augen ebenfalls auf ihn zogen.

Mariechen! sagte er mit einnehmender Stimme, ich werde heute mit dir singen. Wir sollen uns neben einander stellen.

Marie stand da mit verwirrtem Sinne. Sie bemerkte, daß der Husar mit besonderm Wohlgefallen auf sie sähe, und sich selbst mußte sie gestehen, daß er das nemliche an ihr wahrnehmen würde.

Als die Musik anhob, war das Mädchen noch so sehr mit Nebengedanken beschäftiget, daß sie außer Fassung gerieth, die Noten verlor, und ihnen mit dem Finger folgen mußte. Beschämt würde sie vor der Gemeinde gestanden haben, wenn ihr der Husar mit seiner kräftigen Stimme nicht beigestanden, und sie im Takte erhalten hätte. Heute hatte sie also dem jungen Krieger vieles zu verdanken, —

ihre Ehre, die er vor einer fremden, zahlreichen Gemeinde rettete. Sie dankte so gern, und war dabei so reizend, daß der Husar ausrief: Mariechen, wenn Du Dich doch alle Tage bei mir bedanken müßtest!

Da müßte Er sich ja alle Tage um mich verdient gemacht haben, antwortete Marie.

O, das würde ein wahres Glück für mich sein! erwiederte der Husar. Vielleicht verdiene ich heute noch ein Mal Deinen Dank. Darum erlaube mir, daß ich Dich nach Hause führe. Und da wünschte ich, daß ein wilder Ochs auf Dich los ginge, damit ich mich wieder um Dich verdient machen könnte. Oder ich wollte, daß Du vor Müdigkeit nicht gehen könntest, damit ich Dich in meinen Armen nach Hause tragen müßte.

Marie konnte der Bitte des phantasiereichen Husaren nicht widerstehen, besonders da er durch dieselbe ihrem geheimen Wunsche entgegen kam. Er begleitete sie zu ihren Aeltern, und hatte diese schon für sich ganz eingenommen, ehe er eine Stunde lang bei ihnen gewesen war.

Mit wenigen Worten will ich einige Züge seines Charakters hieher zeichnen, weil wir diese aufgefaßt haben müssen, um das ganze Gemählde von Gottfrieds Leiden zu vollenden.

Michel, so hieß der junge Mann, war der jüngste Sohn eines reichen Bauers aus der Nachbarschaft. In seiner Kindheit war er ein fröhlicher Knabe, voll Lebhaftigkeit und daraus fließenden Muthwillen. Er wurde von seinen Aeltern und Geschwistern zu sehr verzogen, indem sich jedes durch seine Possen unterhalten ließ, und an dem muthwilligsten Scherze des Knaben Vergnügen fand. Weil er ohne strenge Zucht, ohne Zügel und Gebiß heranwuchs, und wenig getadelt worden war: so lernte er auf seine Handlungen nicht Achtung geben, vielweniger an die Folgen derselben denken. Er wurde leichtsinnig, ob er gleich sehr viele Herzensgüte besaß. Aber diese Herzensgüte gab ihm keinen Werth, weil sie nicht durch das Andenken an die Pflicht und durch Ueberlegung und Gewöhnung sich entwickelt hatte oder ausgebildet wurde. Er war auch fähig, Bosheiten

zu begehen, weil er nie über die Rechtmäßigkeit seiner Handlungen und über die Folgen derselben nachdachte. An Arbeit, Ordnungsliebe und Gehorsam war er nie gewöhnet worden; denn seine Aeltern schonten seiner als eines Lieblingskindes, und seine Geschwister tändelten mit ihm, und überhoben ihn gern jeder Arbeit, damit er sie bei der ihrigen belustigen und unterhalten konnte. Aus Liebe zu einer wilden Lebensart, die mit glänzendem Elende innig vertrauet ist, wählte er den Säbel statt des Dreschflegels, und vergeudete seine edle Zeit durch Nichtsthun. War er bei seiner Escadron, so suchte er die Vergnügungen der Stadt möglichst zu genießen; war sein Beutel leer: so füllten ihn die Mutter oder der Vater wieder, wenn sie in die Stadt kamen. Nahm er Urlaub, so strich er bei allen Bekannten und Freunden in der Nachbarschaft umher, fehlte des Sonntags nie beim Tanze oder beim Kegelspiele, und im Herbste bei keinem Ernte- oder Kirchweihfeste. Jedermann kannte diese nichtswürdige Lebensart; aber niemand tadelte den schönen Husaren:

er gefiel durch Freundlichkeit, Geschmeidigkeit und Gefälligkeit. Man nannte ihn allenfalls eine leichte Fliege. Auch Mariens Aeltern gefiel er so sehr, daß sie bereitwillig ihr Jawort gaben, als er einige Wochen nach jenem Erntefeste um die Hand ihrer Tochter anhielt.

Gottfried erhielt weder von der Verlobung, noch von der Hochzeit seiner Schwester Nachricht durch die Seinigen; er sollte als ein ausgestoßener Sohn betrachtet und gänzlich enterbet werden. Fuhrleute, welche bei seinem Herrn Getreide laden wollten, benachrichtigten ihn von allem, was in dem väterlichen Hause vorgefallen war. Wird es mein Vater nicht einmal bereuen? sagte er gelassen. Jetzt ist er von meiner Schwester geblendet; ich will es ihm nicht wünschen, daß ihm einmal mit Schrecken die Augen aufgehen. — Mir hat der liebe Gott zu leben gegeben, ich verlange nichts von den Meinigen.

Ungefähr nach einem Vierteljahre erhielt er einen Brief von seinem Schwager mit zweihundert Thaler Geld. Michel schrieb ihm sehr

freundlich und beklagte sich über seinen Schwiegervater, daß er so hart gegen seinen eigenen Sohn sei. — „Er hat dich enterben wollen,“ schrieb er, „und hat sich auch nicht eher von „seinem Sinne abbringen lassen, als bis meine „Frau für dich gebeten hat. Ich habe das Gut, „das eigentlich dir gehört, in Kauf und Lehne „für Ein tausend Thaler genommen. Davon „sollst du zweihundert Thaler — bekommen. „Die schicke ich dir, und verspreche dir noch „aus meiner Tasche zweihundert Thaler zu geben, „wenn du dich ankaufen willst. Ich will es „gewiß wieder gut machen, was dein Vater „böse gemacht hat. —“

Das Geld erregte in Gottfrieden keine Freude. Es ist Blutgeld! sagte er. Dafür hat der Vater den Sohn verkauft. Aber es freuet mich sehr, daß meine Schwester einmal meine Schwester gewesen ist, und daß sie einen Mann bekommen hat, der so rechtschaffen denket. — Und dieses machte auch den Inhalt des Briefes aus, welchen er an seinen Schwager zurückschrieb.

Marie genoß mit ihrem jungen Manne das Leben so viel als möglich. Keine Woche verging, in welcher sie nicht auf irgend eine Art sich vergnügt hätten. Bald wurde in dem neuen Korbwagen nach der Stadt gefahren, bald wurden Anverwandte besucht, bald wurde ein kleines Freudenfest veranstaltet, wozu Gäste aus der Stadt eingeladen waren; bald tanzte das junge Ehepar in dem großen Gasthofe, der eine halbe Stunde entfernet an der Landstraße lag. Michel hatte den Abschied als Soldat genommen, zeigte aber keine Lust, die ländlichen Kleider wieder anzuziehen; er kleidete sich städtisch, und glich einem Rittergutspächter dem äußern nach. Die Pferde vor dem niedlichen Korbwagen mußten doch mit schönem Geschirre gezieret sein; dieses wurde in der Stadt bei dem Riemer bestellt, der alles englisch auf deutschem Grunde und Boden arbeitete. Das alte Haus wurde neu gebauet und erweitert, so daß für den Herrn des Gutes eine besondere Stube eingerichtet und mit städtischem Hausgeräth ausgeschmückt war. Knechte und Mägde mußten für

die jungen Eheleute arbeiten. So verlebten diese zwei Jahre vergnügt; obgleich die andern Bauern des Dorfes den Kopf dazu schüttelten, und oft fragten, wo dieses hinaus wolle?

Jetzt hatte Marie einen Knaben geboren. Michel war äußerst entzückt, und stellte ein so prächtiges Kindtaufsfest an, daß jedermann wieder fragte: wo will das endlich hinaus? Michel hatte sich aber auch die ganze Dorfgemeinde zu Feinden gemacht: denn keiner von seinen Nachbarn wurde zu diesem Feste eingeladen, sondern nur Städter und Pächter der benachbarten Landgüter.

Kaum war der Knabe ein Vierteljahr alt, als der Vater eines Morgens, ehe der Tag grauete, aufstand, seine besten Kleider anzog, den größesten Theil des vorräthigen Geldes zu sich steckte, und — das Gut verließ, nachdem er seinen schlafenden Sohn noch ein Mal herzlich geküßt hatte. Auf den Tisch hatte er mit Kreide geschrieben: "ich habe euch unglücklich gemacht. Ich gehe nach Amerika, und komme wieder, wenn ich Geld habe.

Es war ein schrecklicher Morgen, als Marie erwachte, ihren Mann vermißte und die Schrift auf dem Tische las. Sie wurde so erschüttert, daß sie ihren Verstand verlor, und verwirrt blieb. Ihre Mutter traf sie in diesem traurigen Zustande an, konnte aber nicht erfahren, warum sie weinte und die Hände rang. Sie sahe die Schrift auf dem Tische, las dieselbe, und wurde vor Schrecken von dem Schlage gelähmt, so daß sie unbrauchbar für die Arbeit wurde. Ihr Mann war es schon ein Jahr zuvor geworden, weil er das Gesicht verloren hatte. Kummervoll schleppte sich das gelähmte Weib hinaus auf das Dorf, und rief bei Gottes Barmherzigkeit die vorübergehenden Bauern und Bäuerinnen um Hilfe an. Einige gingen vorüber mit grollendem Herzen, und freueten sich unmenschlich, die stolze Familie jetzt so unglücklich zu wissen; andere wurden gerührt, brachten die Alte zurück in ihr Bett, und unterrichteten sich von allem, was vorgefallen war. Aber sie konnten auch nicht mehr helfen, als durch eigentliche Liebesdienste den Unglücklichen bei-

stehen. Sie benachrichtigten den Prediger und die Obrigkeit von dem Vorfalle, und suchten eine alte bei der Wirthschaft entbehrliche Frau auf, welche das Kind warten und pflegen sollte. Der Schulze übernahm gemeinschaftlich mit dem Prediger die Aufsicht über die Führung der Wirthschaft und die Arbeiten des Knechtes und der Mägde so lange, bis die Obrigkeit etwas verfügen würde. Doch diese mußte in kurzer Zeit das schrecklichste vollziehen; sie mußte die Unglücklichen aus dem Gute weisen, und ihnen alle Habseligkeiten nehmen, weil sich eine zu große Zahl der Gläubiger gemeldet hatte, und die Schuldenlast das gegenwärtige Vermögen sieben Mal überstieg. Unbedachtsam hatte der Vater sich nicht ein Mal einen Auszug beim Verkaufe des Gutes bedungen, und vor den Gerichten seinen Schwiegersohn von aller Zahlung frei gesprochen.

Jetzt sendete der Vater zu seinem Gottfried, und ließ ihm sagen: verlasse deine Aeltern nicht, wie sie dich verlassen haben. Gott ist gerecht, und seine Gerichte sind gerecht!

Gottfried konnte dem Bothen, der ihm die traurige Lage seiner Aeltern entdeckte, vor Schluchzen kaum antworten. Er ließ seinen Aeltern sagen, sie möchten sich etwas trösten, er wollte kommen, sobald es ihm möglich wäre. Darauf ging er zu seiner Geliebten, einem armen, aber fleißigen und frommen Mädchen.

Suse, sagte er, willst du wohl mit mir ziehen? Ich muß meinen Aeltern helfen, und für sie arbeiten; sie sind in Noth! Aber ich brauche ein Weib, das sie pflegen und warten kann. Ich verspreche dir weiter keine guten Tage, als die ich dir durch meine Liebe machen kann. Sorgen und Kummer werden wir vor der Hand genug haben. Doch der, der über uns wohnt, wird uns beistehen. — So sprach er, und erwartete mit Bangigkeit Susens entscheidende Antwort.

Ich gehe mit dir, sagte sie, und wenn du in den Tod gingest!

Ach, rief Gottfried, nun werden die Sorgen lange nicht so drücken. Nun hilfst du mit tragen!

Jetzt besprach er noch einiges mit seiner Geliebten über ihre Verheirathung, und eilte dann zu seinem Herrn, um seinen Abschied zu fordern. Allein es hielt sehr schwer, diesen zu erlangen.

Gottfried, sagte sein Herr, du hast bis jetzt immer so überlegt gehandelt. Dieses Mal handelst du unüberlegt und einem Thoren gleich. Wie kannst du so viele Menschen durch deiner Hände Arbeit ernähren? Wie bald wird dein erspartes Vermögen ausgegeben und aufgezehret sein! Dann sind nicht allein deine Aeltern hilflos, sondern du bist es selbst mit. Jetzt muß die Obrigkeit für deine Aeltern sorgen, wenn du dich ihrer nicht annimmst.

Ich soll also meine Aeltern nicht mehr kennen? sagte Gottfried. Wie werden fremde Menschen für meine Aeltern sorgen, wenn der Sohn sie vergißt. Sie haben mich freilich ausgestoßen; aber der liebe Gott hat sie mir doch zu Aeltern gegeben, und hat uns im vierten Gebothe befohlen, daß wir Vater und Mutter ehren sollen. Und der Gott, der uns das be-

fohlen hat, wird mir auch helfen nach seinem weisen Rathe. Wir haben ja fleißig in der Kirche gesungen: hofft auf den Herrn, er hilft uns gern; seid fröhlich, ihr Gerechten, der Herr hilft seinen Knechten. Nun, sagen Sie mir, wie ich fröhlich sein könnte, wenn ich wüßte, daß meine Aeltern Noth litten, und ich nichts für sie thäte. Sie haben mir das Leben gegeben; ich muß es ihnen erhalten.

Der Edelmann wollte den frommen Sohn nicht weiter zurückhalten; er ließ ihn ziehen. Aber er bekümmerte sich in der Folge nicht weiter um ihn. Ach, es giebt, leider! Menschen, welche die andern sogleich vergessen, sobald sie nicht mehr in ihrer Nähe sind.

Gottfried zog nun mit Susen zu seinen Aeltern, nachdem er zuvor mit einem Theile des ersparten Vermögens ein Häuschen in seinem Geburtsdorfe hatte kaufen lassen. Doch in welchem Zustande fand er die Seinigen! Im Hirtenhause hatten sie bis jetzt ihren Aufenthalt suchen müssen; und weil kein Raum in der engen Stube des Hirten war, der selbst viele Kinder

hatte, so waren sie auf den Boden gewiesen worden, dessen schadhaftes Dach den Regengüssen und Windstößen keinen Widerstand leistete. Die nöthigsten Kleider, einige alte Betten und nichts geltendes Küchengeschirr hatte man ihnen gelassen. Bisher waren sie von der Gemeinde mit Speisen kümmerlich unterstützet worden, jetzt, als der Sohn ankam, bekümmerte sich niemand mehr um die Unglücklichen.

Gottfried bezog sein neues Haus, im Vertrauen auf seine Rechtschaffenheit, ohne ängstliche Sorgen, und erwähnte mit keinem Worte gegen seine Aeltern ihrer vorigen Lieblosigkeit. Er suchte vielmehr sie zu beruhigen, wenn sie selbst sich anklagten, und ihn weinend um Vergebung ihrer Schuld baten. Er hatte einige Stücke Feld und einen Garten an seinem Hause, konnte sich zwei Kühe halten, und die nöthigen Erdfrüchte, z. B. Ertoffel, Rüben und Kraut für seine Wirthschaft und sein Vieh bauen. Mit einem andern Theile seines Vermögens richtete er die Wirthschaft ein, kaufte eine Kuh, und hob noch einiges auf, um den folgenden Herbst

nach der Ernte noch eine trächtige Kuh und ein Schwein zu kaufen. In der Stille ließ er sich mit seiner Frau trauen, und ging dann mit ihr auf das Tagelohn aus. Er fand überall Arbeit, jedermann nahm ihn gern: denn er war ein rechtschaffener Mann, ein fleißiger Arbeiter und ein friedlicher Gesellschafter, der mit zwei Feinden umgehen konnte, ohne mit dem einen von dem andern zu sprechen, oder nur ihren Reden voll Erbitterung einiges Gehör zu geben. Wo er mit andern Tagelöhnern zugleich arbeitete, da durfte der Herr keine Aufsicht führen: denn Gottfried erhielt alle redlich in Thätigkeit, und litt es nicht, daß die andern pflichtwidrig säumten und müßig dort standen. Dadurch erwarb er sich viele Feinde unter diesen Menschen, welche ihn auf jede Art bei dem Herrn der Arbeit verdächtig zu machen suchten, und bisweilen ihren Zweck erreichten.

Beide Eheleute verdienten so viel, daß sie ihre Aeltern ohne Sorgen ernähren konnten, und freueten sich oft des Abends, wenn sie vor der Thür bei einander saßen, über den glücklichen

Fortgang ihres schweren Unternehmens, und dankten mit Rührung dem segnenden Vater im Himmel.

Auch seine müßigen Stunden wußte der fleißige Gottfried zu seinem Gewinne zu benutzen. Er bearbeitete dann sein eigenes Feld, oder er verfertigte allerlei hölzerne Geräthe für den Landmann. Dadurch war er im Stande, einige ersparte Groschen von Zeit zu Zeit zu sammeln.

Vier Jahre lang hatte er so rühmlich gewirket, freudig seinen Bissen mit den Aeltern, der beklagenswerthen Schwester und dem heranwachsenden Knaben getheilt, und hatte sich stets zufrieden mit sich selbst zur Ruhe gelegt, als ein Wölkchen des Unglücks sich über ihn zusammenzog, und nach und nach zum dunkeln Ungewitter sich ausbreitete. Die Ernte fiel dürftig aus; die Preise des Getreides stiegen, das Tagelohn reichte nicht immer zum Brote zu. Gottfried hoffte auf bessere Zeiten, und sagte stets, wenn er einige Groschen von seinem ersparten Nothgelde nahm: so Gott will, kann dieser Groschen zum Thaler werden, wenn ich ihn einmal wieder einnehme.

Der

Der Winter war vergangen. Gottfried und sein Weib hatten die drückendern Sorgen des Lebens kennen gelernet; aber die biblischen Sprüche, welche sie in der Jugend gelernet hatten, traten dann deutlicher und tröstender in ihrem Gedächtnisse vor, und bestärkten in ihnen das Vertrauen auf Gott. Der Frühling fing an; neues Leben, neue Reize erhöheten die Freude lebender Geschöpfe, aber diese so anmuthige Jahreszeit brachte keine Freude der guten Tagelöhnerfamilie. Suse wurde von einem Knaben entbunden, der durch sein Daseyn in dem Vater die frohen, zarten Gefühle erweckte, welche in allen Vätern, sie mögen Fürsten oder Tagelöhner heißen, entstehen. Allein das Kind starb bald nach der Taufe, und Suse verfiel in eine gefährliche Krankheit. Gottfried mußte jetzt entweder seine Arbeit aufgeben, um seine Frau nicht nur pflegen, sondern auch ihre häuslichen Geschäfte übernehmen zu können; (aber woher sollte er Brot bekommen?) oder er war in die traurige Nothwendigkeit versetzt, sein Tagelohn mit einer Wärterinn noch zu theilen. Er

wählte das letzte. Sein Fleiß verdoppelte sich. Er arbeitete die halbe Nacht hindurch vor Susens Bette an hölzernen Geräthschaften, schlief wenige Stunden, und eilte früh wieder zu dem gewöhnlichen Geschäfte bei einem Bauer. Suse wurde durch die treue Pflege ihres Mannes und durch gehörige Heilmittel, welche ein Arzt vorgeschrieben hatte, wieder gesund; sie trat ihre häuslichen Geschäfte wieder an; aber mit Seufzen, — denn die wenigen Vorräthe waren aufgezehrt, das ersparte Geld war gänzlich zugesetzt. Gottfried gestand ihr, er habe einen Scheffel Roggen schon geborgt, und sei in der Apotheke die Arzneien auch noch schuldig. Die Getreidepreise waren indeß immer höher gestiegen, die Ausfuhr hatte die ganze Gegend brotarm gemacht; es hatten schon viele Familien zum Bettelstabe gegriffen, und Gottfrieds Verdienst reichte auch nicht mehr zum Brote zu. Die Mahlzeiten wurden kärglicher eingerichtet; es schmerzte aber den guten Gottfried im Herzen, daß er seinen Aeltern und seiner Schwester das Brot *zuschneiden* und oft sagen

mußte: mehr dürfen wir heute nicht essen, sonst müssen wir morgen hungern. Um seine Schulden zu bezahlen, entschloß er sich endlich, eine Kuh zu verkaufen. Er verkaufte sie vortheilhaft in die Stadt, machte sich von Schulden frei, und kaufte für das übrige Geld Getraide. Den folgenden Sonntag hatte er dasselbe auf der Mühle gemahlen, und auf einem Schiebekarren nach Hause gebracht, als er seinen Pelz aus einem alten Kleiderschranke nahm, ihn anzog, und über Frost klagte. Wenn er nur nicht krank wird, dachte Suse; aber sie ließ ihre bange Besorgniß den Mann nicht merken, um ihn nicht zu betrüben. Allein Gottfried hatte schon einige Tage vorher gefühlt, daß er krank sei; er hatte die größesten Schmerzen überwunden und unterdrückt, um seine Frau nicht zu ängstigen; doch jetzt konnte er nicht mehr schweigen, er gestand, daß er krank sei, und legte sich ins Bette, aus welchem er erst nach acht Wochen wieder aufstand. Er stand zu neuen Leiden wieder auf. Seiner zu schonen hatte Suse ihm von allem nichts gesagt, was vorgefallen war. Ihre ein-

zige Kuh war an der Viehseuche gefallen, ihre Kleider waren verkauft, ihr Hausgeräth war verschleudert. Sie selbst hatte nicht arbeiten können, sie hatte sich nicht von ihrem Manne entfernen wollen und können. Er, die Stütze der Familie, durfte nicht vernachlässiget werden. Aber durch welches Mittel hätte sie Labung für den Kranken erhalten sollen? Durch Geld, welches sie nicht verdienen konnte. Sie mußte ihre geringen Habseligkeiten in Geld verwandeln.

Gottfried war noch zu sehr entkräftet, als daß er hätte auf Tagelohn ausgehen können; es war aber nunmehr seiner Frau möglich, Arbeit für sich anzunehmen. Allein diese konnte sie nicht finden. Die Bauern hielten keine Tagelöhner mehr, weil alles theuer war, und die rege gemachte Gier nach Gewinne sich auch bis auf das Brot ausdehnte, welches die Tagelöhner erhielten; andere, die noch arbeitender Hände bedurften, hatten sich schon mit Arbeitsleuten versehen; auf Gottfrieds Genesung hatte man nicht gerechnet — und man hatte den redlichen Mann vergessen.

Die Theurung stieg immer höher, die armen Leute mußten alles verkaufen, was sie verkaufen konnten; sogar die Betten, das letzte, was der Mensch von sich stößt, mußten sie verschleudern, um sich doch wenigstens mit halber Sättigung auf das Strohlager hinstrecken zu können.

Werfet nur einen flüchtigen Blick in die Hütte der Unglücklichen. Hier lagen die Aeltern, kraftlos und elend, hier saß Marie mit verwirrten Haren, und streckte einen Arm nach ihrem entwichenen Manne, den andern nach Brote aus; hier weinte ihr kleiner Knabe, und brach die Blätter von dem wilden Flieder, um sich zu sättigen; hier stand Gottfried trostlos, mit blutendem Herzen, er konnte den schmachtenden kein Brot geben, er hatte alles verkauft; nur nicht das Bett, auf welchem seine Aeltern schliefen und die Kleider, in welchen er zum Abendmahle ging. Er war entschlossen, zu seinem ehemaligen Dienstherrn sich zu schleppen, und diesen um Unterstützung zu bitten, und rieth seiner Frau, daß sie sein Abendmahlskleid unterdeß für Brot an irgend einen Bauer verpfänden

möchte. Suse war bekümmert um ihren Mann; er hatte noch nicht Kräfte zu einer Reise von sechs Meilen; er hatte keinen Reisepfennig, er hatte nicht ein Stück Brot, das er in die Tasche stecken konnte. Sie schlich noch des Abends zu einem reichen Bauer, bot ihm das Kleid an, und forderte dafür nur ein halbes Brot. Der Bauer wurde durch den Anblick desjenigen Kleides, welches der Landmann fast für heilig hält, bewegt; er schenkte ihr ein halbes Brot, und Suse fiel aus Dankbarkeit vor ihm nieder.

Wie froh waren die Unglücklichen bei dem Anblicke dieses Brotes; sie schienen alle Leiden vergessen zu haben, und nicht daran zu denken, daß morgen früh neue Sorgen zurückkehren würden.

Gottfried trat am folgenden Morgen seine Reise an. Beim Abschiede sagte er zu Susen: aber was werdet ihr anfangen, wenn heute das Brot aufgezehret ist? Ich wollte lieber, der Bauer hätte den Rock angenommen, und dir mehr Brot gegeben. Nun kannst du den Rock

doch keinem andern anbiethen! Gehe nach Rüdendorf, und verkaufe den Rock für Brot. Gott wird doch bald helfen.

Suse blickte ihrem Manne kummervoll nach, als er ging, und betete zu Gott um Hilfe und um Beistand für ihren Mann.

Nicht eine halbe Stunde war er entfernt gewesen, als er wieder in die Stube trat, und einen vollen ledernen Beutel, eine sogenannte Geldkatze, auf den Tisch legte.

Hier könnten wir uns retten, sagte er, aber nur unser Leben, nicht unsere Seele. Dort auf der Straße an dem Wachholderstrauche habe ich so vieles Geld gefunden. Wer es verloren hat, soll es wieder haben!

Nimm einen Groschen und kaufe Brot! rief Mariens Knabe.

Und wenn du einen Thaler nähmest, du würdest keine Sünde thun, sagte Suse. Wem das Geld gehört, der wird dir gewiß nichts darüber sagen. Du kannst uns doch retten. Vielleicht ist das die Hilfe von Gott!

Und führe uns nicht in Versuchung, haben

wir heute früh gebetet, antwortete Gottfried. Das kann die Hilfe von Gott nicht sein! Laß dich nicht irren! Gott liebt nur die Gerechten, und ist ein Feind aller derer, die Unrecht thun. Wir dürfen das nicht nehmen, was andern gehört. Und da weiche ich keinen Fingerbreit von Gottes Gebothe. Er wird uns doch nicht verlassen, wenn wir recht thun. Er ist kein wankelmüthiger Mensch, der seinen Bruder in der Noth verläßt. Wenn es Gottes Wille ist, verhungern wir; wir müssen so alle sterben. Ob uns nun der Schlag rührt, oder der Hunger umbringt, das ist immer einerlei.

Aber wir sollen doch unser Leben erhalten, sagte Suse.

Mit Rechtthun! erwiederte Gottfried. Gehe und setze dich an die Straße dahin, wo ich den Beutel gefunden habe. Wer ihn verloren hat, wird ihn gewiß bald suchen: denn so einen Verlust wird man leicht inne. Wer weiß, ob nicht der Mensch, dem er gehört, die Straße schon zurückgegangen ist. Du wirst gewiß ein Finderlohn bekommen, und das siehe für Gottes Fü-

gung an, und danke dem Höchsten in deinem Herzen. Jetzt könntest du Gott doch nicht aufrichtig für seine Hilfe danken, wenn du einen Thaler wegnähmest.

Suse kannte Gottfrieds Standhaftigkeit; sie nahm die Geldkatze, und ging mit ihrem Manne fort bis zu dem Wachholderstrauche. Dort setzte sie sich ermattet nieder, und sahe ihrem Manne, der langsam die Straße dahin zog, wehmüthig nach.

Wie niederschlagend war der Gedanke, in ihrem Schoße einen großen Geldschatz liegen zu haben, und doch dem Hungertode entgegen sehen zu müssen. Ihr Mann und ihre Schwiegerältern lagen ihr mehr am Herzen, als ihr eigenes Wohl; sie war bereit, das letzte Mittel zu wählen, und, wenn sich niemand zu dem Gelde melden würde — jeden Vorübergehenden um eine Gabe anzuflehen. Der Leidende hat Ansprüche an die ganze Menschheit!

Eine halbe Stunde mochte sie dort gesessen haben, als der Graf von Beust, begleitet von einem Bedienten, vorüberritt. Suse war zu

schwach, mit ihrer Last aufzustehen, winkte dem Grafen, daß er ihr näher komme, und fragte ihn, ob er nicht etwas verlornes suche?

Ach, dachte der Graf bei sich selbst, ich suche täglich etwas verlornes, und kann es nicht wieder finden! Was er darunter verstand, kann der aufmerksame Leser errathen. Zu Susen sprach er laut, daß er jezt nichts hier verloren habe.

Suse erwiederte seufzend: also haben Sie hier kein Geld verloren! Ach Gott! Sie wollte jezt um ein Almosen bitten, aber die Lippen erbebten nur. Endlich stammelte sie zagend die Worte vor: um Gottes Barmherzigkeit geben Sie mir ein Almosen. Ich muß mit den Meinigen sonst verhungern.

Der Graf wurde durch diese sonderbare Erscheinung gerührt; er stieg vom Pferde und trat vor die Frau hin, um sich nach ihrer Lage näher zu erkundigen. Als er aber bemerkte, daß die Leidende vor Schwäche kaum sprechen konnte, ließ er seinen Reitknecht das Fläschchen mit Maderawein vom Pferde bringen, und gab

Susen einen kleinen Becher voll zur Stärkung. Dann setzte er sich neben sie hin, fragte nach allem, und unterrichtete sich von allem, was zu wissen nöthig war, um die Lage dieser armen Leute und die Leidenden selbst zu beurtheilen. Jetzt sendete er den Reitknecht ab, daß er die Straße entlang galoppire, um den armen Gottfried einzuholen und zurück zu bringen. Er selbst begleitete Susen in ihre Wohnung, blickte hinein mit Forscherblicke und mit einem Auge voll Menschenliebe in das Elend der Familie, und ließ den reinsten Freudenstrahl in die dunkele Hütte des Unglücks fallen, als er versicherte, daß er sich aller, wie ein Vater, annehmen wolle. Jetzt gab er, was er bei sich hatte, und befahl, damit Brot und andere Nahrungsmittel einzukaufen; und erwartete noch Gottfrieds Ankunft, um den frommen Mann kennen zu lernen, und das mit ihm zu besprechen, was zu dessen Unterstützung am dienlichsten wäre.

So hatte Gott geholfen! Gottfried hatte sich in seinem Gehorsame bewähret finden lassen. Oft führet uns die Vorsehung auf den höchsten

Gipfel der Leiden. Ein kleiner Fehltritt läßt uns dann hinabstürzen; aber wenn wir standhaft beharren, hebt uns ein Engel herab von dem Gipfel der Gefahr in die Gefilde des Friedens, wo wir Belohnung finden für unsere Treue. — Welche Genugthuung für ausgestandene Leiden ist das Gefühl, recht gehandelt und der Versuchung widerstanden zu haben!

Zu dem gefundenen Gelde meldete sich ein Viehhändler; der belohnte Gottfrieden für seine Redlichkeit durch einen Theil des Geldes, welchen dieser erst nach vielem Nöthigen annahm.

Wir kehren nunmehr zu unserer Reisegesellschaft zurück, welche unterdeß in Liebenthal wieder angekommen ist. Reifenstahl trat ganz unbefangen in das Zimmer. Hätte er geahnet, was man während seiner Abwesenheit von ihm entdecken würde, gewiß, er würde verlegen in der Gesellschaft erschienen sein.

Die Gräfinn hatte nämlich unsere jungen Freunde nicht lange nach ihrer Ankunft auf dem

Kutschbocke um die Erlaubniß gebeten, ihre nassen Reisetaschen auspacken, und den durchnäßten Inhalt trocknen lassen zu dürfen. In Liptens Reisetasche fand sie ein Stammbuch, welches sie diesem nebst einigen andern Papieren übergab. Lipten legte alles auf das Fenster. Nachdem die jungen Leute zu Gottfrieds Wohnung abgereiset waren, fiel der Gräfinn dieses Stammbuch wieder in die Augen. In dasselbe zu sehen, und die eingeschriebenen Sinngedichte und andere Gedanken zu lesen, hielt sie für eine Neugier, welche wohl entschuldigt werden könnte. Sie zog das Buch aus dem Futterale, durchblätterte es, und fand auch Reisenstahls Namen nebst ein par freundschaftlichen Worten auf einer Seite. Alsbald fielen ihr die Schriftzüge auf; sie glaubte dieselben schon einmal gesehen zu haben, und fragte ihren Gemahl, ob er sich nicht auf diese Schriftzüge besinnen könne.

Engelchen, sagte der Graf, ich will uns beiden aus dem Traume helfen. — Er suchte den Brief, welchen ein Menschenfreund geschrieben, und mit dem reichlichen Geschenke für den armen

Gottfried übersandt hatte — und die Schriftzüge stimmten völlig überein mit Reifenstahls Handschrift. So war denn der Name dieses Wohlthäters entdeckt, und Reifenstahl wurde dem Grafen noch theurer. Reinwald hatte jetzt den Aufschluß erhalten, warum beide Freunde zu Fuße reiseten, und freuete sich herzlich über den edeln Reifenstahl. Aber es wurde beschlossen, den jungen Mann nichts von der Entdeckung merken zu lassen.

Nur am Abende, als die Gesellschaft, wieder vereint, an der Tafel saß, brachte der Graf die Gesundheit des unbekannten Wohlthäters, der gern ein Mensch sein wollte, aus, und faßte Reifenstahln ins Auge. Dieser erröthete etwas; aber er stieß unbefangen sein Glas mit an, und rief: er lebe! Lipten ließ aber sein Glas so stark an dem Glase des Freundes erklingen, daß der Graf auch darin Sinn und Deutung fand.

Therese, welche neben Lipten saß, bot alles auf, was sie von der Kunst zu bitten verstand, um ihn zu bewegen, daß er ihr von des jungen Grafen Beust Schicksalen etwas erzähle; aber

umsonst! Lipten entschuldigte sich durch das Versprechen, welches er seinem Freunde gegeben habe, nichts zu erzählen. Denn, sagte er, es ist nicht gut, daß die Menschen alles von uns wissen. Die Bekanntschaft mit unserm Leben kann ihnen zwar oft lehrreich sein, aber auch uns bisweilen sehr nachtheilig werden. Will Ihnen der junge Graf seine Lebensbegebenheiten einmal selbst mittheilen: so habe ich nichts dawider.

Therese mußte sich beruhigen. Aber Mathilde, Liptens zweite Nachbarinn, fragte ihren Vater, ob es nicht erlaubt sei, etwas von der Geschichte ihres Bruders zu hören?

Der Graf antwortete nicht eher, als bis die Bedienten sich entfernt hatten. Dann sagte er: meines Sohnes traurige Begebenheiten sind oft von der Art, daß sie den keuschen Ohren einer Jungfrau nicht anvertraut werden können. Will aber Freund Lipten den Anfang seines Unglücks und den Anfang seines Glückes, das heißt das Ende seiner Verirrungen erzählen, so werde ich ihm dieses selbst Dank wissen, da mir mein Sohn nur einen Abriß seines Lebens übersendet hat.

Erlauben Sie mir, den Anfang seines Glückes zu erzählen, erwiederte Reifenstahl. Lipten ist zu bescheiden, das aus einander zu setzen, was er dabei gethan hat, und ich will dabei antragen, daß er sich dann entferne, damit ich unbefangener sein Lob aussprechen könne.

Nein, erwiederte Lipten, es wird für mich die beste Gelegenheit sein, die Verdienste meines Reifenstahls um Ihren Sohn zu rühmen, wenn ich auch das Ende erzähle. Und darum trage ich darauf an, daß sich Reifenstahl alsdann entferne.

Nun, so sollt ihr beide das Ende erzählen, und euch beide, einer nach den andern, entfernen.

Es würde peinlich für mich sein, erwiederte Lipten, daß ich darum von der Gesellschaft entfernt wäre, um meinem Freunde ein weites Feld zu lassen, mich übertrieben loben zu können.

Und wie unangenehm müßte die Empfindung sein, entgegnete Reifenstahl, wenn ich da draußen dächte, du bist herausgeschickt, damit man dich loben kann.

Darum

Darum halte ich es für das beste, wenn ich ich alles erzähle, schlicht und einfach, wie es gekommen ist, daß wir beide Gelegenheit hatten, den unglücklichen Jüngling retten zu können, schloß Lipten, und erhielt den Beifall der Gesellschaft.

Nach aufgehobener Tafel wurde den Bedienten angedeutet, jetzt niemand in das Zimmer zu lassen, bis geklingelt werd enwürde. Die Gesellschaft setzte sich traulich in einen halben Kreis, und Lipten fing an zu erzählen:

Damals, als der junge Graf in seinem sechszehnten Jahre die Schule heimlich verließ, glaubte man, er sei mit einem Mädchen von vierzehn Jahren und einem andern Jugendfreunde entwichen. So verhielt es sich auch. Aber es ist sehr wichtig, die Ursachen dieser unbesonnenen That anzugeben. Karl war der vertrauteste Freund seines gleichjährigen Mitschülers Rother, dessen Aeltern ein großes Haus in der Stadt machten, und sich gern den Schein der höhern Bildung geben wollten. Es wurde daher bei ihnen vom Morgen bis zum Abende empfindelt,

in einer gezierten, bilderreichen, aus Schriften der Schlegelianer entlehnten Sprache über jede Kleinigkeit gesprochen, und manche überspannte Idee ausgeführt oder wenigstens zur Kenntniß der andern gebracht. Alle Romane, die nur irgend einen Anspruch auf Lesbarkeit machen konnten, wurden hier gelesen, gerühmt oder getadelt, und wenn ein neuer Lafontainischer Roman erschienen war, dann wurde er fast verschlungen. Einen Monath lang schwärmte man darauf, so daß die guten Leute aus ihrer unnatürlichen Entzückung gar nicht wieder in das natürliche Leben zurückgekehrt wären, wenn Lafontaine alle vier Wochen einen neuen Roman geliefert hätte. Madam Rother liebte leidenschaftlich das Schauspiel. Sie besuchte dasselbe fast täglich, kam entzückt oder aufgelöst in unbekannte Gefühle zurück, die sie selbst nicht kennen lernen mochte, weil diese Dunkelheit und dieses namenlose Wogen der gereizten Nerven den Geist in einer angenehmen Berauschung erhielt. Ihre Achtung gegen die Schauspieler war grenzenlos: denn sie glaubte, daß diese Men-

schen, welche etwas schönes so schön sagen könnten, das schöne innig empfinden und schön handeln müßten. Sie gerieth daher in Zorn, wenn man über das schlechte Betragen mehrerer Schauspieler sprach, und konnte nie von ihrem Irrthume geheilet werden, weil sie sich nicht von der Wahrheit überzeugen wollte. Der junge Rother war in seinem vierzehnten Jahre schon ein Schwärmer, wußte allen Dingen einen dichterischen Anstrich zu geben, und wurde schon oft von seinen Aeltern spät in der Nacht, wenn Mondschein war, gesucht Sie fanden ihn gewöhnlich an seinen Lieblingsplätzen, entweder an dem Abhange eines Berges, dessen Fuß ein Eichenwäldchen berührte, oder an der Krümmung des rauschenden Flusses, oder unter der Trauerweide auf dem Kirchhofe Dort lag er hingestreckt in das Gras, blickte den Mond an, und ließ seine Gedanken auf jenem freundlichen geheimnißvollen Lande umherschweifen, und schritt von einem funkelnden Sterne zum andern, von dem Orion über Plejaden und Hyaden bis zum Bootes und Arctur; oder er schwamm mit den

Wellen fort in den Strom, und aus dem Strome in das Meer, und durch das Meer hinüber in das Land der Träume; oder er lag unter der Thränenweide, und weihete seine Thränen der Geisterwelt und den Todtengebeinen unter den Grabhügeln, Thränen, deren Ursache er selbst nicht kannte. Solche Schwärmer sind bei allem guten, das sie an sich haben, lächerlich und unbrauchbar für die Welt. Lächerlicher erschienen die Aeltern, wenn sie ihn fanden. Sie vergossen Freudenthränen, umarmten ihren Sohn, setzten sich hin und schwärmten so lange mit, bis die Kälte nach Mitternacht sie zur Rückkehr nöthigte. Diese Menschen fanden sich überglücklich, und ihr Vermögen, welches in Zinsen von ein par Mal hundert tausend Thalern und beträchtlichen Pachtgeldern bestand, bedurfte keiner weitern Verwaltung, und ließ sie so lange über der Erde schweben, bis sie der Zinstag an das Zählbret und an die Quittungsbücher zog. Dadurch wurde der Genuß ihres Lebenstraumes wenig gestört. Aber es ist nicht zu läugnen, daß Menschen von der Art

äußerst anziehend, und besonders für Schwache anziehend sind. Der junge Rother wurde Karls Abgott, dieser verehrte ihn grenzenlos, und er hat mir gesagt, daß die Briefe an seinen Vater dasselbe beweisen würden.

Ach ja, sprach der Graf, sie beweisen dieses! Karl war selbst geneigt zum Schwärmen, und darum habe ich das übertriebene Lob auf Rechnung der glühenden, jugendlichen Hinneigung geschrieben. Ich habe mich damals bei dem Direktor nach dem jungen Kurt erkundigt, und dieser gab ihm das vortheilhafteste Zeugniß.

Und der Direktor hat die Wahrheit im geringsten nicht verletzt, erwiederte Lipten. Der junge Graf hat mir versichert, daß die Reinheit seiner Sitten musterhaft gewesen sei. Nur die Schwärmerei konnte ihn zu dem Fehltritte verleiten, welchen er zugleich mit seinem Freunde beging. Beide lasen zusammen in einsamen Gegenden Gedichte und Romane, und erhitzten ihre Phantasie bis zum höchsten Grade. Fällt ein Funken von ungefähr auf dieselbe, so entstehet die unauslöschliche Flamme, die ihre Rich-

tung dahin nimmt, wohin sie der Luftstrom jetzt treibet.

Damals kam eine neue Schauspielergesellschaft in die Stadt und erregte Aufsehen, weil sie aus Kindern bestand, welche ein gewisser Mann, dessen Namen mir entfallen ist, zu guten Schauspielern gebildet hatte, und sie tirannisch dafür beherrschte. Man strömte in das Schauspielhaus, man bewunderte die Talente der jungen Künstler, und konnte sich besonders in dem Lobe eines vierzehnjährigen Mädchens nicht erschöpfen. Das Mädchen nennte sich Oda Miller. An Rothers Tafel wurde täglich über das Mädchen empfindelt. Man wollte wissen, daß sie von hoher Geburt, und als Kind den Aeltern geraubt sei; man las in ihren edeln Zügen des Gesichtes die hohe Abkunft, in dem sanften, schüchternen Blicke das verschlossene Leiden und die Furcht vor dem harten Gebiether; man fand sie besonders in den Rollen leidender Mädchen hinreißend, und jedes ihrer Worte so tief gefühlt und so wahr gesprochen, daß es die Herzen der Zuhörer mächtig

ergriff; man sprach von nachlässiger Obrigkeit, von Unterdrückern der Menschheit, von edelmüthiger Rettung! Der junge Rother hörte dieses alles, es erhoben sich in ihm die großen Gedanken an edelmüthige Rettung einer leidenden Edeln; als Dulderinn erschien ihm Oda verherrlicht, wie ein Engel des Lichts, ihre Leiden warfen gleichsam einen Heiligenschein um dieselbe, und stellten sie seinen Augen als ein höheres Wesen dar; und was die Phantasie eines jungen Menschen noch mehr hinzusetzen kann, das that sie jetzt.

Rother eilte, seinem Freunde den Plan zu einer edelmüthigen Entführung mitzutheilen, und dieser erhob sich bald durch den Schwung der Phantasie zu diesem kühnen Entschlusse. Ihre ganze Seele nahm der Gedanke an Rettung ein und betäubte die wohlthätig wirkende Geisteskraft, welche wir Besonnenheit nennen. Dazu gesellte sich der Freiheitsschwindel, welchen die Franzosen auch auf Deutschland ausgehaucht hatten. Moreau war durch Schwaben gegen die baiersche Grenze gerückt, und

Jourdan *) drohete Franken mit seinem Heere zu überschwemmen. Das war den berauschten Jünglingen eine Wonne. Weit entfernt an das Unglück zu denken, das ihren Aeltern selbst dadurch bevorstand, wünschten sie die Ankunft der französischen Heere und das Aufpflanzen des Freiheitsbaumes und den Schmuck der National-kokarde am Hute. Jetzt wurde rasch und unbesonnen entschlossen, das Mädchen zu entführen, und mit ihr zu der Moreau'schen Armee zu flüchten, bei der sie jeden ihrer Tritte mit Edelmuth und Heldenthaten bezeichnen wollten.

Je heimlicher der Mensch seinen Plan verbirgt, desto tiefer drückt er sich in seine Seele ein, desto ausschweifender wird sein Blick in die Zukunft; und ich habe es selbst an mir erfahren, wie man von der Phantasie so bezaubert werden kann, daß man alles für Wirklichkeit siehet, was nur mit flüchtigen Farben von der Bildungskraft des Geistes hingeworfen ist.

*) Moreau und Jourdan waren beide Anführer französischer Heere.

Der junge Graf schrieb einen Brief in seinem Namen an Oda, redete sie darin als eine bekannte Dulderinn an, machte sie mit seinen Planen bekannt, und bestimmte ihr einen Ort der Zusammenkunft.

Oda mußte die Zuschauer am Ende des Schauspieles hinunterleuchten: denn ihr Gebiether wollte mit ihr glänzen, weil sie wirklich viele Reize besaß. Hier wollte der junge Graf die Gelegenheit wahrnehmen, und ihr das Briefchen unbemerkt in die Hand spielen. Der Abend kam, beide Freunde gingen in das Schauspiel, und stellten sich vorn hin gleich hinter dem Orchester. Als Oda auftrat, pochte beider Herz stärker; sie selbst stießen sich furchtsam, gaben sich verborgen die Hand, und drückten sie innig. Lauter schlug das Herz, als das Ende heranahete; der junge Graf zitterte endlich, als der Vorhang fiel, und vielleicht für Oda bald auf immer fiel. Karl ließ sich an der Seite des dicksten Menschengewühls die Treppe hinab drängen bis zu dem Absatze, wo das Gedräng nicht mehr so stark war. Hier stand

Oda und hielt den Leuchter. Karl wollte ihre Hand ergreifen, als er den Direktor neben dem Mädchen erblickte. Er fuhr sichtbar zurück, und Oda'n entging dieser Vorfall nicht. Sie faßte den jungen Menschen in die Augen, und schien ihm durch einen holden Blick Muth einzuflößen.

Verdrießlich über diesen Unfall, ließ sich Karl die Treppe noch hinunterwälzen, schöpfte einige Stärkung für die kochenden Lungen aus der kühlen Luft, und schlug mit dem Stocke auf die Steine, um seinen Unwillen dadurch abzuleiten, wie einen elektrischen Schlag aus der leidner Flasche. Dann erwartete er seinen Freund, der bei der traurigen Nachricht niedergeschlagen wurde, und endlich bitterlich weinte, weil es ihm so schwer war, sich von dem Gedanken, daß sie morgen schon retten könnten, los zu reißen. Doch die Freunde hofften bald darauf von dem kommenden Abende die Entscheidung ihres Schicksales. Leider wurden sie auch dann getäuscht, und Karln gelang es erst am dritten Abende, das Briefchen in die erwünschte Hand zu schieben. Jetzt peinigte

die Erwartung unsere Schwärmer mehr, als je ein anderer beunruhigender Gedanke. Die Nacht war schlaflos durchängstiget worden; das Frühroth schien ihnen eine Feuersgluth, die sich dem aufwachenden Schläfer furchtbar ankündigt, und sein Schrecken durch die Ungewißheit vermehret, wessen Habe die wüthende Flamme verzehre.

Die Unruhe trieb Karln in den Gasthof, in welchem Oda wohnte. Unter dem Vorwande, ein Arienbuch zu dem heutigen Stücke zu kaufen, wollte er in des Direktors Zimmer dringen, und versuchen, ob er die Dulderinn zu sehen bekomme. Er stieg die Treppe hinauf, öffnete die schellende Salthür und — sahe Oda'n aus einem Zimmer treten. Sie schien verlegen, und fragte ängstlich, was er wolle? Ein Arienbuch zu dem heutigen Stücke. — Entzückt eilte Oda zurück, und erschien bald wieder mit einem Arienbuche. Mit zitternder Hand suchte Karl lange zwei Groschen aus seinem Geldbeutel, und drückte sie in Oda's Hand. Das Mädchen sagte laut: ich wünsche, daß Ihnen die

Arien gefallen mögen! und kehrte zurück, um dem Direktor, welcher jetzt aus der Thür trat, das Geld zu übergeben. Karl ging fort. Jetzt hätte sie mir ein Brieschen recht gut in die Hand schieben können, dachte er auf der Treppe! Nun läßt sie mich in Ungewißheit! Aber sie wird noch nicht Gelegenheit gehabt haben, zu schreiben!

Doch als er das Arienbuch öffnete, fand er ein Blatt eingelegt, auf welches mit Bleistifte eine Antwort an den edeln Grafen, wie Oda ihren Retter anredete, geschrieben war. Mit den schönsten Worten und Redensarten aus erlernten Schauspielen dankte das Mädchen dem ihr erscheinenden Engel der Rettung, und wollte sogar die kommende Nacht auf den Flügeln der Ergebung zu ihm eilen, um ihrem Elende zu entfliehen. Von Beendigung des Schauspieles an bis um zehen Uhr habe sie Erlaubniß, ein wenig spazieren zu gehen, und würde bei dieser Gelegenheit schon längst ihre Fesseln abgeschüttelt haben, wenn Edelmuth und Menschlichkeit ihr früher die leitende Hand dargereicht hätten.

Dieß Briefchen, so geziert, und so unleserlich als möglich geschrieben, entzückte Karln aufs höchste, und brachte ihn nun zur völligen Betäubung. Von Schwärmerwonne berauscht taumelte er zu seinem Freunde, fiel ihm stumm um den Hals, und reichte ihm das Blättchen hin. Rother wurde fast unsinnig. Er riß sich aus Karls Umarmungen, und sprang mit einem Schreie in die Höhe, dann umfaßte er Karln wieder und drückte ihn so fest an sich, daß dieser fühlen mußte, er wohne noch in einem menschlichen, Schmerz empfindenden Körper. Es war eine Andeutung, daß beide dieses künftig mehr fühlen würden.

Rother schrieb einen Brief an seine Aeltern in beider Namen, daß sie die unglückliche Oda gerettet hätten, und zurückkehren würden, wenn sie diese glücklich wüßten. Sie wollten nach Holland gehen, und eine kleine Reise nach Amerika machen.

Es war ein unsinniger Brief, und halb absichtlich unsinnig geschrieben, damit die Flüchtlinge nicht auf dem gewählten Wege aufgesucht

würden, und sie selbst die nachforschenden Aeltern einen ganz entgegen gesetzten aufsuchen ließen. Rothers sonderbares Betragen an diesem Tage fiel den Aeltern gar nicht auf; sonderbares Betragen war einmal Ton des Hauses; je überspannter, desto reizender erschienen sich diese Menschen.

Karl hatte einen beträchtlichen Vorrath an Gelde, Rother besaß weniger, aber doch genug, um bis zu der französischen Armee gelangen zu können. Die Flucht ging ohne Hinderniß von Statten, und die Furcht vor Entdeckung beflügelte die Schritte der drei Unbesonnenen. Es ist bewundernswerth, wie stark eine Gemüthsbewegung, besonders die Furcht, und der Trieb sich zu retten, auf den Körper wirken. Haben wir nicht Beispiele, daß ein einziger Mensch bei Feuersgefahr Lasten trug, welche kaum sechs Menschen im gewöhnlichen Zustande zu tragen vermochten, daß schwache Personen gegen riesenstarke Krieger muthig kämpften und siegten, wenn sie die Ihrigen vertheidigten! und jetzt liefert unsere Gesellschaft der Schwärmer ein neues Beispiel. Sie

gingen raschen Schrittes die ganze Nacht hindurch ohne auszuruhen, und empfanden weder Müdigkeit noch Grauen auf der leeren Landstraße, noch die scharfe Kälte beim Annähern des Morgens. Die Jünglinge hatten ein Fläschchen Wein und einige Semmeln mitgenommen, damit stärkten sie sich; die meiste Stärkung erhielten sie durch ihre schwärmerischen Ausschweifungen. Sie würden gewiß den Weg verloren haben, hätten sie sich nicht auf der offenen Landstraße befunden, und wäre Oda nicht kälter dabei geblieben. Ueberhaupt verrieth sie bisweilen etwas gemeines, ungebildetes, und legte durch ihre Ausdauer bei der Reise einen Beweis ab, daß sie an solche Märsche gewöhnt sey.

Erst am Morgen um zehen Uhr kehrten sie in einem schlechten Wirthshause ein, das an der Straße lag, und ließen sich Warmbier kochen. Die beiden Freunde sprachen mit einander französisch, um sich nicht zu verrathen, und Oda stellte die Dollmetscherinn vor. Der Wirth hielt sie für französische Emigrirte, und warnte sie vor den Franzosen unter Jourdans Befehl,

welche ungefähr zwei Meilen weit von hier ständen, und ihren Weg nach der Oberpfalz nähmen. Das war eine erwünschte Nachricht für beide Jünglinge. Sie erkundigten sich genau nach dem Orte, wo die Franzosen stehen sollten, und erhielten nach langen Unterhandlungen einen Leiterwagen mit zwei Pferden, der sie bis in die Nähe des französischen Heeres brächte. Dafür mußten sie viel Geld bezahlen, und zu ihrem Leidwesen sehen, daß Pferde vorgespannt wurden, welche kaum gehen konnten. Man fürchtete von den Franzosen die Wegnahme der Pferde. Darum war ein Gespann gewählt worden, an welchem sie sich gewiß nicht vergriffen. Der Leiterwagen war in den schlechtesten Umständen, und knackte stets, wenn das Rad von einem Steine abfuhr, oder über einen Ast sich hob. Die Flüchtlinge fühlten sich jetzt völlig erschlafft und entkräftet, und schliefen auf dem Bunde Stroh ein, sobald der Wagen abfuhr.

Der Fuhrmann, ein alter, fast abgelebter Bauer, weckte sie jetzt und deutete ihnen an,

daß

daß sie absteigen sollten. Dort oben am Berge stehe schon ein französischer Vorposten; er wollte sich nicht hin zu dem Feinde wagen. Oda mußte dem Bauer andeuten, er solle nichts fürchten, sie gehörten ja selbst zu den Franzosen, und würden ihn gewiß schützen; allein der Bauer ließ sich nicht bewegen: er kehrte mit seinem Wagen um, und meinte, er wolle sie wieder mit zurücknehmen, wenn sie nicht vorwärts gehen wollten. Sie wären keine Franzosen, das sähe er ihnen an dem Gesichte an, und gingen wohl gar hin, das Land den Franzosen zu verrathen.

Das war eine nachdrückliche Rede. Karl und Rother thaten, als ob sie nichts verstanden hätten; stiegen aber doch von dem Wagen. Oda sprach zu dem Bauer: es wird dich gewiß bald gereuen, daß du uns nicht weiter gefahren hast.

Der Bauer schüttelte den Kopf, und fuhr fort. Die Glücksritter schlichen noch schläfrig den Berg hinan, und gelangten endlich an die französischen Vorposten. Der Husar rief sie an, fragte sie aus, und wies sie an die Feldwache,

welche auf einer andern Anhöhe lag. Oda wurde mißmüthig; sie war ermüdet, schläfrig, und mußte ihre Kräfte anstrengen, um einer Horde ausgearteter Menschen entgegen zu gehen, und als Landstreicherinn neben ihren sogenannten Rettern auf freiem Felde die Nächte vielleicht zuzubringen. Schon fing sie an, ihre Unbesonnenheit zu bereuen, sie sahe das gute in ihrer vorigen Lage auf ein Mal ein, als wäre ihr ein neues Gesicht gegeben worden. Und jetzt zeigte sie sich in ihrer wahren Gestalt, als ein Mädchen aus dem niedrigsten Stande, das durch die Peitsche ihres Lehrers eine gezwungene äußere Bildung, und durch das Auswendiglernen der Rollen, eine Fertigkeit in Hersagung schöner Worte, ohne richtige Anwendung machen zu können, erhalten hatte. Sie fing an, ihre Gefährten mit Schmähworten zu überschütten, und ihnen die heftigsten Vorwürfe in den gemeinsten Worten zu machen. Sie verwünschte sich, daß sie den Worten eines dummen Jungen geglaubt hätte, und mischte wieder höhere Redensarten in ihre Strafpredigt, so, daß ihre beschämten

Retter vor Aerger hätten weinen und dann wieder über den Kontrast lachen mögen. Ihrem schönen Gebäude der Phantasie wurde hier der erste Stoß versetzt. Warum hatten sie Aeltern und Freunde, Glück und Bequemlichkeit verlassen? Ihre Handlung verlor den Anstrich des Edelmuths schnell in ihren Augen, und umzog sich schon mit trüben Nebel, so daß sie nicht mehr für sie glänzend war. Das ging in dem innern eines jeden vor; aber keiner sprach zu dem andern, und sie langten bei der Feldwache an. Hier wurden sie froh aufgenommen, und unter vielen Jubeln und Handschlägen zu lustigen Franzosen eingeweihet. Oda zog besonders die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich, und diese erlaubten sich mehrere Ungezogenheiten gegen sie, bei welchen das Mädchen nicht erröthete. Das schmerzte unsere so gefühlvollen Jünglinge noch mehr, ihr Herz wurde fast zerrissen; sie knirschten mit den Zähnen; aber sie durften nichts äußern: denn sie befanden sich in der Gewalt roher Menschen. Bald darauf trat ein Offizier in die Hauptwache. Er fragte die jungen

Deutschen nach ihrem Anliegen, und antwortete auf die Bitte um Annahme sehr kurz: ja, aber brav müßt ihr sein! Er erblickte das Mädchen, warf auf dasselbe einen funkelnden Blick, und rief: wem gehört diese Mamsell? Jetzt wollte Rother kürzlich den Vorgang der Sache erzählen; aber der Offizier hatte nicht Geduld mehr zu hören, er sprach: schon gut; ich werde sie zu mir nehmen! Ihr könnt wissen, daß sie in guten Händen ist! Jetzt marschiret fort in das Dorf, wo unser Regiment liegt. Es werden euch drei Kammeraden begleiten. —

Karl bat um die Erlaubniß, erst ausruhen zu dürfen, und schilderte mit einigen Worten ihre gehabten Strapazen. Aber der Offizier antwortete: wer unter den Franzosen dient, muß drei Tage und Nächte hinter einander marschiren können, und darf doch nicht klagen, daß er müde sei. Nun, ihr werdet schon gezogen werden! Jetzt ergriffen drei Mann ihre Gewehre, nahmen die beiden zwischen sich, und befahlen: marsch. Noch einen Blick warfen die Freunde auf Oda, zu welcher sich der Offizier jetzt setzte.

Das Mädchen schied vergnügt von ihren Vettern, und rief ihnen nach: ihr werdet wohl bald klüger werden! Was aus mir werden wird, mag Gott wissen!

So wie man ein großes Feuer mit einer größern Menge Wassers ausdämpft, so war die erhitzte Phantasie der Jünglinge plötzlich abgekühlet und ausgelöscht worden. Sie standen auf ein Mal in der wirklichen Welt, und empfanden ihr Elend ganz, und bereueten ihre Unbesonnenheit herzlich. Ach, sie sahen sich rettungslos unglücklich! Die Soldaten, welche sie begleiteten, sangen lustige französische Lieder, welche durch unkeusche Wörter die Ohren der neuen Rekrouten beleidigten. Nach einem beschwerlichen Wege von einer Stunde kamen sie im Hauptquartiere an, wurden dem General vorgestellt, in Pflicht genommen und bewaffnet. Sie erhielten keine Uniform, mußten die Patrontasche über ihre Reisekleidung werfen, und eine französische Kokarde auf den Hut stecken. Mit der schweren Flinte mußten sie jetzt noch eine halbe Stunde auf ein anderes Dorf gehen,

wo sie in einer Scheune einquartiert wurden, in welcher schon funfzig Mann lagen. Eine verpestete Luft qualmte ihnen entgegen, als sie diese traurige Schlafkammer betraten, und ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist, zeigte ihnen ihr Unglück noch mehr. Hier lagen viele Soldaten, die keine Schuhe mehr an den Füßen hatten, um andere hingen nur noch Fetzen einer ehemaligen Uniform. Einige hatten sich den Kopf mit alten schmutzigen Tüchern verbunden, überall entdeckte man die größeste Unreinlichkeit.

Die Unglücklichen waren zu sehr ermüdet, sie sanken neben den neuen Kammeraden auf das dumpfe Stroh hin, und schlossen ihre Augen. Aber sie konnten nicht lange der Ruhe genießen. Nach einer Stunde weckte sie ein Unteroffizier. Sie mußten ihre Gewehre ergreifen, und ihm zu einem freien Platze im Dorfe folgen. Hier machte er sie mit dem Kommando bekannt, lehrte sie ein wenig marschiren, mit dem Gewehre umgehen und feuern. Der Unteroffizier war ein junger, menschenfreundlicher Mann. Er freuete sich über die Gelehrigkeit dieser Re-

krouten, und gab ihnen das Lob, daß sie so schnell begriffen, wie die fähigsten Franzosen. Aber, sagte er, ihr scheinet mir nicht für den Krieg erzogen! Vielleicht hat euch ein besseres Schicksal alle Bequemlichkeit des Lebens genießen lassen, und ihr habet dieses Glück verschmähet, und unbesonnen euch zu uns gewendet. Elend findet ihr genug bei uns. Doch ich will euch nicht allen Muth nehmen. Ihr seid einmal hier, haltet euch brav, dann könnt ihr bald zum Offizier vorrücken! Wir haben viele Deutsche schon dazu gemacht. Jetzt geht, und legt euch schlafen. Morgen früh um drei Uhr wird aufgebrochen. Es wird vielleicht ein warmer Tag: denn wir drängen die Oesterreicher zurück. Kammeraden, dann fürchtet euch nicht vor den Kugeln!

Das waren freilich keine tröstlichen Worte. Die beiden Rekrouten schlichen fast entkräftet zurück in ihre Jammerscheune, und suchten Trost im wohlthätigen Schlafe. Am andern Morgen erschien der Unteroffizier wieder. Er vergrößerte ihre Last: denn sie erhielten ein Tornister, eine

Feldflasche und sechzig scharfe Patronen. Dann wiederholte er noch einiges, was beim heutigen Kommando vielleicht vorfallen könnte, und stellte sie neben sich, als sich die Kompagnie zum Abmarsch versammelte.

Ich glaube genug gethan zu haben, daß ich nur einen Tag des ausgestandenen Elendes geschildert habe, fuhr Lipten in einem gemäßigten Tone fort.

Ach Gott, sagte Natalie, ich bitte, erzählen Sie nichts weiter davon; ich leide unnennbar dabei!

Und so würde ich auch leiden, erwiederte der Graf, wenn ich nicht wüßte, daß alles einen glücklichen Ausgang mit meinem Sohne genommen hätte. Ueberstandene Leiden sind ihm nützlicher gewesen, als genossene Freuden. Bei diesen hat er sich nur des Lebens gefreuet, bei jenen ist er sich seiner selbst bewußt geworden, und hat sich und seine Schwachheiten kennen lernen. Wäre er nicht entlaufen, er wäre gewiß noch ein untauglicher Schwärmer, jetzt ist er ein brauchbarer Mensch.

Freilich hätte er dieses auch auf einem andern Wege werden können, entgegnete Reinwald! Aber die Folgen seiner Handlung konnten nicht ausbleiben, und mußten auf ihn wirken.

Herr Lipten, fahren Sie nun fort! bat der Graf. Aber Sie greifen sich zu sehr an, wenn Sie noch ferner in das einzelne gehen. Liefern Sie nur einen Abriß.

Sehr gern, erwiederte Lipten, und fuhr fort. Ein Tag glich dem andern an Beschwerlichkeiten. Aber diese waren unbedeutend gegen die Stürme, welche gegen das Herz beider Freunde wütheten. Sie waren überall Zeugen von den namenlosen Ausschweifungen ihrer Kameraden. Sie, die ehedem mit den ausgesuchtesten Wörtern über Kleinigkeiten sprachen und andere so sprechen hörten, mußten beim Marsche und im Quartiere nichts als Flüche und Zoten hören, oder sich von Greuelthaten unterhalten lassen. Sie waren Augenzeugen von den Plünderungen und Unmenschlichkeiten, welche überall begangen wurden, konnten nicht helfen,

durften nicht einmal ihren Unwillen äußern, und mußten vielmehr mit den Wölfen heulen.

Jourdans Armee trieb das Heer des Grafen Wartensleben vor sich hin durch ganz Franken bis in die Oberpfalz; es fielen mehrere Gefechte vor; Rother und Karl waren dabei, und würden die Todesangst tief empfunden haben, wenn ihr jetziges Leben ihnen theuer gewesen wäre. In Wahrheit, ein Leben unter solchen Umständen muß dasselbe uns sehr gleichgiltig machen. Es war daher eine Folge, daß sich beide tapfer zeigten. Der Unteroffizier, der sie vom Anfange dieser dornenreichen Laufbahn begleitet hatte, er hieß Dantin, rühmte ihr Betragen dem General; er selbst wurde zum Offizier befördert, und wünschte den jungen Kriegern eine baldige Nachfolge. Dieser Wunsch, welcher mit einem vielsagenden Blicke begleitet war, konnte nicht auf das Gemüth der Jünglinge wirken. Nichts beschäftigte sie jetzt, als Rettung aus dieser traurigen Lage. Sie entwarfen einen Plan zur Entweichung. Unterdeß war der Erzherzog Karl mit seinem Heere

über die Donau gegangen, hatte Jourdans Armee geschlagen, und bis Amberg zurückgedrängt. Unsere Freunde waren dieses Mal nicht mit in das Gefecht gekommen. Die folgende Nacht mußte Karl wachen. Er stand auf einem verlornen Vorposten. Rother wollte um Mitternacht zu ihm kommen, und beide wollten dann ihrem Unglücke durch die Flucht entgehen.

Karl erwartete mit Sehnsucht seines Freundes Ankunft; er wurde ängstlich. Er hörte in dem nahen Dorfe die Glocke ein Mal dumpf daher tönen, Rother war noch nicht da. Jetzt kam die Ablösung, Karl verließ traurig und voll schwerer Ahnung seinen Posten, und setzte sich an das Feuer in der Feldwache, ganz in Gedanken versunken. So saß er noch, als gegen Morgen ein Adjutant kam, und den Befehl überbrachte, daß die Wachen eingezogen werden sollten, weil der Feind anrücke. Die Wachen zogen sich mit französischer Schnelligkeit zur Hauptwache zurück, und eilten dem Heere zu, welches schon gestellt und vertheilt wurde. Dantin erschien jetzt, von

einigen Unteroffizieren begleitet, und rief die Mannschaften ab, welche zu seiner Kompagnie gehörten. Als er Karls Namen nennte, und dieser vortrat, sprach er: du bist von jetzt an Unteroffizier. Das kann dir erfreulich sein; halte dich heute tapfer, und du kannst den Offizierdegen vom Schlachtfelde zurückbringen. Aber dein Freund ist nicht mehr; er hat entweichen wollen, und — ist erschossen worden.

Ich kann nicht mehr zuhören, rief Natalie, und schluchzte. Lieber will ich nichts wissen, als so etwas Herzdurchdringendes!

Auch die übrige Gesellschaft war bewegt, und Lipten fuhr sanft fort: ich will uns heute nicht in zu große Traurigkeit versetzen. Karls Schmerz zu schildern, dazu würde ich ohndieß zu schwach sein. Ich will hinüber eilen zu dem glücklichen Ende, und nur einiges wenige berühren.

Aber für Nother war das Ende nicht glücklich, sprach Natalie. Oder ist es nur Täuschung? Kommt er vielleicht wieder zum Vorscheine?

Im wahren Leben ist es anders, als in dem Romane, sprach Lipten. Es reißt der Faden, und seine Enden verlieren sich für uns auf immer. Der Dichter kann das Ende aufsuchen, und den Faden überraschend wieder anknüpfen. Rother hatte den Weg zu Karls Posten verfehlt, eine Patrouille hatte ihn aufgegriffen, wüthend hatte er sich vertheidiget, aber er war überwältiget, und gefangen der Hauptwache überliefert worden. Obgleich unseres Mitleidens werth, erlitt er die gerechte Strafe, welche des anrückenden Feindes wegen beschleunigt wurde.

Jourdan wurde bei Amberg geschlagen, das Heer mußte fliehen, und wurde bis Würzburg verfolgt, wo es nach zwölf Tagen eine neue furchtbare Niederlage erlitt, dann bis an die Lahn flüchtete, dort nach dreizehen Tagen an den siegenden Erzherzog Karl eine vierte Schlacht verlor, und sich über die Sieg nach Westphalen zurückziehen mußte. Die deutschen Bauern bewaffneten sich mit Heugabeln und Dreschflegeln, Grabscheiten und Hacken, und erschlugen die fliehenden Franzosen wo sie nur konnten:

denn sie waren durch die vorigen die Menschheit empörenden Mißhandlungen, welche sich dieses Heer erlaubt hatte, zur wüthendsten Rache gereizt worden. In den vielen Schlachten hatte Karl die Menschlichkeit vergessen gelernt; jetzt mußte er seiner eigenen Rettung wegen sich gegen seine Landsleute vertheidigen; ihm war es leicht, sich in die grausame Wuth der Krieger zu versetzen, und mit dem Bajonette seine Verfolger zu durchbohren. Das Blut, welches aus den Wunden dahingestreckter Bauern quoll, floß für seinen Sieg und die Erhaltung seines eigenen Lebens, und erweckte in ihm Freude, leider eine beklagenswerthe Freude! Der Mangel an Lebensmitteln hatte auch ihn zum hartherzigen Plündern angetrieben; das Liegen im Felde, die schlechten Wege, die üble Witterung hatten seine Kleidungsstücke Bettlerkleidern ähnlich gemacht; er verlor die Gewohnheit, auf Reinlichkeit seines Körpers zu sehen, und achtete nicht mehr darauf, daß er gleich den übrigen mit Schmutz und Ungezieser bedeckt war. Die Nachtwachen hatten ihn zum Trinken geistiger

Getränke verleitet; sein Ohr war an das schlüpfrige Gespräch und an die Flüche der Soldaten endlich gewöhnt worden; die vielen Scenen der Ausschweifungen, von denen er überall Augenzeuge war, hatten auch seine Sinnlichkeit gereizt; er sank mit jedem Tage immer tiefer zum rohen Soldaten hinab, wozu ihn besonders die Verzweiflung über seine Lage und die Abstumpfung seiner Gefühle sinken ließen, und er ging als ein solcher über den Rhein. Bald darauf mußte er über ein halbes Jahr im Lazarethe an einer verächtlichen Krankheit zubringen, und fand hier Oda'n wieder, welche zwei Tage nach seiner Ankunft an einer noch abscheulichern Krankheit ihren Geist aufgab, und Karln mit den fürchterlichsten Verwünschungen begleitete, als er bei ihr seufzend vorüberging.

Nach zwei Jahren kam er wieder mit der Armee nach Schwaben. Er hatte sich durch Beute mehreres erworben, gedachte jetzt seines Vaterlandes und seiner Aeltern mit Reue, sahe sich so tief gesunken, und suchte seinem gänzlichen Verderben durch die Flucht zu entgehen.

Noch ehe Jourdan am 12ten März bei Ostrach von dem Erzherzoge Ferdinand geschlagen wurde, gelang es Karln zu entweichen. Er flüchtete nach Tyrol, und von da durch mancherlei Gefahren nach Oesterreich. Weil er keine Pässe hatte, durfte er keinem Orte zu nahe kommen, an dem man die Vorzeigung eines Passes verlangte. Er mußte aber auch immer in Furcht sein, daß man ihn auf der offenen Landstraße sogar anhalten und als Herumstreicher festsetzen, oder zum Kriegesdienste nöthigen würde. Er wollte in dieser Lage an seine Aeltern schreiben, seine Vergehungen gestehen, und nebst ihrer Verzeihung auch ihre Unterstützung erbitten. Aber wo sollte er eine Antwort erwarten? Und hätte er auch einen sichern Aufenthaltsort gefunden gehabt: so würde er doch nicht sich haben entschließen können, die Feder anzusetzen, da er sich zu sehr erniedrigt fühlte, und die Reue über seine Sittenverderbtheit ihn fast zur Verzweiflung brachte.

Entschlossen, und wieder ohne Entschluß, nahm er seinen Weg durch die Oberpfalz nach

Franken,

Franken, und mußte sich endlich einige Groschen täglich erbetteln, als seine Barschaft aufgezehret war. — In dieser Lage habe ich ihn gefunden.

Ich kam eines Abends von einem Spaziergange an der Regnitz zurück, und wurde auf einen Menschen aufmerksam, der niedergeschlagen am Ufer saß. Er hatte sich an den Rand des Flusses so nahe gesetzt, daß seine Füße in das Wasser hingen, mit den Armen stützte er seinen Kopf. Es kam mir vor, als wollte er sich in den Fluß stürzen, wenn ich vorüber wäre. Ich blieb darum stehen, grüßte ihn, und konnte jetzt sein Gesicht sehen, weil er sich umwendete, um mir zu danken. Es hatte für mich etwas anziehendes. Ungeachtet der Blässe, einiger wilden Züge und eines verzweifelnden Blickes kündigte sich doch etwas edles, menschenfreundliches in demselben an. Ich fragte ihn, was er hier machte? — Nichts! war die Antwort. Lieber Freund, erwiederte ich, dieser Sitz hier, und Ihr Betragen haben in mir traurige Besorgnisse erregt. Sie können es mir nicht übel nehmen, wenn ich menschlich mit

Ihnen fühlen will; aber dann muß ich auch wissen, was Sie jetzt empfinden; vielleicht ist es für Sie wohlthätig, wenn jemand Ihren Schmerz mit Ihnen theilt.

Ich mußte den Menschen mit Sie anreden. Wenn ich gleich zerlumpte Kleider an ihm sahe, so kam es mir doch vor, daß er einem höhern Stande angehöre; und ich hatte schon öfter die Bemerkung gemacht, daß man Unglückliche sehr kränkt, wenn man sie durch eine Bettleranrede tief unter ihren ehemaligen Stand hinunter stößt.

Der Unbekannte sagte: nachdem ich Ihre Worte gehöret habe, erwachet wieder die Liebe zum Leben in mir. Denn es drängt sich ein Mensch meinem Herzen auf. Die Menschen haben sich lange von mir entfernt gehabt. Ich wollte hier in Wahrheit mein Leben enden; aber nun wünschte ich lange zu leben, wenn ich nur täglich drei Worte mit Ihnen sprechen könnte.

Heute sollen Sie viele mit mir sprechen können, sagte ich. Kommen Sie mit mir, ich

will Ihnen für heute meine Wohnung anbieten, dann wollen wir sehen, wie Ihnen zu helfen ist.

Der Unbekannte stand schnell auf, und rief aus: o, wie gern möchte ich Sie an mein Herz drücken, wenn es mein ekelhafter Anzug mir erlaubte.

Wenn nur die Herzen übereinstimmen, erwiederte ich. Was zwischen ihnen liegt, mag noch so verschieden sein!

Er umarmte mich hastig, und rief: ich kenne Sie nicht; aber Sie sind mein Retter, und werden keinen undankbaren an mir finden. Er schwieg. — Es kann Ihnen wohl gleichviel sein, zu wissen oder nicht zu wissen, wer ich sei! fing er darauf wieder an. Sie retten ja nur einen Menschen.

Ihren Namen brauche ich nicht zu wissen, erwiederte ich. Aber ich muß wissen, was Sie sind, sonst kann ich ja nicht helfen, so viel mir möglich ist.

Ich sollte einst für die höhern Wissenschaften gebildet werden, sagte er mit einem Seufzer.

Schwärmerei führte mich von der rühmlich betretenen Bahn ab und — zu meinem Verderben.

O, rief er dann wieder voll Verzweiflung aus. Hätte ich doch Sie nicht gefunden. Dort in dem Wasser hätte ich nun das Andenken an mein Leben verlöscht!

Sie irren, antwortete ich. Durch ein neues, edleres Wirken wird das unedle verdrängt; aber durch eine neue böse That hebt sich das böse nicht auf. Haben Sie fehlerhaft gehandelt, so wird das Andenken an diese Handlungen ihnen ewig bleiben; aber es gehet in Wehmuth bei dem gebesserten, in Verzweiflung bei dem beharrend bösen über.

Das waren unsere Gespräche, unter welchen wir in die Stadt kamen. Es war schon dunkel geworden.

Ich rief Reisenstahlen ab, als wir vor dessen Wohnung vorbei gingen, und theilte ihm in lateinischer Sprache alles mit, was geschehen war. Unser Unbekannter mischte sich aber etwas in das Gespräch, und meinte, wenn wir etwas unter uns auszumachen hätten: so wollte er ein

wenig zurückbleiben: denn er verstände die lateinische Sprache, wenn er sie gleich nicht sprechen könnte. Doch wir hatten keine Heimlichkeiten weiter, und ließen den Fremden zwischen uns gehen. Reifenstahl kehrte wieder um, und sagte, er werde bald bei uns sein; wir möchten nur nach Hause gehen. — Als wir in meiner Wohnung ankamen, ließ ich ein gutes Abendbrot unterdeß zubereiten. Reifenstahl kam bald wieder, und brachte einen Pack Kleider und Wäsche von sich mit. Damit wurde unser neuer Gesellschafter ausgeputzt. Auch ein Fläschchen Wein hatte Reifenstahl in der Tasche. Wir suchten den Unglücklichen bei Tische aufzuheitern, und fingen nach eingenommenem Mahle gemeinschaftlich ein Pfeifchen zu rauchen an. Hier wurde die Frage abgehandelt, wie ist nun zu helfen? Der Fremde äußerte, daß er von seinem begüterten Vater alle mögliche Unterstützung erhalten würde; aber in seinem jetzigen Zustande wage er es nicht sich zu entdecken. Er wünsche noch studieren zu können, und durch Unterricht die Kenntnisse wieder hervorzurufen, die er sich schon erworben gehabt hätte. Er

bat sich zugleich die Oden des Horatius aus, um zu versuchen, ob er sie noch verstehen könne; einige wisse er auswendig. Ich brachte ihm das Buch. Er sahe den Band an, stutzte, schlug das Titelblatt auf, und fing zu weinen an.

Ich verrathe mich selbst! sprach er darauf. Das war einst mein Buch, hier stehet noch mein Name! den Tag vor meiner Flucht habe ich dieses Buch einem gewissen Lipten geschenkt. Und der bin ich! rief ich ihm entgegen, und drückte ihn an mein Herz.

Jetzt konnte ich mir's erklären, warum ich so vieles in den Zügen des Unbekannten fand. Es waren noch die Züge eines Jünglinges, der damals blühete, als ich ihn zum letzten Male sahe, und die noch dunkel sich zeigten, als ich ihn vom neuen erblickte. Ich selbst war Karln gänzlich unbekannt worden, weil ich damals als armer Todtengräbersohn elend aussahe, und jetzt durch Unterstützung edler Menschen ein sorgenloses Leben führen und aufblühen konnte. Ich glich einem Bäumchen, das aus steinigem Boden in gutes Land versetzt ist.

Nunmehr kann ich ganz kurz sein. Es wurde beschlossen, den wiedergefundenen, verlorenen Sohn bei uns zu behalten. Ich übernahm den Unterricht, um ihn für die Universität geschickt zu machen; Reisenstahl machte sich verbindlich, für die Lebensbedürfnisse zu sorgen; aber Karl nahm alles nur unter der Bedingung an, daß er es uns einst wieder ersetze. Wir haben ihm also nur geliehen, und werden unsere Schuldforderungen einst wieder bezahlt erhalten: denn das macht unserm Karl Freude, und verbittert jetzt nicht seinen Lebensgenuß, wenn es uns gleich unangenehm ist. Doch dieses darf er nicht wissen.

Karl fing sein Werk mit unermüdetem Fleiße an, lebte wieder auf, hörte auf unsern schwachen Rath, und gab uns bald ein Beispiel der standhaften Bekämpfung seiner selbst. Jetzt ist er nun schon ein und ein halbes Jahr Student, und glaubt seinem guten Vater unter die Augen treten, und um seinen Hals sich werfen zu können, damit die Thränen der Freude auf ihn fallen, und er die segnende Hand mit Thränen der Reue benetze.

In des Grafen Augen standen jetzt Thränen. Nehmet meinen Dank hin, gute Menschen, sprach er gerührt zu Lipten und Reifenstahl, und umarmte sie. Ihr seid auch meine Söhne. Er ist noch nicht da! Sehet ihr ihn eher, als ich, so bringet ihm diesen Kuß, und die Versicherung meiner Sehnsucht und meiner väterlichen Liebe. Die Gräfinn weinte laut und rief: ach, wenn doch mein Karl hier wäre. Wie lange ist mein Herz zerrissen gewesen! Mathilde legte sich auf die Lehne des Sophas und verbarg ihr Gesicht.

Die Stille, welche jetzt im Zimmer herrschte, störte ein Posthorn. Man sprang an das Fenster. Die Bedienten waren schon vor die Thür gesprungen, und hatten eine Kienfackel angezündet. Es stieg ein Kourier vom Pferde, und blickte in die Höhe nach den Fenstern, aus welchen die Familie sahe.

Es ist Karl! rief Lipten, und ein lautes Geschrei erhob sich. Karl, Karl! riefen alle, und eilten die Treppe hinunter!

Anhang.

Erklärung
mehrerer im vorigen Abschnitte bezeichneter und anderer sinnverwandter Begriffe.

Anmuthig, angenehm, lieblich, reizend, hold.

Die drei ersten Begriffe scheinen fast einerlei zu sein, und die Wörter reizend und hold sehr nahe an dieselben zu grenzen. Aber folgende Beispiele werden zugleich ihre Verschiedenheit und ihren richtigen Gebrauch lehren.

Wir sagen:

dein Besuch ist mir angenehm,
eine angenehme Unterhaltung,
ein angenehmer Zeitvertreib,
eine angenehme Nachricht;

hier kann man weder anmuthig noch lieblich setzen. Wir sagen ferner:

eine anmuthige Gegend,
ein anmuthiges Ruheplätzchen,
eine anmuthige Lage hat die Stadt,
ein anmuthiges Dorf.

Statt des gebrauchten Wortes anmuthig kann man lieblich und angenehm setzen; aber

man wird fühlen, daß der Sinn verändert und geschwächt wird. Wir sagen ferner:

der Wein schmeckt lieblich (nicht anmuthig; doch angenehm),
eine liebliche Stimme,
ein liebliches Gesicht,
ein lieblicher Geruch.

Angenehm kann hier alle Mal stehen; aber anmuthig nur bei Gesicht.

Aus diesen Beispielen können wir folgern, daß die Wörter angenehm, anmuthig, lieblich eine Eigenschaft der Dinge ausdrucken, die in uns Vergnügen erweckt. Sie unterscheiden sich auf folgende Art.

Angenehm steht allein da, wo es den Genuß des Geistes bezeichnet. Weil aber der Geist bei jedem Vergnügen mitgenießt, so kann ich jeden Eindruck, der Vergnügen in mir erweckt, angenehm nennen; es heißt also überhaupt: was meinem Begehrungsvermögen angemessen ist, und darum von mir als Genuß angenommen oder anerkannt wird. Daher kommt es nun, daß ich nicht sagen kann: eine liebliche oder anmuthige Unterhaltung, ein liebliches Gespräch, ein anmuthiges Buch, eine liebliche Nachricht; sondern angenehm setzen muß.

Will ich aber ausdrucken, daß etwas meinen Sinnen mehr schmeichle, als dem Geiste, so brauche ich das Wort lieblich. Durch seine Abstammung von lieben erhält dieses Wort noch den Sinn des sanften Eindrucks, so daß

wir ihm einen Vorzug dadurch einräumen, und ihm unsere Zuneigung schenken. Die Rose hat einen lieblichen Geruch, die Pomeranzenblüthe nicht. Ein Gesicht mit schwarzen, brennenden Augen, und mit Lippen, die immer bereit sind zu lauten Ausbrüchen der Freude, wird nicht lieblich genennet. Ein liebliches Gesicht denkt man sich sanfter, alle Züge müssen Milde verrathen, nur zum Lächeln müssen sich die Lippen verziehen, blonde Locken müssen auf die weiße Stirn fallen, und die blauen, freundlichen Augen überschatten. — Die Namen Löwenherz, Stahlhantsch ꝛc. sind wohlklingend, aber nicht lieblich. Der alte Rheinwein kann manchem angenehm schmecken; aber nicht lieblich. — Durch diesen Nebenbegriff des sanften, welches ein stärkeres Wohlbehagen in uns hervorbringt, hat lieblich mehr Ausdruck als angenehm.

Das Wort anmuthig beziehet sich nur auf den Genuß des Gesichts- und Gehörsinnes, z. B. der anmuthige Garten, der anmuthige Wald, der anmuthige Gesang der Vögel. Aber den Genuß der übrigen Sinne bezeichnet es nie. Daher kann man nicht sagen: ein anmuthiger Geruch, ein anmuthiger Geschmack. Das alte Wort Muth (Begier) liegt hier dem Worte anmuthig zum Grunde, und giebt ihm den Ausdruck des besondern Wohlgefallens. Es unterscheidet sich von lieblich dadurch, daß es nicht den Nebenbegriff des sanften Eindrucks hat. Ein Tan-

nenwald, ein Thal am rauschenden Strome, von Felsen unterbrochen, sind anmuthig, aber nicht lieblich.

Nun sagt man noch: eine reizende Gegend, ein reizendes, holdes Mädchen. Auf diese Wörter wollen wir jetzt aufmerksam sein.

Reizen heißt eine Gemüthsbewegung oder eine Begierde zur Heftigkeit bringen, z. B. zum Zorne reizen. Das Laster reizt den Menschen, indem es durch vorgespiegeltes Vergnügen seine Begierde zur Heftigkeit bringt, so daß er dieser folgt, ohne durch Ueberlegung zu widerstehen. Der Reiz in uns ist die aufgeregte Begier selbst; der Reiz außer uns ist das, was unser Begehren heftig erregt und an sich zieht. Eine reizende Gegend ist also eine solche, wo wir bei ihrem Anblicke vor Wonne niedersinken und immer dort bleiben möchten; sie erregt also unser Wohlgefallen in so hohem Grade, daß wir ihren Genuß immer haben möchten. Das nemliche gilt von einem reizenden Menschen; wir können uns nicht von ihm entfernen, und möchten immerfort den Genuß desjenigen haben, was uns an ihm so wohl gefällt. Die Reize müssen aber nicht alle Mal das edle und schöne zum Grunde haben, sie äußern auch nicht auf jeden gleiche Gewalt. Das kommt auf die Richtung des Begehrungsvermögens im Menschen an. Für einen hat die Musik Reize, für den andern nicht; die Natur hat auch nicht für jeden Reize; das Laster hat für den ersten Augenblick stärkere Reize als die Tugend.

Das holde Gesicht unterscheidet sich von dem reizenden dadurch, daß es durch den höchsten Ausdruck sittlicher Eigenschaften, z. B. der Bescheidenheit, Milde, Unschuld, Sanftmuth, Liebe ꝛc., unser reines Wohlgefallen ohne Begier erregt. Darum gebraucht man dieses Wort besonders von Kindern, Frauen und überirdischen Wesen, z. B. der holde Knabe; Maria, die holde Mutter Jesu; holder Genius; holde Tugend; holder Engel. Wer wird: ein reizender Engel, die reizende Tugend ꝛc. sagen?

Das Wort holdselig druckt den höchsten Grad des holden aus: denn dies angehängte Wort selig deutet auf einen Reichthum und Ueberfluß an demjenigen, was das vorhergehende Wort ausdruckt, z. B. armselig, glückselig, friedselig, mühselig, redselig, trübselig, leutselig, saumselig.

Gewinn, Nutzen, Vortheil.

Ein Vater, der ein Handwerker war, kam zu seinem Sohne, einem Gelehrten, und sahe eine Elektrisirmaschine stehen. Mein Sohn, fragte er, was für einen Nutzen hat denn diese Maschine? — Das hieß: was für ein Gut bringt dir denn diese Maschine durch ihren Gebrauch zuwege?

Wenn ich diese Glaswalze umdrehe, antwortete der Sohn, so zeigt sich ein gewisses Feuer, das wir Elektrizität nennen, und springt auf alle die Körper aus Metalle über, die du hier stehen siehest. Nun ist mir diese Maschine behilflich,

allerlei Versuche mit der erhaltenen Elektrizität zu machen, und das selbst mit Augen zu sehen, was ich in Büchern von den Wirkungen dieses sonderbaren Feuers gelesen habe, auch wohl manches neue zu entdecken, was noch nicht in Büchern stehet.

Das ist recht gut, erwiederte der Vater. Aber sage mir, was für einen Gewinn hast du denn davon, mein Sohn, wenn du das alles weißt? — Ich suche mich immer mehr über die Erscheinungen in der Natur zu belehren, antwortete der Sohn. Die erhaltene Belehrung und richtigere Erkenntniß sind mein Gewinn. — (Der Gewinn ist also das gute, welches man sich durch eigene Bemühung erwirbt.)

Aber so eine Maschine kostet wohl viel Geld? fragte der Vater weiter. Mir kostet sie nicht so viel, als andern, antwortete der Sohn: denn ich habe dabei den Vortheil gehabt, daß ich vieles selbst daran gearbeitet habe. (Hier ist also Vortheil das, was ich vor andern zu leichterer Erreichung meines Zweckes voraus habe.)

Wenn ich meine Kosten wieder haben will, fuhr der Sohn fort, so kann ich die Maschine mit Vortheile wieder verkaufen. (Jetzt gilt das Wort Vortheil vom Handel, und zeiget den Ueberschuß an, den ich nach Abzug des Aufwandes behalte.)

Ich hätte wohl Lust, einmal zu drehen, sagte der Vater; aber ich kenne nicht die Vortheile.

(Was meinte der Mann hier? Bei Ausübung eines Geschäftes zeiget Vortheil ein besonderes Mittel an, welches die Behandlung eines Dinges erleichtert. So hat der Kutscher seine Vortheile so gut, wie der Bildhauer, der Rechner so gut wie der Holzhacker. Es gehört zu allem ein Vortheil!)

Wenn ich mir nun ein Par Pferde halte, so will ich den Nutzen von ihnen haben, daß sie mich alle Tage spaziren fahren. Das heißt nun, ich will dadurch, daß ich Gebrauch von ihren Kräften mache, etwas erlangen, was ich für mich gut halte, es mag mir nun Aufwand verursachen oder nicht. Aber das Futter ist theuer; wenn ich mir nun Mühe gäbe, andere Leute zu finden, welchen ich meine Pferde zum Gebrauche verleihen könnte: so hätte ich noch Gewinn von den Pferden, wenn sie auch noch nicht das verdienten, was ihr Futter kostet. Vortheile (als Handelswort) hätte ich nicht davon, jedoch den Vortheil, daß ich meine Pferde gebrauchen könnte, so oft ich wollte, ohne erst nach fremden Pferden umherfragen zu lassen; ich hätte also zu leichterer Erreichung meines Zweckes etwas voraus.

Der Drechsler, welcher den Dreschflegel drehet, hat keinen Nutzen von demselben, aber Gewinn und Vortheil, und wenn er noch den Vortheil hat, daß ihm das Holz zuwächst, und er selbst die Vortheile beim Drehen versteht: so kann er beim Verkauf mehr Vortheile als ein anderer haben.

Der Bauer, welcher den Dreschflegel kauft, hat von ihm keinen Gewinn, aber Nutzen.

Für Vortheil kann man auch den Ausdruck reiner Gewinn gebrauchen. Ein Beispiel: die Lotterie hat den Zweck und zugleich den Nutzen, daß viele Menschen kleine Geldbeiträge zusammenlegen, damit diese in größern Summen unter weniger Theilnehmer durch das Loos vertheilt werden. Wer einen Beitrag liefert, will den Nutzen des angewendeten Geldes genießen; er sucht also Gewinn. Erhält er zehen Thaler zugetheilt, wenn er zwanzig Thaler eingesetzt hat: so hat er zwar einen Gewinn, aber keinen reinen. Wer wüstes Land anbauet, hat in dem ersten Jahre schon einen Gewinn, aber noch keinen Vortheil oder reinen Gewinn: denn die darauf verwendeten Kosten werden erst in vielen Jahren durch den größern Gewinn ersetzt.

Witz, Naivetät.

Der Witz beschäftiget sich mit Vergleichungen, indem er einen Gedanken durch ein Bild ausdruckt, das eben dieses sagt, was der Sinn des Gedankens ist. Zum Beispiele dienen Wielands witzige Worte: er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht; oder die Worte Gastons, Herzogs von Orleans, der ein armes Brautpar trauen sahe: hier wird der Hunger mit dem Durste vermählt! Der Witz kann ernsthaft, er kann aber auch Lachen erregend sein. Als man dem Spartaner, Leonidas, sagte, das Heer seiner Feinde, mit dem

er kämpfen solle, sei so groß, daß man vor der Menge Pfeile die Sonne nicht erblicken würde, antwortete er: so werden wir im Schatten fechten. Das war Witz: denn Leonidas hatte das Bild der vorigen Rede aufgefaßt, und eine Antwort gegeben, die dem vorigen Bilde angemessen war, doch vielen Sinn hatte. Es war aber zugleich ernsthafter Witz.

Türenne hatte einmal zum Scherze sich gegen den geistreichen Abbé Voiseron erzürnt gestellt. Voiseron hörte dieses, und eilte zu Türenne. Dieser kehrte sich um, so wie er den Abbé erblickte.

Ach, nun bin ich froh! rief der Abbé. Ich sehe, daß Sie mich nicht wie einen Feind behandeln.

Wie so? fragte Türenne erstaunt. Weil Sie nie einem Feinde den Rücken zugekehret haben, erwiederte Voiseron.

Das war Lachen erregender Witz. Der Abbé brachte Feind und Rücken zukehren in Vergleichung; weil aber ein Feind im Kriege, dem man nicht aus Furcht den Rücken zukehrt, und ein Feind im bürgerlichen Leben, von dem man sich verächtlich wegwendet, hier zusammengestellt sind: so ist der Witz komisch. Türenne mußte selbst lachen, und sagte: man kann nicht böse auf Sie sein, selbst nicht einmal im Scherze.

Von dem Witze ist nun Naivetät sehr verschieden. Als Rousseau durch die Küche schlich, um zur Strafe mit Verlust der Abendmahlzeit zu Bette zu gehen, nahm er von allen Abschied zur

guten Nacht, und sagte auch mit einem Seufzer zum Braten, der am Spieße stak: adieu Braten! Das war naiv. Hier war nichts überdachtes und gesuchtes in den zwei Worten, sie kamen ganz natürlich, und Rousseau sagte sie in seiner kindlichen Einfalt so hin, ohne weiter daran zu denken, ob die andern ihn deßwegen auslachen würden. — Der schlichte, natürliche Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen, ohne alle Rücksicht und Ueberlegung ist Naivetät; aber es gehöret noch dazu, daß so ein Ausdruck mehr enthalte, als der naiv sprechende dabei gedacht und empfunden hat.

Liegt in diesem Ausdrucke etwas ungereimtes oder dem Alter und den Kräften des redenden widersprechendes: so ist es eine alberne Rede! Wenn wir ein Kind fragen hörten: was denn aus dem alten Monde würde, wenn wir Neumond hätten? so würden wir diese Naivetät belachen. Lesen wir aber, daß ein erwachsener junger Mann, der Herzog von Rispernon, so gefragt hat: so belachen wir dessen Albernheit. Jener Müller, der bei einer großen Ueberschwemmung mit seiner Frau von der Kirche abgesondert war, entschloß sich, den Beichtvater vorzustellen, und seiner Frau auf ihr Sündenbekenntniß Verzeihung zuzusichern. Sie beichtete ihm aber gar zu schwere Vergehungen. Da rief er zürnend aus: ja, säß' ich nicht an Gottes Stelle — ich wollte dich, du Rabenaas! Das war sehr naiv!

Wenn der naive durch seine Rede belustiget:

so ist dieses nicht sein Wille. Er lacht dann oft mit, wenn andre erst lachen. Der witzige hingegen will oft durch scherzhafte Bilder zum Lachen reizen, und lacht selbst, indem er den Witz vorbringt. Als den König Ludwig den vierzehnten ein Sänger, der in zerrissenen Strümpfen erschien, versicherte, er könne aus seiner Stimme alles machen, antwortete jener: nun so dächte ich, daß er sich vor allen Dingen ein Par ganze Strümpfe daraus machte. Dabei mußte der König selbst lachen, und dieser Witz wird wohl bei jedem Leser Lachen erregen.

Geschwind, hurtig, schnell, schleunig, plötzlich, eilig, behend. Hastig, rasch, lebhaft, munter, lustig, aufgeräumt.

Ihr müßt heute geschwind [1]) essen! sagte Herr Holm zu seinen Kindern, denn mein Freund Weiße will uns in seinem neuen Kehrwagen *) um 2 Uhr spaziren fahren lassen. Ihr müßt euch doch ein wenig putzen, und habt daher nicht viel Zeit übrig. Darum eilet [2]); übereilet [3]) euch aber nicht!

Die Kinder setzten sich hurtig [4]) hin an den Tisch, und aßen die ihnen zugetheilte Suppe. Ein Löffel voll jagte den andern. Sie verlangten

*) Kehrwagen, eine Art Korbwagen mit vielen Sitzen, auch brandenburger Wagen, Stuhlwagen, Bauerkalesche rc. genennet.

weiter nichts, und sagten, sie wären nun völlig gesättigt. Dann sprangen sie schnell auf, und eilten in ihre Stube, um sich anzukleiden.

Der Wagen kam jetzt an; die Kinder waren noch nicht ganz mit Ankleiden fertig, und wurden unruhig. Aber diese Unruhe machte, daß sie ängstlich zitterten, und es ihnen endlich gar bange *) wurde. Julien fehlte noch das Sonnenschirmchen. Sie riß hastig [5]) alle Kommodenkasten auf und wühlte in den darin liegenden Sachen umher. Dadurch verlängerte sie aber ihr ängstliches Suchen: denn sie überwarf das Sonnenschirmchen mit andern Dingen, wenn sie ihm auch nahe war. Endlich fand sie dasselbe.

Als die Kinder die Treppe hinabgeeilt und an den Wagen gesprungen waren, vermißte Karl, erschreckend, sein Schnupftuch. Er kehrte schnell [6]) zurück, und kam in so kurzer Zeit wieder, daß noch nicht alle unterdeß auf den Wagen gestiegen waren.

Jetzt war der Wagen bestiegen, und ganz voll Menschen; dennoch rollte er schnell zum Thore hinaus: denn die Pferde gingen rasch [7]). Recht lebhaft [8]) freueten sich die muntern [9]) Kinder über die Pferde, und über das schnelle Fahren: denn die Steine schienen auf der Straße fortzulaufen, und die Bäume am Wege ihnen nachzueilen. Zuletzt wurden die Kinder recht

---

*) Siehe den ersten Theil der Kinderfreuden bei diesem Worte.

lustig [10]), lachten und sangen, und mißfielen ihrem Vater nicht: denn dieser war fast immer aufgeräumt [11]), und sahe es gern, wenn andere ihre Freude auf eine erlaubte Art laut äußerten. Doch plötzlich [12]) that es einen Knack, und der Wagen stürzte vorn nieder. Die Pferde liefen aber mit den Vorderrädern fort. Das hätte ein großes Unglück werden können; aber die Kinder hielten sich fest, und bekamen nur einen gewaltigen Stoß von dem Sitze. Karl sprang behend [13]) von dem Wagen, und die übrigen folgten ihm bedächtiger nach. Der Kutscher war von den Pferden auf die Erde gezogen, und eine kleine Strecke geschleift worden, ehe er die Zügel hatte fahren lassen.

Ein Reiter kam jetzt angesprengt, und erkundigte sich hastig nach dem Vorfalle und nach dem Befinden der Gesellschaft; dann ritt er schleunig [14]) den Pferden nach, um sie auffangen zu lassen.

1) Geschwind sollten die Kinder essen, d. h. in kürzerer Zeit, als gewöhnlich. Ein geschwinder Mensch ist also ein solcher, welcher in kürzerer Zeit etwas thut, als es andere thun. Wenn etwas in längerer Zeit, als gewöhnlich, geschieht, mit welchem Worte wird man dieses bezeichnen? L . . . . . m.

2) Eilen sollten die Kinder, d. h. in kurzer Zeit etwas zu verrichten suchen, weil sie nicht viel Zeit übrig hatten. Das Bestreben nach baldiger Verrichtung einer

Sache aus Mangel an Zeit ist die Eile. Wenn das Wort eilen als Bezeichnung eines geschwinden Ganges aus Mangel an Zeit gebraucht wird: so hat die Vergangenheit: ich bin geeilt. Z. B. ich bin auf die Post geeilt, damit mein Brief noch angenommen würde. Aber man muß sagen: ich habe geeilt, um den Brief fertig zu bekommen, weil hier von einer Beschäftigung die Rede ist.

3) Uebereilen sollten sich die Kinder nicht, d. h. eine zu kurze Zeit sich nehmen, in der etwas nicht gehörig verrichtet werden kann.

4) Hurtig setzten sich die Kinder an den Tisch. Dieses Wort ist fast dem Worte geschwind gleich; aber es bezeichnet nur die Bewegung des Körpers in kürzerer Zeit, als gewöhnlich. Geschwind kann von allem, was in kürzerer Zeit geschieht, gebraucht werden. Beim Gehen bezeichnet hurtig zugleich den kurzen Schritt, welcher in den ganzen Körper mehr Bewegung bringt: so wie ein Pferd beim Trabe den Reiter ununterbrochen in die Höhe stößt, beim Galoppe aber nicht. Darum braucht man das Wort hurtig auch nicht von Thieren, welche große Schritte machen, z. B. dem Pferde, Kamele, Elephanten, selten von erwachsenen Menschen, insbesondere von Männern sehr selten. Aber das Mäuschen läuft hurtig; die Kinder springen hurtig. Da, wo keine Bewegung des Körpers ausgedruckt wird, darf hurtig nicht stehen, z. B. Karl hat das Räthsel geschwind (nicht hurtig) aufge-

löst; er hat es sehr geschwind (nicht hurtig) gelernt; er ist schnell (nicht hurtig) gestorben.

5) Hastig riß Julie alle Kommodenkasten auf. Sie that hier etwas eifrig und geschwind aus innerer unruhiger Hitze. Wer einen Brief empfängt und aus dem äußern auf etwas unerwartetes schließt, bricht ihn hastig auf: er ist unruhig, begierig den Inhalt zu erfahren. Wer etwas unruhig zu wissen begehrt, fragt hastig, wie der Reiter in der obigen Geschichte. Wen die innere Unruhe antreibt, seine Gedanken schnell hervorzubringen, spricht hastig. Daher erklären sich die Ausdrucke: er ist hastig, ein hastiger Mensch; er ist hastig beim Spiele 2c.

6) Schnell kehrte Karl zurück, d. h. in einer nicht bemerkbaren Zeitdauer. Wenn die Pferde schnell laufen, bewegen sie ihre Füße in so kurzer Zeit, daß diese kaum bemerkbar ist. Wenn man ein Stäbchen schnell im Kreise herumschwingt: so glaubt man nicht ein Stäbchen, sondern einen durchsichtigen Trichter zu sehen. Man kann der Fortbewegung des Stäbchens mit dem Auge nicht folgen, und siehet dasselbe fast zu der nemlichen Zeit an den Ort zurückgekehrt, wo wir es erst gesehen haben. Wir mögen also in dem beschriebenen Kreise hinsehen, wohin wir nur wollen, so erblicken wir das Stäbchen.

7) Rasch gingen die Pferde, d. h. sie gingen schnell durch den innern heftigen Antrieb der Kraft und des Muthes. Ein schnelles Pferd bewegt sich in unmerkbarer Zeit-

dauer fort; das thut ein rasches Pferd auch; aber durch dieses Bestimmungswort wird zugleich die Ursache der Schnelligkeit angegeben: es drångt und treibt die hervorstrebende Kraft die Pferde, sie müssen sich ausarbeiten, und schnauben und hauen in die Erde, wenn sie nicht dahinbrausen können. Der Blitz ist schnell, wenn wir nur auf die unbemerkbare Zeitdauer seines Erscheinens sehen; aber er ist rasch, wenn wir die Kraft ausdrucken, mit welcher er sich durch die Luft schnellt, und gleichsam durch jeden Zickzack sich vom neuen stemmt und fortstößt. Ein rasches Mädchen wird man selten unter den vornehmen Ständen finden; aber auf dem Lande begegnen uns deren genug. Sie haben einen Ueberfluß an Kraft, und diese bricht wie ein elektrischer Funke gleichsam mit Geräusch aus ihnen hervor. Sie wagen sich an die schwersten Arbeiten, ringen und balgen sich mit den Bauerburschen, und verrichten alles mit Schnelligkeit. Ihr Gang ist ausdrucksvoll, sie reißen sich gleichsam durch, ihr äußeres gleicht einem hohen Baume, an dem sich alle Blätter und Zweige bewegen. Weil die Aufwallung des Geblütes ein Grund dieser Schnelligkeit ist: so ist das Gemüth immer in Bewegung und wenig zur ruhigen Ueberlegung gestimmt. Daher deutet das Wort rasch (von geistiger Thätigkeit gebraucht,) auf ein schnelles Hinstürmen ohne ruhige Ueberlegung, bloß durch den Antrieb der Gemüthsbewegung erzeugt, z. B. jugendlich rasch handeln; ein rascher Entschluß.

8) Lebhaftigkeit ist die rege Lebenskraft, welche den Geist und Körper zur Thätigkeit reizt. Der Lebhafte befindet sich in diesem Zustande. Lebhafte Kinder wollen immer beschäftiget seyn, bemerken alles, fragen nach allem, wollen über alles Belehrung haben. Wenn sie nicht gehörig beschäftiget sind, oder ihre Thätigkeit nicht gut geleitet wird: so verfallen sie auf unerlaubten Zeitvertreib, werden muthwillig *) und begehen dumme Streiche. Lebhafte Menschen empfinden weit stärker als andere, daher bezeichnet das Wort lebhaft, von Empfindungen und Vorstellungen gebraucht, einen stärkern Grad derselben, z. B. sich lebhaft freuen, sich eine Sache lebhaft vorstellen.

9) Munter sind die lebenden Wesen, wenn sie aus Gefühle des Wohlseins zur fortdauernden Bewegung geneigt sind. Wenn die Kinder nicht munter sind: so haben sie entweder nicht ausgeschlafen, oder sie sind krank. Der Vogel, der auf dem Baume hin und her springt, und sich auf dem Zweige mit leichten Schnellungen des Schwanzes wiegt, thut dieses aus einem gewissen Wohlbehagen und ist munter. So springt die muntere Herde auf dem Weideplatze umher und spielt. Es ist nicht die

*) Muthwille ist nichts weiter als der höchste Grad der Lebhaftigkeit, in so fern sie andern schädlich wird, ohne daß es die Kinder wollten. Sie suchten nichts als ihr Vergnügen.

Folge, daß der muntere auch lebhaft sei, weil bei der Lebhaftigkeit der Geist mit Theil nimmt, bei der Munterkeit nur das Gefühl.

10) Lustig ist der, welcher das Gefühl des Wohlseins durch laute Ausbrüche der Freude äußert. Daher kann man diesen Ausdruck von Thieren nicht gebrauchen. Ein lustiger Mensch tanzet und springet, hüpfet und trallert, schlägt oft aus Ueberfluß des Freudengefühles auf die andern los, und lacht und treibet Scherz und Muthwillen.

11) Aufgeräumt ist derjenige, bei dem alles entfernt (aufgeräumt) ist, was sein Gefühl des Wohlseins stören könnte. Es ist nicht nöthig, daß er dieses Gefühl laut äußere; er ist aber dazu geneigt. Wenn jemand sagt: ich kann heute nicht scherzen, denn ich bin nicht aufgeräumt: so heißt dieses, es ist etwas vorhanden, was das Gefühl meines Wohlseins störet, also Unlust in mir erweckt.

12) Plötzlich ist das unerwartet schnelle. Der Blitz schlägt schnell und rasch ein; aber er kann auch plötzlich einschlagen, wenn er ganz unerwartet erscheint.

13) Behende sprang Karl von dem Wagen; es geschahe nicht allein geschwind, sondern auch mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Wenn ein Kind hinfällt, und es weiß sich nicht nur geschwind, sondern auch mit Geschicklichkeit und ohne Anstrengung emporzuheben: so ist es behende. Ein anderes, wel-

ches dort liegt, sich mühsam auf den Bauch wälzt, und mit Anstrengung den Körper auf die Hände und Füße zu bringen sucht; dann aber die Hände erst auf die Knie stützt, um sich völlig aufzurichten — ein solches Kind ist unbehilflich. Einen besondern Ausdruck für die behende (oder mit Schnelligkeit, Leichtigkeit und Geschicklichkeit verbundene) Drehung des Körpers haben wir in dem Worte flink, z. B. er tanzt flink, er drehet sich flink um. Ein Mädchen, das flink gehet, dreht sich bei jedem Schritte auf den Schuhspitzen, so daß dadurch ein tanzender Gang entstehet. Es ist Schade, daß dieses Wort flink in der edlen Schreibart nicht gebräuchlich ist.

14) Schleunig ritt der Reiter fort. Der Verzug schadete. Er hätte können sich länger bei den Spazierfahrern aufhalten, und dennoch schnell fort reiten. Aber er ritt ohne Verzug schnell fort, und das ist schleunig. Der Ausdruck: er ist schnell gestorben, beziehet sich allein auf die Art des Sterbens: denn mancher stirbt langsam, oder die Lebenskraft weicht in längerer Zeit von ihm. Aber der schleunige Tod deutet zugleich darauf hin, daß zwischen der Zeit des gesunden Zustandes und der des Sterbens kein bemerkbarer Zwischenraum war. Wen der Schlag bei Tische rührt, der stirbt schleunig, und, weil dieses unerwartet geschieht, plötzlich. Wer nach einer kurzen, aber gefährlichen Krankheit entschläft, stirbt schnell. Wer auf dem Krankenlager noch mit den Umstehenden spricht, sich um-

drehet und verscheidet — der stirbt ebenfalls schnell, und zugleich plötzlich, weil man den Tod noch nicht so nahe geglaubt hatte; aber er stirbt nicht schleunig. Beschleunigen heißt ohne Verzug etwas zu Ende zu bringen suchen, z. B. den Rechtsstreit beschleunigen, den Tod beschleunigen, die Reise beschleunigen.

Fein, dünn, zart, — grob, dick, fest, stark.

Das feine ist das, was unsern Sinnen wenig bemerkbar ist, z. B. feiner Regen, eine feine Spitze, feiner Sand, eine feine Stimme, ein feiner Geruch. Es kommt aber nun viel darauf an, ob sich das feine auf die Gestalt oder die Bestandtheile eines Dinges beziehet. Bestimmet es den Stoff näher; so verstehet man eine so genaue Zusammenfügung der kleinsten Bestandtheile darunter, daß sie wenig bemerkbar ist. Man halte nur Postpapier und Löschpapier gegen einander. Wodurch unterscheidet sich jenes vorzüglicher, als durch die genaueste Verbindung der möglichst kleinen Bestandtheile? Weil durch die Glättung auch die Bestandtheile mehr zusammengedrückt werden, so erhält das geglättete auch oft den Namen des feinen, obgleich mit Unrecht. Denn ein Messer aus grobem Eisen kann viel Glätte haben, und es wird doch darum nicht fein sein. So kann das feine auch ohne Merkmal der Glätte bestehen, und recht gut rauhe Ober-

flächen haben: z. B. feine, von einander gebrochene Kreide; feines, mit einer groben Säge getrenntes Holz. Bei dem feinen Tuche siehet man auf die Faden und die Wolle, und je weniger die Zusammenfügung der Faden zu bemerken ist, desto feiner ist das Tuch. Der Gegensatz des feinen ist das grobe, wenn es auf Bestandtheile, und das plumpe, wenn es auf die Form gehet. Der Schlosser kann aus dem feinsten Stahle ein plumpes Schloß machen; aus grober Wolle kann man aber keinen feinen Faden spinnen.

Es ist aber nicht nothwendig, daß alle Mal das feine auch dünn sei: denn man kann aus feiner Wolle einen dicken Faden spinnen, und aus feinem Zinne einen dicken Teller gießen. Freilich kann, umgekehrt, aus dem groben nicht leicht etwas dünnes werden: weil die sehr merkbare Zusammenfügung größerer Bestandtheile dieses nicht erlaubt. Doch ist das Papier, zwischen welches der unechte Goldschaum gelegt wird, dünn, ohne fein zu sein.

Das dünne ist nur die geringe Ausdehnung in die Dicke. Die Dicke ist aber die Ausdehnung durch das innere eines Körpers, gemessen von der einen Breitenfläche bis zu der entgegengesetzten.

Auch ist es noch nicht nöthig, daß das feine zart sei. Ein Rosenblatt ist fein: denn seine Bestandtheile sind klein und sehr genau zusammengefügt; aber diese Zusammenfügung ist doch so lose, daß sie bei leichter Be-

rührung verletzt oder zerrissen wird. Darin bestehet das zarte. Das zarte muß alle Mal fein sein, das feine nicht alle Mal zart.

Dickes Velinpapier ist sehr fein, aber nicht zart; es ist stark. Ein dünner, feiner Seidenfaden kann immer fest sein; hingegen der von dem Kokon abgewundene, noch nicht gedrehete Faden ist fein und zart. Hier erklären sich zugleich die Wörter stark und fest.

Fest ist etwas, in so fern es seiner genau zusammenhangenden Bestandtheile wegen dauerhaft ist; stark ist es, in so fern es seiner Dicke und Steifheit wegen Dauer hat. Das Tabakspapier ist dick und grob, aber nicht steif, darum ist es nicht stark. Das Zuckerpapier ist stark, weil es dick und steif ist.

Die Wäsche stärken heißt sie steif machen durch feines Mehl, welches der steifmachenden Eigenschaft wegen Stärke genennet worden ist.

Selbst ein starker Mann unterscheidet sich darin von dem dicken, daß bei ihm nicht allein auf die Dicke der Muskeln, sondern auch auf deren Spannbarkeit und die davon abhangende Kraft gesehen wird. Eine dicke Eisenstange ist stark; eine dicke Fackel aus Gummi elastikum ist nicht stark, denn sie ist so beweglich, daß man sie um den Leib winden kann. Weil man aber nicht im Stande ist, sie zu zerreißen, und kaum mit einer Spitze in dieselbe einzudringen vermag: so ist sie fest. Starkes Tuch kann zwar feine Wolle

haben, aber es ist dick und steif; das feste Tuch kann hingegen sehr dünn sein *).

Lasset uns von obigen Wörtern noch einige Anwendungen machen.

Die Wachszellen der Bienen sind fein, weil sie aus äußerst kleinen Bestandtheilen bestehen, deren Zusammenfügung uns unbemerkbar wird;

sie sind dünn, weil sie geringe Ausdehnung in die Dicke haben;

sie sind zart, weil ihre Bestandtheile des losen Zusammenhanges wegen leicht getrennet werden können.

Die Haut jenes Mädchens ist fein in Rücksicht auf ihre Bestandtheile, dünn in Rücksicht ihrer geringen Ausdehnung in die Dicke; (die Adern scheinen durch;) sie ist zart in Rücksicht ihres losen Gewebes und ihrer Verletzbarkeit.

Wer eine zarte Haut hat, kann sich der Kälte nicht aussetzen; wer eine dünne Haut hat, kann schwere Handarbeiten nicht verrichten; die Haut wird gleich durchgerieben.

Das Porzellan ist fein und dünn, aber nicht zart, sondern fest. Eine Büste aus Wachse ist dick; aber zart.

---

*) Weil das starke leicht die Oberhand über alles andere gewinnt, so bezeichnet dieses Wort in anderer Verbindung auch das, was sich durch Kraftäußerung auszeichnet: z. B. eine starke Stimme, ein starker Geruch, ein starker Geist, ein starker Arm, ein starker Schuß, starker Wein, starker Tabak.

Eine Schrift ist fein, wenn sie dem Auge weniger bemerkbar ist; grob heißt der Druck, wenn er dem Auge sehr bemerkbar ist.

Eine Kante, aus Papier ausgeschlagen, ist fein, wenn die einzelnen Theile wenig bemerkbar sind; zart ist sie, weil sie leicht zerreißen kann; dünn ist sie — warum?

Auf sittliche und geistige Gegenstände angewendet, stehet fein immer bildlich. Ein feiner Mann ist der, bei dem alles, was Geschmack und Bildung fordern, so genau zusammengefügt ist, daß nirgends eine Lücke entstehet; ein feines Lob, ein feiner Witz kündigen sich nicht geradezu so an: jetzt soll gelobt, jetzt soll Witz gemacht werden; versteckt liegen Lob und Witz in der Rede. Daher verstehen auch weniger Menschen den feinen Witz. Wer auf eine feine Art jemand fragt, verräth nicht gleich die Absicht seiner Frage; sondern er sucht vielmehr die Antwort wie von ungefähr herbeizulocken. Ein feines Gefühl ist gleichsam aus kleinen Bestandtheilen zusammengewebt, und wird von Dingen gereizt, welche andere nicht empfinden; ein zartes Gefühl kann leicht verletzt, d. h. beleidiget werden.

Böse, ungehalten, unwillig, zornig, aufgebracht, erbittert.

Ferdinand spielte mit Karln auf der Straße, warf aber dessen Ball aus Muthwillen in den Rinnstein oder die Gosse. Karl hob den Ball auf,

fing an zu weinen und ging fort. Ich bin böse! sagte er, als Ferdinand ihn zurückhalten wollte. Dieser mochte ihn noch so sehr bitten, er sahe vor sich hin und sagte weiter nichts, als: ich bin böse, und mag nicht mehr spielen. Karl empfand eine Unlust über das Unrecht, welches Ferdinand that. Darin bestehet zwar das böse sein; aber es gehöret noch zur genauern Scheidung dieses Begriffes, daß der böse seine Unlust nicht anders äußere, als durch Vermeidung desjenigen, der die Ursache der Unlust gewesen ist. Wenn man auf einen Menschen böse ist: so siehet man ihn nicht an, höret nicht auf ihn, und sucht seine Gegenwart zu vermeiden. Dieses ist also der niedrigste Grad der Unlust über Beleidigungen.

Andere können aber den lauten Ausdruck empfundener Unlust nicht zurück halten, und diese heißen ungehalten. Zu einem Arzte, der sich zu Tische gesetzt hatte, kam eine arme Frau, welche ihn um Rath fragen wollte. Er empfand Unlust darüber, daß er nicht einmal ruhig essen konnte, und fuhr die Frau mit harten Worten an. Habt Ihr gefressen? fragte er. — Ja! — Nun so laßt mich, zum Henker! auch fressen. Schert euch früh her! bis um 9 Uhr stehe ich jedem Narren zu Dienste! Die Frau erwiederte: Nun, nun! sein Sie nur nicht so ungehalten! — Bediente sich diese Frau des rechten Ausdruckes?

Wenn der Grenadier Calabria kein Geld hatte, ging er zu dem Könige von Preußen, Friedrich dem zweiten, und bat ihn zu Gevattern. Der König konnte diesen Mann wohl leiden, und schenkte ihm stets etwas. Als aber der Grenadier das Gevatterbitten zu oft wiederholte, wurde der König zuletzt unwillig, d. h. er verlor den guten Willen zu einer Handlung aus Unlust über das unrechtmäßige Betragen des andern.

Konrad wollte Karln ein Stückchen Kuchen geben; aber wenn dieser danach griff, zog es jener wieder zurück. Als dadurch Karls Geduld ermüdet wurde, verlor er den guten Willen, wieder nach dem Kuchen zu greifen, aus Unlust über Konrads Betragen, und ging unwillig fort.

So werden wir unwillig, wenn uns jemand unnöthig auf sich warten läßt, wenn wir zu oft von jemand geneckt werden, wenn uns Leute mit albernen Gesprächen zu viele Zeit rauben. Es ist nicht nöthig, daß der Unwille sich laut äußere; er kann nur in der Verfinsterung des Gemüthes, welche aus der Abgeneigtheit des Willens entstehet, sich schwach zeigen.

Der deutsche König, Heinrich der vierte, († 1107) hatte dem sächsischen Grafen Otto von der Weser das Herzogthum Baiern widerrechtlich entrissen, und als dieser zu dem sächsischen Prinzen Magnus geflohen war, auch den letzten mit Krieg überzogen, und beide gefangen genommen. Darauf ließ er zur Unterjochung der Sachsen

am Harze Bergschlösser und Festungen anlegen, und durch fränkisches Kriegsvolk die Sachsen brandschatzen und zur Frohne beim Schlösserbau zwingen. Durch dieses empörende Betragen wurden die Sachsen aufgebracht. Sie traten in einen Bund zur Vertheidigung ihrer Rechte, sendeten erst Abgeordnete an Heinrich ab, und erschienen dann selbst, 60,000 Mann stark, vor Goslar, als Heinrich die Gesandten spöttisch zurück gewiesen hatte. Was heißt nun aufgebracht? Es heißt: durch das unrechtmäßige Betragen eines andern zu den Aeußerungen der höchsten Mißbilligung gereizt.

Darin unterscheidet sich der zornige von dem aufgebrachten, daß jener durch eine Beleidigung heftig im Gemüthe bewegt wird; daß aber diese Heftigkeit bald nachläßt, während ihrer Dauer aber die Besonnenheit gewöhnlich gefangen hält. Der aufgebrachte hingegen wird nicht außer Fassung gebracht, nur die Mißbilligung des gethanen Unrechtes setzet alle seine Kräfte in Bewegung, um so stark als möglich sich zu äußern. Darum kann ein ganzes Volk aufgebracht, aber nicht erzürnt werden: denn nicht jedes Menschen Gemüth ist zum Zorne geneigt, oder kann so heftig beweget werden; aber jedermann kann zur höchsten Mißbilligung gereizet werden. Der erbitterte ist ferner unterschieden vom aufgebrachten; er ist, wie der gemeine Mann spricht, voll Gift und Galle; er braucht aber seine höchste Mißbilligung nicht laut zu äußern. Jeder

Gedanke an den Beleidiger erfüllt ihn mit Aerger (Galle, daher erbittert), und löscht den schwächsten Funken des Wohlwollens aus (daher Gift).

Vielleicht, es ist möglich, vermuthlich, wahrscheinlich, gewiß.

Alles, was geschehen kann, ohne daß es der Natur der Sache widerspreche, das ist möglich. Es ist möglich, daß der beste Mensch einen Fehler begehe. Wenn ich einen Freund vergeblich erwarte, kann ich sagen: es ist möglich, daß er krank geworden ist. Wenn ich also sage: es ist nicht möglich, daß mein Freund mir untreu werden könnte: so heißt dieses so viel, als: es stehet geradezu mit dem Charakter meines Freundes im Widerspruche.

Wenn ich die Erfahrung gemacht habe, daß etwas unter gewissen Umständen oft geschiehet, und daraus einen Grund für meine jetzige Behauptung herleite: so bediene ich mich des Wortes vielleicht.

Wenn ich sehe, daß ein kleines Kind die Nase immer reibt; kann ich sagen: es hat vielleicht Würmer.

Wenn ich sehe, daß ein Mensch auf einmal reich geworden ist, und ich die Ursache aufsuchen will, ohne weitern Grund: so kann ich sagen: er hat vielleicht einen Schatz gefunden.

Wenn ich aus dem vorhergegangenen auf das jetzige schließe, in so fern es nicht

nothwendig folgt, sondern nur folgen kann: so gebrauche ich das Wort vermuthlich. Wenn ich z. B. weiß, daß jemand eine Braut habe, und ich sehe ihn ein junges Mädchen zärtlich im Arme führen: so werde ich sprechen: das ist vermuthlich seine Braut. Ist es mir aber nicht bekannt, daß er schon verlobt sei: so kann ich nur sagen: es ist vielleicht seine Braut.

Wenn ich so viel Gründe habe, daß ich mich von der Wahrheit fast überzeugen kann: so setze ich das Wort wahrscheinlich. Wenn ich z. B. weiß, daß mein Nachbar gefährlich krank sei, und jetzt ein großes Klaggeschrei in dessen Hause vernehme: so kann ich sprechen: er ist wahrscheinlich gestorben.

Wenn ich mich durch hinlängliche Gründe überzeugt glaube, und besonders das Gegentheil nicht annehmen kann, drucke ich mich durch gewiß aus. So kann ich z. B. sprechen: Karl hat es gewiß nicht so gemacht, wie du es mir erzählest. Lies in diesem Buche: du wirst gewiß Belehrung und Unterhaltung finden.

Unnatürlich, widernatürlich, übernatürlich.

Unnatürlich ist alles, was der eigentlichen Beschaffenheit eines Dinges nicht gemäß ist. Es ist unnatürlich, wenn Aeltern ihre Kinder verlassen; es ist unnatürlich,

wenn sich ein Mädchen einen gezwungenen, steifen Anstand des Körpers giebt; es ist unnatürlich, wenn ein Kind mit zwei Köpfen geboren wird; es ist unnatürlich, wenn in einer Geschichte Begebenheiten zusammengereihet werden, die mit dem gewöhnlichen Gange der Dinge nicht übereinstimmen: z. B. Erscheinungen von Geistern.

Widernatürlich ist alles, **was den bisher bekannten Gesetzen der Natur widerspricht.** Es ist widernatürlich, daß ein Hund ein Ei lege; daß es Meilenstiefel gebe; daß ein Stein reden könne.

Uebernatürlich ist alles das, **was geschiehet, und nach den bekannten Naturgesetzen nicht erklärt werden kann.** Daß die Erde in freier Luft hangt und sich gesetzmäßig bewegt, ist bekannt; aber **wie** dieses zugehe, darüber geben uns die bisher bekannten Naturgesetze keine Auskunft; es ist dieses für uns **übernatürlich**. Das Wesen des Geistes ist übernatürlich.

Rauh, rauch.

Zwischen diesen Wörtern machen viele keinen Unterschied; wir müssen aber froh sein, daß wir hier für zwei Begriffe zwei Wörter haben.

Rauch ist das, **was mit Haren besetzt** ist; **rauh**, was störende Erhöhungen auf der Oberfläche hat. Das Gegentheil ist **glatt**. Weil das rauhe unangenehm für das Gefühl ist, und durch Reibung sogar andere Körper verletzt,

so nennen wir auch die Luft rauh, wenn sie unserm Gefühle unangenehm ist; so wie wir sie scharf nennen, weil sie in uns eine ähnliche Empfindung hervorbringt, wie die Schärfe eines Körpers, welche über uns weggezogen wird.

Weil ein Blasinstrument, welches eine rauhe innere Fläche hat, einen unangenehmen Ton von sich giebt; so nennt man die Menschenstimme auch rauh, weil sie gleichsam durch rauhe Organe vorgebracht wird.

Geputzt, geschmückt, prächtig, geziert. Putz, Schmuck, Pracht, Zierde.

Wenn ein armer Knabe, der vorhin in zerlumpten Kleidern einherging, jetzt eine reine und ganze Jacke anhat, sie mag auch noch so alt sein; wenn seine Leibwäsche weiß und rein ist: so sagt man wohl zu ihm: je, du hast dich ja heute geputzt! Ganz recht! Denn er hat heute sein äußeres gefälliger gemacht durch Entfernung des störenden und unangenehmen. — Wir gehen alle Tage geputzt, wenn wir Reinlichkeit, Uebereinstimmung und Anmuth des äußern zeigen. Wenn ein Bauerbursche wollene Strümpfe des Sonntages anziehet, ist er dennoch geputzt; wer aber bei Hofe in der einfachsten Kleidung mit wollenen Strümpfen erscheinen wollte, der würde nicht geputzt sein. Also gehöret das angemessene und schickliche besonders

mit zum Putze. Die Gerber tragen des Sonntags schöne Schürzen aus lohfarbener Wolle mit grünem Bande, und halten dieses für einen Theil des Putzes. Die Schlächter treten geputzt vor die Hausthür, wenn sie weiße Hemdeärmel und eine weiße Schürze haben. Wenn ein Schneider in diesem Putze vor die Hausthür treten wollte, was würden die Leute sagen? In engen, anliegenden Stiefeln siehet der Fuß geputzter aus, als in den modischen Stiefeln mit zwei Nähten. Warum? Weil jene dem Fuße eine gefälligere, diese ihm eine plumpe Gestalt geben. Die Katze putzt sich, wenn sie sich beleckt und die Hare glättet. Wir putzen das Silber, wenn wir die Unreinlichkeit abreiben, und ihm seinen Glanz wieder geben. Putzen heißt also: eine Sache gefälliger machen durch Entfernung des unangenehmen und störenden. Der Putz ist dasjenige, was auf die genannte Art eine Sache gefälliger macht.

Wenn ein Mädchen Rosen um das Har gewunden hat: so ist es geschmückt. Goldene Ketten schmücken den Hals, die Apfelblüthe schmücket den Baum, die Sterne schmücken den Abendhimmel, die Kornblumen das Getreidefeld. Hier ist überall dem ganzen etwas beigefügt, das sich vor andern auszeichnet, und selbst angenehm oder schön, aber nicht nöthig ist. Ich kann eine Stube aufputzen, wenn ich das schon vorhandene ordne und Reinlichkeit herstelle; wenn ich aber etwas neues, nicht zur Sache nöthiges, nur zur Ver-

schönerung hinzufüge, dann schmücke ich die Stube, z. B. durch Behängung der Wände mit Blumen, durch Aufhängung von Gemälden ꝛc. Der Putz ist also nothwendig, der Schmuck nicht. Schmücken heißt also, eine Sache anschaulicher und gefälliger machen, durch Hinzufügung von etwas ausgezeichnetem und schönen. Der Schmuck ist dasjenige ausgezeichnete, schöne, was einer Sache durch seine Hinzufügung ein gefälligeres anschaulicheres Ansehen giebt.

Es ist nicht nothwendig, daß der Schmuck glänzend sei. Grüne Eichenblätter sind schon Schmuck, wenn sie um das Haupt als Kranz gewunden werden. Das Laub ist der Schmuck der Bäume.

Wenn aber der Schmuck noch von derjenigen Beschaffenheit ist, daß er sich durch erhöheten Glanz auszeichnet, so heißet diese Beschaffenheit Pracht. Die Pracht ist also nicht ein für sich bestehendes Ding, wie Schmuck, sondern nur etwas an einem Dinge befindliches, eine Beschaffenheit des erhöheten Glanzes, welche eine Sache auszeichnet. Darum kann man nicht sagen: die Rose ist Pracht, sondern es muß heißen: sie hat Pracht, oder die Rose ist ein Schmuck.

Daher können wir wohl sagen, eine Sache schmücken, d. h. sie mit Schmuck versehen; aber nicht: eine Sache prangen; denn prangen

heißet: Pracht sehen lassen. — Die Rose prangt also, weil sie Pracht oder erhöheten Glanz vor andern Blumen zeiget, sie schmückt, weil sie eine Sache gefälliger macht, wenn sie mit ihr verbunden wird. Sie schmücket des Mädchens Har und prangt in des Mädchens Hare.

Ich kann sagen: der Sternenschmuck der Nacht: denn die Nacht ist mit Sternen geschmückt; aber es ist nicht erlaubt zu sprechen, die Sternenpracht der Nacht; weil die Sterne Pracht haben, und mit derselben die Nacht schmücken.

Zierde ist der einzelne Theil, welcher, seiner besondern Eigenschaft wegen, durch Hinzufügung das ganze auszeichnet. Z. B. der Bart ist die Zierde des Mannes, der Degen die Zierde des Soldaten, der Federhut die Zierde des Generals. Dieser Mann ist die Zierde der Stadt; diese Frau ist die Zierde der Weiber, d. h. durch ihre glänzenden Eigenschaften erhöhet sie die Würde des weiblichen Geschlechtes. Die Zierde braucht an sich nicht schön zu sein, sondern kann nur dadurch Werth erhalten, daß sie unter gewissen Bedingungen, besonders der Würde, da ist. Der Bart ist z. B. nicht allgemein schön, sonst müßte er auch ein Weib zieren; eben so der Degen. Der Federhut kann einen Holzhacker auf keine Art zieren, weil er dann nicht das Zeichen der Würde ist. Daher wird das Wort Zierde besonders von sittlichen Eigenschaften gebraucht.

Mahl, Mahlzeit, Gastmahl, Schmaus, Gelag.

Die umständlichere Handlung des Essens heißt Mahlzeit. Umständlicher ist sie, weil man sich erst zu einer bestimmten Zeit an einen gedeckten Tisch setzet, und die Speisen nach einer gewissen Ordnung zu sich nimmt. Mahl druckt das nemliche aus, doch ohne den ängstlichen Begriff einer bestimmten Zeit bei sich zu haben. Daher kann man auch ein Frühmahl sagen. Gastmahl ist eine Mahlzeit, welche fremder, eingeladener Personen wegen, veranstaltet ist. Weil man den Gästen alle mögliche Aufmerksamkeit schuldig ist, und ihnen durch Putz und Schmuck gefallen will: so hat Gastmahl den Nebenbegriff, daß es recht hoch und glänzend bei so einer Mahlzeit hergehe. Der Schmaus will nichts glänzendes anzeigen, bei ihm ist es nur darauf abgesehen, die wohlschmeckendsten Speisen mit vorzüglichem Wohlbehagen zu genießen. Daher kann ein Mensch für sich allein schmausen; und ein Holzhacker macht sich schon einen Schmaus, wenn er einmal ein Stück Schweinebraten mit vielem Wohlgefallen ißt. Das Gelag ist eine Zusammenkunft zum Essen und Trinken bei Ueberfluß der Speisen und des Getränkes. Gewöhnlich dauert ein Gelag lange, und findet sich noch unter dem Bauerstande. In alten Zeiten brachte jeder seinen Antheil zum Ge-

lage, und es ist noch hier und da diese Sitte nicht abgekommen.

Erwartung, Hoffnung, Furcht, Zuversicht, Vertrauen.

Heinrich sagte zu seiner Schwester: ich will dir etwas heimlich sagen! — Nun, ich bin voll Erwartung! antwortete die Schwester, als sie mit ihm an das Fenster gegangen war. Sie hatte also die Aufmerksamkeit der Seele auf das gerichtet, was kommen sollte. Darin bestehet die Erwartung. — Ich bin voll froher Erwartung, erwiederte Heinrich. Ich habe um den Dienst des verstorbenen Kammersekretairs angehalten, und hoffe, ihn zu erhalten. (Die Hoffnung ist die frohe Erwartung des guten, welches kommen soll oder kann.) — Aber ich fürchte, daß dir der niederträchtige Waldhaus wieder entgegen arbeiten wird, entgegnete die Schwester. Die unangenehme Empfindung bei Erwartung eines Uebels ist also die Furcht. — Ich möchte fast mit Zuversicht sagen, daß ich den Dienst erhalte: denn der Kammerrath Beulwitz hat mir versprochen, alles mögliche für mich zu thun, antwortete Heinrich. Die Gewißheit, mit welcher man etwas erwartet, ist Zuversicht. Setze dein Vertrauen auf diesen Menschen nicht, erwiederte die Schwester; er ist doppelzüngig und ein Heuchler. Du bist

nicht überzeugt, daß seine Worte aufrichtig sind! — Die Gewißheit, mit welcher ich von jemand, als von dem Urheber, etwas gutes erwarte, ist das Vertrauen.

Wir sind überzeugt, daß Gott das gute befördert. Im Vertrauen auf Gottes Beistand fangen wir daher ein gutes Werk an. Im Vertrauen auf ihn halten wir das aufgelegte Kreuz *) für eine Wohlthat.

Wir glauben mit Zuversicht, daß wir nach dem Tode fortdauern.

Wir hoffen, nach dem Tode mit unsern Lieben wieder vereinigt zu werden.

Wir fürchten, daß wir lebendig begraben werden könnten.

Wir sind voll Erwartung, was für ein Dasein wir nach dem Tode haben werden.

Untersuchen, forschen, erforschen, grübeln.

Prüfen, erproben, bewähren.

Wenn ein Schüler bei dem Lehrer klagt, daß er von einem andern geschlagen worden sei, so untersucht jetzt der Lehrer. Was thut er aber? Er strengt sich an, zu deutlicher Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Oder er wendet alle Mittel an, um die Begebenheit von allen Zusätzen zu befreien, welche sie

*) Siehe den ersten Theil der Kinderfreuden.

anders darstellen könnten, als sie wirklich gewesen ist. Wenn es ihm aber nicht gelingt, aus den verschiedenen Aussagen der Schüler die Wahrheit der Begebenheit zu finden: so lieget jetzt die Wahrheit tiefer, d. h. sie kann durch die gegenwärtigen Mittel nicht enthüllet werden. Jetzt denket der Lehrer zugleich über die Mittel nach, die er wählen soll, um die Wahrheit zu finden, er verdoppelt seine Anstrengung, und forscht nunmehr. Ist es ihm gelungen, die Wahrheit zu finden: so hat er sie erforscht. Forschen heißt also sich anstrengen, eine tiefer liegende Wahrheit durch neugewählte Mittel aufzusuchen. Ein Naturkundiger kennt die Gesetze der Natur, und kann durch dieselben viele auffallende Erscheinungen erklären; aber ein Naturforscher spürt den noch unerklärten Erscheinungen nach, und versuchet neue Mittel, um zu der Wahrheit zu gelangen. So erfand Guerike bei seinen Nachforschungen über die Luft ein neues Mittel, die Luftpumpe, um durch dieselbe der Wahrheit näher zu kommen. So sann Herschel über Verbesserung der Fernrohre nach, um die Gestirne genauer betrachten zu können. So machte Göz viele neue Versuche mit den Johanniswürmchen, um nähere Aufklärung über die Thierchen zu erhalten. Wer über Dinge nachforscht, wobei das Forschen vergeblich und unnütz ist, der grübelt, z. B. ob wir nach dem Tode einen Körper erhalten, der wie der unsrige aussiehet.

Die Schüler werden jährlich ein Mal öffentlich geprüft. Was heißt das? Man sucht zu entdecken, ob sie die geforderten Eigenschaften auch wirklich haben.

Von Sachen und Thieren gebraucht man das Wort probiren sehr häufig. Z. B. der kleine Stuhl scheint mir nicht fest zu sein. Darf ich ihn probiren? das heißt, darf ich zu entdecken suchen, ob er die geforderte Eigenschaft habe? So sagt man auch: die Pferde probiren.

Wenn ich mich überzeugen will, ob mein Diener die erforderte Eigenschaft der Treue habe: so stelle ich ihn auf die Probe oder ich prüfe ihn. Ich lege z. B. Geld an einen Ort, zu dem er auch gelangen kann, oder ich lasse den Schlüssel an meinem Geldkasten stecken. Bringt er mir das gefundene Geld, trägt er mir den Schlüssel nach, oder fehlt an dem Gelde nichts, so habe ich ihn erprobt. Erproben heißt also sich Beweise von dem Dasein der geforderten Eigenschaften wirklich verschaffen. Wenn mir hingegen der Diener auch das Geld stiehlt: so habe ich ihn doch geprüft aber nicht erprobt.

Wenn ich meinen Diener nie auf die Probe gestellt habe; er aber sich bei jeder Gelegenheit treu bewiesen hat: so ist er ein bewährter, treuer Diener, kein erprobter. Denn bewähren heißt den Werth eines Dinges durch die Erfahrung kennen lernen. Darauf gründet sich der Unterschied zwischen

einem bewährten und erprobten Freunde. Der bewährte gab mir von selbst ununterbrochene Beweise seiner Freundschaft, z. B. in der Zeit der Noth, der erprobte gab sie mir, als ich die Gelegenheit herbeiführte, ihn zu prüfen.

Ueberlegen, bedenken, erwägen.

Als ich eben diese Begriffe erklären wollte, erhielt ich einen Brief von meinem Herrn Verleger. In demselben schrieb er mir, daß die gesetzte Bogenzahl dieses Buches schon voll sei, und dennoch wäre das Buch noch nicht zu Ende. Es würden also mehr Bogen gedruckt werden müssen, und das wäre nicht gut: denn dadurch würde dieser zweite Band der Kinderfreuden theurer als der erste.

Was war nun zu thun? Ich mußte die Sache überlegen, d. h. ich mußte meine Gedanken auf das richten, was jetzt am zweckmäßigsten zu thun sei.

Indem ich überlegte, hatte ich mancherlei zu bedenken. Ich fand nemlich mancherlei Schwierigkeiten, und wurde besorgt, ein Mal, daß das Buch theurer würde, wenn ich nicht dasselbe so kurz als möglich beendete; das andere Mal, daß das Buch mangelhaft würde, wenn ich das abkürzte, was ich nun einmal meinem Plane nach dem Leser mittheilen mußte. Wenn man also die vorkommenden Schwierigkeiten bei einer Sache aufsucht, um Schaden zu vermeiden: so bedenkt man etwas.

Die

Die Schwierigkeiten waren gefunden, jetzt mußte ich erforschen, welches wohl geringern Schaden mit sich bringe? welcher Grund wohl den Vorzug verdiene? das heißt ich mußte erwägen. Da fand ich denn, daß es wohl besser sei, wenn eure Aeltern ein par Groschen mehr für das Buch geben, und dasselbe vollständig erhalten, als wenn sie durch Ersparung von ungefähr zwei Groschen etwas unvollständiges geliefert bekommen.

Trost, trösten, untröstlich, vertrösten.

Karl hatte ein Steckenpferd. Das brach er aus Versehen entzwei; darüber wurde er betrübt. Seine Mutter sagte zu ihm: lieber Karl, sei nicht betrübt, morgen wollen wir auf den Markt gehen und ein neues Steckenpferd kaufen. Karl wurde dadurch zufrieden, und sein Frohsinn kehrte wieder zurück. Die Mutter hatte ihn getröstet, und er fand den Trost darin, daß der Schaden wieder ersetzt werden sollte. Wenn man also einem betrübten durch irgend ein Mittel Zufriedenheit und Frohsinn wieder giebt, oder wenigstens seine Betrübniß mildert: so tröstet man.

Lottens Kanarienvogel war gestorben, sie weinte immerfort, und beklagte das Thier. Die

Mutter mochte sagen, was sie wollte, nichts konnte die Betrübniß vermindern, Lotte war untröstlich.

Wann werden Sie mich denn bezahlen? fragte der Schneider einen jungen Mann. Warten Sie nur bis auf den ersten, antwortete dieser. — Wann wird denn der erste kommen, an welchem Sie mich bezahlen? fragte jener. Sie haben mich immer von einem ersten zum andern vertröstet! Vertrösten heißt also jemand durch Hinweisen auf die Zukunft zufrieden stellen.

Thor. Narr.

Ein Herumträger bot mir Landkarten zum Kaufe, das Stück für vierzehn Groschen, an; die nemlichen konnte ich in jeder Buchhandlung für acht Groschen kaufen. Dieses sagte ich ihm. Er antwortete mir, daß er natürlich die Landkarten so wohlfeil nicht verkaufen könne, weil er doch auch etwas verdienen müsse, um leben zu können. Darauf drang er in mich, daß ich ihm doch einige abkaufen möchte, für zwölf Groschen wollte er das Stück lassen; aber wohlfeiler nicht. Da antwortete ich ihm: ich müßte ein Thor sein, wenn ich diese Landkarten kaufte. — Ich wäre ein Thor gewesen, wenn ich dieses gethan hätte, denn ich würde wider die Regeln der Klugheit gehandelt haben. Aber

diejenigen Leute sind auch Thoren, welche wider die Regeln der Weisheit handeln. Der Geizige ist ein Thor: denn das Geld ist sein bestes und höchstes, anstatt daß er seine Veredlung für das höchste und beste anerkennen und darnach streben sollte.

Sultan Haschid wurde ein Thor (S. 268. u. f.), weil er sich seinen Regierungsgeschäften entzog, und sich einem Schmerze hingab, der ihn zu nichts führte. Er handelte wider die Klugheit, welche uns die besten Mittel zu Erreichung eines Zweckes zu suchen befiehlt; er handelte wider die Weisheit, welche uns auf den besten Zweck hinweiset.

Ein lächerlicher Thor ist ein Narr. Wer sich durch zweckloses Jagen nach Modekleidern lächerlich macht, ist ein Modenarr. Wer sich durch sein Betragen andern zur Belustigung hingiebt, um dadurch seinen Beruf zu erfüllen, ist ein Narr. Wer durch sonderbares lächerliches Betragen Aufmerksamkeit erregen will, ist ein Narr. Ich müßte ein Narr sein, wenn ich dieses thäte! heißt: ich müßte so wider die Klugheit oder Weisheit handeln, daß ich von euch ausgelacht würde. Es giebt Trompeten von Blech, die das Gesicht mit Kienruß überschütten, wenn man in dieselben bläst. Böthe mir nun jemand so eine Trompete dar, daß ich hineinblasen sollte: so könnte ich ganz richtig sagen: ich wäre doch ein großer Narr, wenn ich hineinbliese!

Widerwärtigkeit, Bedrängniß, Drangsal, Ungemach.

(Verglichen mit Leiden, Elend, Noth, Unglück, Kreuz im 1sten Theil der Kinderfreuden.)

Jeder unangenehme Vorfall, der uns begegnet, ist eine Widerwärtigkeit. Wenn uns jemand unfreundlich behandelt, wenn wir in Zank mit jemand gerathen, wenn wir andere ungerecht handeln sehen: so erfahren wir schon Widerwärtigkeiten.

Das Ungemach hingegen ist das schmerzhafte körperliche Empfinden eines Uebels. Wer in den arabischen Wüsten reiset, leidet vom Durst viel Ungemach. Wer auf schlechten Wegen vom Postwagen zerrüttelt und gestoßen wird, leidet ebenfalls Ungemach.

Der Bedrängte ist eigentlich so in die Enge getrieben, daß er nicht weiter fliehen kann. Bedrängniß ist also der Zustand, in dem man Uebel empfindet, ohne Aussicht zur Hilfe. Die Einwohner in einer belagerten Festung sind bedrängt; ein Mensch, der seine Gläubiger nicht bezahlen kann, ist in Bedrängniß; eine Familie, die nicht weiß, woher sie den Unterhalt erhalten soll, ist in bedrängten Umständen. Der Bedrängte ist zugleich in Noth, wenn er auf die Hilfe anderer Ansprüche hat. Der böse

Schuldner wird nicht vom State unterstützt, sondern festgesetzt und gestraft. Wenn die Gläubiger von ihm Bezahlung fordern, ist er in Bedrängniß, aber nicht in Noth; denn er kann nicht erwarten, daß ein anderer ihm helfe. Die Sylbe sal zeigt den dauernden Zustand an, darum heißt Drangsal eine dauernde Bedrängniß. Die Drangsale des Krieges erhalten die Bewohner der Gegenden, wo Krieg geführt wird, in dauernder Bedrängniß.

Unlust, Wehe, Schmerz, Traurigkeit, Betrübniß, Leid, Trübsal.

Du kommst ja heute so finster aus der Schule wieder? sagte die Mutter zu ihrem Sohne Karl, der mit einem leidenden Gesichte in die Stube trat. — Ich weiß nicht, es ist mir heute nicht wie andere Mal, antwortete Karl. Ich habe auch nicht recht aufmerksam in der Schule sein können. Woran es liegt, weiß ich nicht. Dieses Gefühl des gestörten Wohlseins heißt Unlust. — Bei Tische aß Karl nicht, er sagte, der Hals thät ihm wehe. Jetzt hatte er ein stärkeres Gefühl des gestörten Wohlseins, und zwar mit Bewußtsein der Ursache, aus welcher dieses Gefühl entstand: denn in seinem Halse war eine nachtheilige Veränderung des gewöhnlichen Zustandes vorgegan-

gen. Dieses Halswehe veränderte sich bald in Schmerz, und Karln traten Thränen in die Augen. Er hatte jetzt eine heftige unangenehme Empfindung.

Auch von den unangenehmen Empfindungen des Geistes gebrauchet man das Wort Schmerz, und die Ausdrücke: es thut mir wehe, und es schmerzt mich. Aber sie bezeichnen nur den noch neuen Eindruck, den etwas auf uns gemacht hat, nach seiner Stärke. Werden unangenehme Empfindungen herrschend, so nennet man diesen Zustand Traurigkeit. Karl bekam eine Halsentzündung, und seine Mutter wurde sehr traurig, weil nicht allein der Gedanke an Karls Leiden, sondern auch die Gefahr des Todes ihr immerfort gegenwärtig waren. —

Karl war betrübt darüber, daß er die Schule versäumen mußte, und die Mutter so traurig sahe. Betrübniß ist auch Traurigkeit, aber das erste Wort sagt darum mehr als das letzte, weil es anzeigt, daß die Traurigkeit durch äußere Umstände veranlaßt sei. Liegt die Ursache der Traurigkeit im Menschen selbst: so heißt sie Leid; z. B. er empfand Leid darüber, daß er dieses gethan hatte; es that ihm leid. In einem andern Sinne zeiget Leid die Traurigkeit über den Verlust eines werthen Gegenstandes, oder die Traurigkeit über Beleidigung des sittlichen Gefühles durch andere an.

Trübsal zeiget die Dauer der Betrübniß an.

Vergnügen, Freude, Wonne, Heiterkeit.

Vergnügen ist das, was dem Triebe nach Lebensgenuß genüget, oder ihn befriedigt. Wir wollen das Leben auf eine angenehme Art genießen, daher muß das Vergnügen alle Mal eine angenehme Empfindung erwecken, und wird deßwegen überhaupt für angenehme Empfindung gebraucht: z. B. er sahe mit Vergnügen dem Spiele der Kinder zu; Lottchen will ihrem Bruder Vergnügen machen. — Freude ist das laute Vergnügen bei starker Gemüthsbewegung. Die Kinder haben Freude an sehr vielen Dingen. Ihr Vergnügen drucket sich immer laut aus, und steiget zu einem höhern Grade als bei Erwachsenen; aber die Freude höret auch bald auf. Das ist ihr eigen; sie kann von keiner langen Dauer sein, weil sie das Gemüth stark bewegt, und dieses der Ruhe endlich bedarf.

Wonne ist der höchste Grad des Vergnügens, an dem der Geist vorzüglich Theil nimmt. Hier ist jede unangenehme Empfindung entfernt, die Seele schwimmt gleichsam in angenehmen Gefühlen. So ist der bezaubernde Anblick einer Gegend für den gefühlvollen

Menschen eine Wonne; so ist der Genuß eines reinen Vergnügens unter sittlichguten Menschen Wonne; so ist das Andenken an die Würde der Menschheit eine Wonne.

Heiterkeit ist der Zustand, in welchem alle Hindernisse der Selbstzufriedenheit entfernt sind. Der Unglückliche hat bei allen Uebeln, die er empfinden muß, Heiterkeit der Seele, wenn ihm nichts Anlaß giebt, über sich selbst unzufrieden zu sein. Ein heiteres Gesicht trägt das Gepräge der Unschuld und Freude.

Wehmuth, Schwermuth.

Wehmuth ist mit dem Mitleide nahe verwandt. Sie ist die sanfte Traurigkeit, die aus Mitgefühle und Rührung entstehet. Der Wehmüthige ergießt sich leicht in Thränen, wenigstens schwimmt sein Auge stets, und drucket die Abwesenheit der leidenschaftlichen Trauer, und die stille Hingebung der Gefühle für die Leiden anderer deutlich aus. So lesen wir mit Wehmuth das Leiden Jesus; so hören wir mit Wehmuth den Tod Luthers erzählen; so stehen wir mit Wehmuth auf dem Kirchhofe vor den aufgehängten Todtenkränzen; so sehen wir mit Wehmuth den Sarg eines fremden Kindes hinab in das Grab senken.

Anders

Anders ist der schwermüthige. Ein Gegenstand der Trauer hat ihn so ergriffen, daß er alle Seelenkräfte in dem einzigen Gedanken daran vertieft; und die Schwermuth ist die Vertiefung aller Seelenkräfte in dem einzigen Gedanken an einen Gegenstand der Trauer. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, kann sich von der Traurigkeit so hinreißen lassen, daß sie nichts weiter denkt, als das, was auf den Tod ihres Kindes Bezug hat. Diese ist schwermüthig.

Hübsch, schön.

Manche Sprachforscher haben das Wort hübsch aus der edeln Schreibart verweisen wollen; aber was für ein Wort hätten wir alsdann, dasjenige auszudrucken, was unser gewöhnliches hübsch bezeichnet?

Schön ist das, was allgemein gefällt, ohne alle Rücksicht. Eine aufbrechende Rose, die Sonne, welche sich im Morgen empor hebet; der Mond am heitern Abendhimmel, der sich in dem See spiegelt, diese Naturbilder werden dem rohen Menschen wie dem gebildetsten gefallen. Wenn ein Gesicht den ungetheilten Beifall aller erhält, so ist es schön. Doch wenn viele sagen: das ist ein schönes Gesicht! aber einige indeß etwas dawider einzuwenden haben;

so ist es nicht schön: denn das schöne muß sich allen aufdringen. Dann werden jene Tadler sprechen: hübsch finde ich das Gesicht wohl; aber nicht schön! Das hübsche ist nemlich das, was in gewisser Rücksicht gefällt durch die Anmuth in der Gestalt, und durch das schickliche, angemessene und regelmäßige in dem Betragen.

Berichtigungen.

Seite 20, Zeile 4 von oben ist das Wort warum gebraucht, statt daß: aus welcher Ursache stehen sollte. Der letztere Ausdruck ist für kleine Kinder nicht so verständlich, als das geläufige warum. Darum ist es hier gebraucht worden, ob es gleich eigentlich so viel heißt, als: aus welchem Grunde.

In dem vierten Abschnitte wird man mehrere Wörter mit darüber gesetzten Sternchen finden. Sie deuten auf die Erklärung dieser Wörter im Anhange.

Druckfehler.

Seite 106. Zeile 2. von oben lies einem statt meinem.

— 110. — 3. v. o. l. Und st. Um.

— 142. — 6. v. u. l. Hilfe st. Hülfe.

— 155. — 13. v. o. l. Amboße st. Ambosse.

— 162. — 6. v. u. l. Hölzer st. Hölze.

— 171. — 10. v. o. l. andern st. andere.

— 175. — 4. v. u. l. voreilige st. voreilig.

Seite 180. Zeile 9. v. u. l. mochte st. möchte.
— 260. — 3. v. o. l. Goldmacher statt Geldmacher.
— 266. — 3. v. o. l. wüßtest. wußte und Z. 4 l. hätte st. hatte.
— 290. — 3. v. u. l. Flecke st. Flecken.
— 310. — 7. v. u. l. bis es st. bis er.
— 314. — 3. v. o. l. gehöret st. gehet.
— 315. — 6. v. u. l. weiblichen st. weibliche.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Jarl

Kinderfreuden ein Seitenstück des Stoffes zur Bildung des Geistes und Herzens

Bd.: 2

Berlin (1806)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.435(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301569-3